



## Lebensgeschichten aus kommunistischer Zeit

Anregungen zur biographischen Arbeit in Seelsorge

Dokumentation von Beiträgen der Fachtagung  
in Krzy owa/Kreisau März 2011

ISSN: 143-8962

**Nr. 18**

**Intercultural Pastoral Care and Counselling**  
**Interkulturelle Seelsorge und Beratung**

# Inhaltsverzeichnis

<b>Einleitung</b> í í í í í í í í í í í í í í í í	S. 3
<b>Kommunismus</b> Zur Geschichte einer gescheiterten Idee í í í í í . <i>Hartmut Ruddies</i>	S. 6
<b>Polen</b> Erfahrungen im Krieg und in kommunistischer Zeit í <i>Władysław und Małgorzata Narkiewicz</i>	S. 12
Do wiadczenia ycia w komunizmie jako duszpasterskie i historyczne wyzwanie .....	S. 27
Lebenserfahrungen im Kommunismus als seelsorgliche und historische Herausforderung í .. <i>Ryszard Borski</i>	S. 44
<b>DDR</b> Lebensbilder aus der DDR í í í í í í í í í í ..í <i>Sabine Beck / Klaus-Dieter Cyranka / Norbert Peikert</i>	S. 63
<b>Russland</b> Eine Lebensgeschichte zwischen Russland und der DDR í í í í í í í í í í í í í í ..í í í í <i>Nadja Tiptenko</i>	S. 81
<b>Slowakei</b> Mut zum Leben des Glaubens in der Öffentlichkeit Gesellschaftlicher Kontext und persönliche Geschichten im Dienste des Herrn í í í í í í í í <i>Julius Filo</i>	S. 93
Das letzte Wort hat Gott – Eine Lebensgeschichte aus der kommunistischen Slowakei í í í í í ..í í <i>Miroslav Hvozďara</i>	S. 103
<b>Ungarn</b> šDer Käfig ist geöffnetö Personen, Bilder und Szenen aus meinem Lebení ..í . <i>Sándor Ferentzi</i>	S. 110
<b>Zur biographischen Arbeit in Seelsorge</b> Biographien: Konstruktion des Selbst ó Deutungen des Lebens í í í í í í í í í í ..í ..í í í í <i>Helmut Weiß</i>	S. 117
Mythobiographie - Biographische Reflexionen und christlicher Glaube im Spiegel osteuropäischer Biographiení í í ..í í í í í í ... <i>Balázs Siba</i>	S. 123
<b>Der Ort der Tagung: Krzy owa/ Kreisau</b> í í í í .	S. 137

# Einleitung

---

Mit dieser Nummer der Schriftenreihe *„Interkulturelle Seelsorge und Beratung“* der *Society for Intercultural Care and Counselling* *ó* *SIPCC* werden Beiträge einer Fachtagung vom März 2011 in Kry owa/Kreisau, Polen dokumentiert.

Im April 2009 führte die SIPCC mit der Stiftung Kreisau (Kry owa) und dem Pfarrverein der Evang. Kirche in Polen eine Fachtagung mit dem Thema *„Prophetische Seelsorge“* durch, in der der polnische und deutsche Widerstand gegen die Diktatur des Nationalsozialismus bzw. die deutsche Besatzung in Polen beleuchtet wurden. Das Ergebnis der Tagung ist in einem Band in polnischer und deutscher Sprache mit dem Titel *„Prophetische Seelsorge“* erschienen (Augustana Verlag, Bielsko-Biala). Da diese Tagung ein guter Erfolg war, wurde von SIPCC und der Stiftung Kreisau entschieden, die Zusammenarbeit fortzusetzen und nach Möglichkeit auszuweiten. Auf jeden Fall sollten weitere Länder aus Mittel- und Osteuropa einbezogen werden.

Dies gelang, indem noch zwei weitere Kooperationspartner gefunden wurden: Das *Gyökessy Endre Seelsorgeinstitut*, Kecskemét, Ungarn und die *Evangelische Theologische Fakultät der Comenius Universität*, Bratislava, Slowakei.

Als Themenschwerpunkt wurde in der Vorbereitung die kommunistische Zeit anvisiert und so das Thema gewählt:

## *Lebensgeschichten aus kommunistischer Zeit*

### Biographisches Arbeiten in Beratung und Seelsorge

Diese Tagung hatte einmal zum *Ziel*, Begegnungen und den Austausch zwischen Polen, Deutschen und Menschen aus Mittel- und Osteuropa zu fördern. Schon bei den Vorbereitungen war deutlich, dass dafür die Zeit des Kommunismus sehr geeignet sei, da sie vor allem in Beratung und Seelsorge kaum aufgearbeitet wurde.

Ein weiteres Ziel war, zu untersuchen, welche Auswirkungen die kommunistische Diktatur auf das Leben der Menschen damals hatte. Das war in verschiedenen Ländern und Kontexten und auch individuell unterschiedlich. Aber auf jeden Fall hat diese Zeit Menschen geprägt und vielfach auch zu Gewissenskonflikten geführt. Gerade wer sich als Christ verstand und sich zur Kirche hielt, war mit einer Ideologie konfrontiert, die religions- und kirchenfeindlich war. Die Lebensmöglichkeiten und die Einschränkungen von damals sollten deutlich werden.

Im Mittelpunkt der Tagung standen *Lebensgeschichten* aus einigen ehemals kommunistischen Ländern. Frauen und Männer erzählten von sich und ihrem Erleben damals und gaben so die Möglichkeit, die Zeit zu reflektieren. Dies regte an, die eigene Biographie anzuschauen und zu bedenken.

Wichtig war, einen *beraterischen und seelsorglichen Umgang* mit Biographien einzuüben. Ernsthaftes Zuhören, eine Einstellung, nicht zu urteilen oder gar zu verurteilen, die Bereitschaft, sich mit der Wahrheit auseinander zu setzen und die Möglichkeit, die eigene Lebensgeschichte in einem neuen Lichte zu sehen und sich auch mit Schuld zu versöhnen, sind Eigenschaften, die für biographisches Arbeiten in Beratung und Seelsorge Ausgangspunkte sind. Die Vergewisserung, dass unsere Lebensgeschichte von Gott her neue Dimensionen bekommt und er uns anbietet, uns auch mit unserem Leben und unserer Vergangenheit zu versöhnen und sich erneuern zu lassen, bildete die geistliche Grundlage. Als Motto für die Tagung wurde der Psalm der Tagungswoche gewählt: *„Hoffet auf den Herrn allezeit, schüttet euer Herz vor ihm aus; Gott ist unsere Zuversicht.“* (Psalm 62, 9)

Ort der Tagung war *Krzy owa / Kreisau*, ein Ort des Widerstandes gegen Diktatur und der Versöhnung zwischen Polen, Deutschland und den europäischen Völkern.

Die Veranstalter waren überrascht von dem großen Echo, das die Tagung fand. Zunächst für etwa 45 *Teilnehmende* ausgelegt kamen dann 70 Frauen und Männer aus Polen, Deutschland, den Niederlanden, Ungarn, Slowakei, Tschechien und Russland. Hätte es mehr Übernachtungsplätze gegeben, hätten noch weitere Interessenten kommen können. Uns als Veranstaltern tat es leid, etwa 10 Personen absagen zu müssen.

Sehr dankbar sind wir für vielfältige *Unterstützung*, vor allem von der Gesellschaft für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit, dem Visegrad Fund und der Bundesstiftung Aufarbeitung zur SED-Diktatur.

Neben Vorträgen gab es im *Programm* Gesprächsrunden im Plenum, Workshops und Kleingruppen. Von vielen Teilnehmenden wurden gerade auch diese Kleingruppen besonders geschätzt, weil sie Gelegenheiten boten, sehr persönlich aus der eigenen Lebensgeschichte zu erzählen. Manche meinten, so offen hätten sie über ihr Erleben in kommunistischer Zeit bisher kaum erzählt.

Ein besonderes Erlebnis war, dass *Joachim Gauck*, ein prominenter DDR-Bürgerlechter der ersten Stunde und der ehemalige Bundesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes zu der Tagung kam und eine Lesung aus seinem Buch *Winter im Sommer ó Frühling im Herbst* hielt. Abschnitte aus seiner Lebensgeschichte bewegten die Zuhörer und verdichteten manche Eindrücke der vorangegangenen Tage. Joachim Gauck war 2010 als Kandidat für das Amt des Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland vorgeschlagen worden. Die Zuhörenden bekamen den Eindruck, dass er mit seiner Lebensgeschichte ein würdiger Vertreter dieses Landes in diesem hohen Amt gewesen wäre.

In dieser *Dokumentation* kann natürlich nicht die Fülle der Beiträge wiedergegeben werden. Die schriftlich vorliegenden Vorträge sind hier enthalten, ein Vortrag, nämlich von Ryszard Borski, in Polnisch und Deutsch.

Aus Tonbandmitschnitten sind drei Berichte gekürzt und leicht bearbeitet aufgezeichnet, aus Polen, der DDR und Russland.

Zwei Texte geben einen Einblick in biographische Arbeit. Es ist einmal ein mehr theoretischer Hintergrund, der in einem Workshop dargestellt wurde. Anhand dieses Textes wurde dann an einem biographischen Fallbeispiel aus Polen konkret demonstriert, wie biographische Arbeit in Seelsorge durchgeführt werden kann. Eine Grundthese dieser Biographiearbeit, nämlich dass individuelle Lebensgeschichten in Weltgeschichte eingebettet sind und dass diese Zusammenhänge in Seelsorge und Beratung beachtet werden müssen, zieht sich durch die ganze Dokumentation. Der zweite Text stammt aus einer Forschungsarbeit, in der untersucht wird, wie sich Religiosität in osteuropäischen Biographien auswirkt.

Die Herausgeber hoffen, dass sich Leserinnen und Leser durch die Lektüre angeregt fühlen, sich mit dem Phänomen des Kommunismus und seiner Wirkungen auseinanderzusetzen, denn diese die *šIdee des Kommunismus* hat nicht nur die Geschichte des 20. Jahrhundert stark besetzt, sondern auch auf die Lebensgeschichten von Millionen Menschen einen bleibenden - auch negativen ó Einfluss ausgeübt. Weiterhin bleibt wichtig, auf die Lebensgeschichten der Menschen zu hören, die in dieser Zeit gelebt haben und von ihr geprägt sind. Es ist wichtig wahrzunehmen, welche Lebensmöglichkeiten die Menschen hatten, wie sie sie gestaltet ó und auch wie sie gelitten haben. Drittens wollen wir anregen, in Seelsorge und Beratung mit Lebensgeschichten zu arbeiten, d.h. Menschen die Gelegenheit zu geben, von sich zu erzählen und im Erzählen zu sich und zu einer eigenen Identität zu finden. Durch das Erzählen von eigenen Erlebnissen und deren Deutungen entwickelt sich Persönlichkeit ó unverwechselbar und einmalig.

Herzlich danken wir allen, die mitgearbeitet und uns ihre Beiträge zur Verfügung gestellt haben. Danke auch an die Übersetzungen, sowohl in der Tagung selbst und dann auch für dieses Heft.

Klaus Temme / Helmut Weiß im Januar 2012





# Kommunismus

---

## Zur Geschichte einer gescheiterten Idee

*Hartmut Ruddies*

### Zur Gliederung

Mein Vortrag ist in vier Abschnitte gegliedert: Nach persönlichen Vorbemerkungen behandelt Kap I den Begriff des „Kommunismus“, Kap II den historischen Ort des Kommunismus, Kap III den Kommunismus Lenins als totalitäres Projekt und schließlich Kap IV System und Lebenswelt im Kommunismus: Individual- und sozialpsychologische Stichworte zum Kommunismus als Vorbereitung für das Thema: „Biografien im Kommunismus“.

### Zwei autobiografische Vorbemerkungen

1) Ich komme aus einer ostpreußischen Familie, die Vernetzungen nach Litauen, Russland und Polen hat und hatte. Ich selbst habe neben Theologie und Philosophie auch Geschichte studiert – mit den Schwerpunkten neuere deutsche und mittelosteuropäische Geschichte. Seit den 1970er Jahren bin ich nach Siebenbürgen (Rumänien) gereist, woher die Familie meiner Mutter stammt. In den 1980er und 1990er Jahren habe ich Vortragsreisen in die CSSR (Prag), nach Ungarn und nach 1991 nach Russland gemacht. Von 2000 – 2007 habe ich als Gastdozent für Dogmatik und Ethik am Theologischen Seminar der ELKRAS in Novosaratovka bei St. Petersburg gearbeitet und seit 1982 bin ich Mitglied der deutsch-polnischen Gesellschaft. Mit dem Kommunismus, den verschiedenen Nationalkommunismen und dem neoimperial operierenden Sowjetblock - habe ich also diverse Erfahrungen gemacht.

2) Ich habe den Kommunismus – wenn es ihn denn als Singular gab – in der politischen Perspektive der kommunistuskritischen Frankfurter Schule (Adorno/Horkheimer) sehen gelernt – und dann vor allem in der theologisch-politischen Perspektive Karl Barths, die bei Theologen und Pfarrern in der DDR, in Ungarn und in der CSSR von Bedeutung war.

Barth hatte seine Schule nach 1945 auf einen strikten *Anti-Antikommunismus* festgelegt, den nicht wenige Linksbarthianer vor allem in Deutschland (BRD/DDR) und in Ungarn als *Pro-kommunismus* verstanden haben.

Wenn man Barths Haltung positiv würdigt, dann versuchte er drei Elemente zusammen zu halten:

- Keine Befeuerung des Kalten Krieges durch die Kirche und die Christenmenschen
- Keine Wiederbewaffnung Deutschlands und kein Beitritt zur NATO bzw. zum Warschauer Pakt
- Die Evangelischen Kirchen in Deutschland stehen – oberhalb – des Ost-West-Konflikts, Deutschland selbst sollte auch politisch eine Stellung – zwischen Ost und West – einnehmen

---

*Dr. Hartmut Ruddies* ist Theologe und Privatdozent für Systematik und an der Martin-Luther-Universität Halle/Saale.

Das war ein Plädoyer für einen *šdritten Wegō* und für einen *genuinen Sozialismus*. Dem Kommunismus selbst ó wie ihn Lenin ausgebildet hatte ó stand Barth kritisch bis ablehnend gegenüber.

Soweit meine Vorbemerkungen, damit Sie wissen, *wer* hier zum Thema Kommunismus zu Ihnen redet.

Und nun zur Sache selbst.

Ich werde versuchen, den Begriff des Kommunismus historisch, politisch und auch sozialpsychologisch zu erläutern. Ich denke, das ist notwendig, wenn wir *šLebensgeschichten* aus kommunistischer Zeitō miteinander bedenken wollen.

Was also war (und ist) der Kommunismus?

### **Kap. I: Der Begriff šKommunismusō**

Frage: Gab es nur *einen* Kommunismus oder gab es *mehrere*, manchmal und zuletzt miteinander verfeindete Nationalkommunismen?

Ich denke, es gibt zwei Gründe, vom Kommunismus im Singular zu sprechen.

1. Die Typologie des Kommunismus hat einen strikteren systemischen Charakter als andere politisch-weltanschauliche Großphänomene wie der Faschismus oder der Liberalismus.
2. Ohne die Moskauer Internationale (die Komintern 1919 ó 1943) und ohne die Sowjetunion als Hinterland wären alle folgenden kommunistischen Revolutionen schwer denkbar gewesen. Der *Bezug auf die Sowjetunion* gab den Nationalkommunismen eine Rahmengestalt ó und sie konnten oder wollten nur in dem von der Sowjetunion, der Roten Armee und der KPdSU bestimmten Rahmen handeln. Die *ōNationalkommunismenō* haben sich seit den späten 1929iger Jahren der sowjetisch gelenkten Komintern selbst unterstellt oder wurden dazu gedrängt.

Der Begriff *šKommunismusō* erscheint erstmals im Jahre 1840 bei Etienne Cabet in dessen Roman *šReise nach Ikarienō*. Er wurde dann in den 1840er Jahren vom *šBund der Kommunistenō* übernommen, in dessen Auftrag Karl Marx und Friedrich Engels dann 1848 das berühmte *šManifest der kommunistischen Parteiō* schrieben. Im Februar 1918 ó drei Monate nach ihrer Machtergreifung in Petrograd (St. Petersburg) ó nahmen die *šBolschewikiō* den weithin vakant gebliebenen Begriff *šKommunismusō* auf und nannten sich fortan *šKommunistische Partei Russlandsō* (Bolschewiki). Damit wollten sie die Begriffe *šMarxismusō* und *šSozialismusō* prägen und auch neu bestimmen. Gleichwohl sehen ältere Vorstellungen des Kommunismus seinen Anfang in der Antike (Goldenes Zeitalter) oder im frühchristlichen Verständnis der mit allen anderen in Liebe und Güterteilung lebenden Christen wie etwa in Apg. 2. Hier hat *šKommunismusō* (auch wenn es den Begriff noch gar nicht gab) die Tiefendimension einer universalen Menschheitsidee.

Diese Vorstellung wurde auch von Lenin mit aufgenommen, als er 1918 in Petrograd die Kommunistische Partei Russlands (Bolschewiki) gründete. Die *šInternationaleō* bezeichnete die Gründung der KPR denn auch als Realisation einer ewigen Menschheitsidee, die *šwie Glut im Kraterherde nun mit Macht zum Ausbruchō* drängte. Damit wurde der Kommunismus von Anfang an in höchstem und pathetischem Maße mystifiziert. Der *šKommunismusō* war eine Spiegelung, eine Eintragung der Gegenwart in die Vergangenheit *und* er verstand sich als Beschleunigung einer historisch vorgezeichneten Entwicklung der Menschheit, die einmal ó von Russland und dann von Deutschland ausgehend ó die ganze Welt ergreifen wird. Die von den Kommunisten *erkämpften* Revolutionen sind in ihrer Notwendigkeit historisch *vorgezeichnet*.

Unter Kommunismus verstehe ich den russischen Bolschewismus, der sich in den 1920er Jahren dann zur KPdSU ausbaute. Dabei ó und das kompliziert die Sache ó ist der Kommunismus sowohl die *Ideologie* dieser Partei wie auch das *Endstadium* einer politischen Entwicklung, die von dieser Partei ó und *nur* von dieser Partei ó angestoßen wird.

Aber um diesen Begriff näher zu bestimmen, müssen wir uns über den historischen Ort des šKommunismusō im russischen Bolschewismus verständigen.

## **Kap. II: Der historische Ort des Kommunismus**

These: Der historische Ort des russischen Kommunismus von 1917 ff. war weder der Marxismus als solcher noch die sozialistische Arbeiterbewegung; der historische Ort des russischen Kommunismus war die russische Kriegsgesellschaft des Jahres 1917.

Wichtig für die russische Revolution ist Lenins *Konzept* einer kommunistischen Partei innerhalb der russischen Sozialdemokratie. Dieses Konzept hatte Lenin 1902 in seiner Schrift šWas tun?ō ausgearbeitet. Er konzipiert eine Partei der Berufsrevolutionäre, die eine solche Masse von kritischem Bewusstsein und politischer Organisationskraft in sich vereinen sollte, wie sie zur Steuerung der proletarischen Massen in einem revolutionären Prozess nötig wäre. Dabei verknüpft er die Traditionen der revolutionären Geheimbünde Russlands mit elitären (nichtdemokratischen) Elementen im Denken von Marx und Engels, Kautsky und Plechanow . Lenin war der Auffassung, dass die Arbeiter *von sich aus* lediglich ein gewerkschaftliches Bewusstsein entwickeln könnten, ein revolutionäres Bewusstsein muss ihnen darum *von außen* durch eine straffe Kaderpartei nahegebracht werden. Sie musste von einer Kaste von Berufsrevolutionären getragen sein. Lenins Partei der Berufsrevolutionäre war nicht das *Ergebnis* und auch nicht das *Organ* klar umrissener Klassenkonflikte, sondern sie war ein machtvoller Gegenpol zur russischen, zaristischen und seit dem Frühjahr 1917 sozialdemokratischen Staatsmacht (Kerensky).

Lenin hatte für seine revolutionäre Kommunistische Partei eine *autokratische Modernisierungsvision* (Peter der Große) und strebte eine notwendige Erziehungsdiktatur an. Und da sie im russischen Reich stattfinden sollte, lief sie für Lenin auf eine Weltmission hinaus: Die Weltgeschichte habe dem russischen Proletariat nicht nur die Aufgabe einer Revolution in Russland, sondern den Sturz des Bollwerks der Weltreaktion zugewiesen. (Lenin: Was tun? S. 164)

Das Wichtigste dazu:

Die russischen Kommunisten überschritten die Horizonte der historischen Arbeiterbewegung und des zeitgenössischen Marxismus auf radikale Weise: sie öffneten sich schon vor 1917 in der Partei der Bolschewiki dem *Totalitarismus*.

## **Kap. III: Der Kommunismus Lenins als totalitäres Projekt**

Lenin propagierte im Jahre 1917 ó während und nach der Frühjahrsrevolution Kerenskys ó eine Politik, die keine politische und soziale Massenbasis hatte. Aber sie musste ó nach Lenins eigenen Ansprüchen ó eine legitimatorische theoretische Absicherung haben. Diese fand er in einigen sporadischen Bemerkungen bei Karl Marx, der den Übergang zur sozialistischen Gesellschaft und die Anfangsphase der sozialistischen Gesellschaft als šproletarische Diktaturō bzw. als šDiktatur des Proletariatsō bezeichnet hatte.

In seiner Schrift šStaat und Revolutionō von 1917, (Werke Bd. 25, S. 487ff), baute er diese kommunistische Herrschaftsintention einer minoritären Partei zu einem revolutionären Gesellschaftsentwurf aus. Mit diesem Entwurf wollte er seine immer wieder zögernden Parteikaader *überzeugen* ó und *antreiben*.



Im Zentrum stand die *šmit allen Mitteln* (Lenin) durchzudrückende Revolution, die den bisherigen *šunorganisierten materiellen Lebensprozess* durch den Aufbau einer *šplanmäßigen Wirtschaft* ersetzte (1. Programm d. KP von 1919), die dann eine *planmäßige Verteilung der Produkte* ermöglichen sollte.

Dazu schufen die Kommunisten Lenins sich die physischen und psychischen Macht- und Zwangsmittel, die alle konventionellen politischen, polizeilichen und militärischen Mittel ihrer Zeit übertrafen. *šWir müssen* ó schrieb Lenin 1918 ó *šjeden aktiven* ó und wir müssen auch den *passiven* Widerstand brechen. (Werke Bd .26, S. 92ff.)

Das bedeutete 1918/1919 konkret:

1. Nicht nur die Ausschaltung der politischen Gegner (der Zweck dominierte die Mittelfrage total), sondern die *šVernichtung* der Bourgeoisie als Klasse.
2. *Kampf* gegen die kleinbürgerliche Anarchie und ihre *špolitische Vernichtung*.
3. Kampf gegen die *šMasse der Bauern*, die sich auf Subsistenzproduktion zurückgezogen hatte.
4. Kampf gegen abtrünnige *šReichsteile* (Polen, Baltikum, Finnland, Ukraine), die mit *šweißen Komplotten* sich dem ó wie Lenin 1920 erstmals schrieb ó *šroten Terror* entgegenstellten. (So Lenin in den vier Bürgerkriegsjahren von 1918 ó 1921).

Lenins Kommunismus siegte ó in einem zivilisatorischen Rückfall, der bis 1922 einem Zehntel der Bevölkerung das Leben kostete ó mehr als im 1. Weltkrieg (Orlando Figes: Die Tragödie eines Volkes. Berlin 1998, S. 686).

Wie gelang der Sieg der Kommunisten?

Ich denke: Im Kern durch eine psychopolitische Formierung des Volkes durch die KPdSU, mit der der radikale *Elitenaustausch* in der Sowjetunion vollzogen wurde, in dem durch Revolution und Bürgerkrieg ein neues, großteils jugendliches *revolutionäres Subjekt* geformt wurde.

Diese *šrevolutionären Subjekte* wurden von Lenin und seiner Partei auf einen totalitären Macht- und Geltungsanspruch der Partei eingeschworen. Lenins Kommunismus schloss ó wie er 1917 schrieb ó die *šsozialen Elementargewalten* wie Volk und Familie aus und entfesselte einen entgrenzten diffusen Hass, dessen Ziel *šdie Säuberung der russischen Erde von allem Ungeziefer* war bzw. sein sollte.

Aus Lenins *kriegsrevolutionärem Kommunismus* mit heroisch-enthusiastischer, totalitärer Struktur wurde dann in der Folgezeit jener *stationäre Kommunismus*, der dann bis 1989 zu keiner wirksamen Selbstveränderung mehr fähig war.

Es war schon Lenin, nicht erst Stalin, der den Kommunismus sowjetischer Art zu einem totalitären Zustand machte, in dem die Maxime galt, dass das heutige Leben unter der totalitären Vormacht der KP für ein kommendes Leben *geformt* ó und auch *geopfert* werden kann. Mit Blick auf die Stalinzeit schrieb der in den USA lebende russische Historiker Dimtri Vologonov: *šStalin war der Lenin unserer Tage*.

Die alleinige Sozialisierungsinstanz in der Sowjetunion war die kommunistische Partei, die ó vom Kindergarten bis zur Universität und von der Fabrik bis zur Armee ó alle *Vorgaben* für die *Lebenswelt* machten. Das hatte Folgen, z. B. für die *Ethik*:

1. Ethik war und ist die Frage nach dem guten Leben ó seit der Antike.
2. Kommunistische Ethik ó wenn es sie überhaupt gab ó war von der Einsicht in die Notwendigkeit des Kommunismus bestimmt. Ethik war eine Funktion dieser Politik ó oder sie war kontrarevolutionär.

3. Damit wurde die Ethik als eigene Frage genauso *entleert* wie auch die Wahrheitsfrage durch die Parteivorgaben entleert wurde. § Die Partei, die Partei, die hat immer recht. Die Frage nach dem *Guten* und die Frage nach der *Wahrheit* wurden von der Partei gemeinsam abgeblockt.
4. Nach 1989/90 konnten sich die neuen postsozialistischen Ethiken mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit mit dem *šRaubkapitalismus* (Karl Marx) verbinden, der ó anders als der euroamerikanische Kapitalismus oder die soziale Marktwirtschaft in Deutschland ó kein *ethisches Fundament* hatte.

Die rein funktionale Ethik des Kommunismus hatte eine neue, unethische Fortsetzung gefunden. Begleitet wurde das z. B. von einer Rede des russischen KP-Führers Sjuganow im Februar 1995 mit einem hochmütig-hilflosen Bedauern über die Unfähigkeit der Menschen, eine šgroße Idee wie den Kommunismus zu verwirklichen.

#### **Kap. IV: System und Lebenswelt im Kommunismus:**

##### *Individual- und sozialpsychologische Stichworte zum Kommunismus*

Spätestens seit 1980 (Solidarnosc) geriet der Kommunismus in eine systemische Krise: würde er sie wieder artifiziell ó rhetorisch ó militärisch kaschieren oder würde sich diesmal das System mit der *Lebenswelt* auseinandersetzen?

Es gab die Möglichkeit, die *kulturellen Herrschaftsmittel* des Leninismus zu aktivieren:

1. der totale Staat und der durchherrschte Mensch
2. der äußere Feind und der innere Feind
3. die Zersetzung des inneren Gegners von der Tribunalisierung bis zur physischen Ausschaltung

Dem standen ó etwa in den Reden Gorbatschows seit 1987 (1985 war er als Generalsekretär der KPdSU Leninist!) folgende Erkenntnisse gegenüber:

1. Der kommunistische Block hatte von Anfang an eine šsystematische Selbsteinschließung betrieben, dem eine paranoide Aggressivität nach außen zur Seite stand.
2. Die kommunistischen Gesellschaften hatten seit 1917 eine jahrzehntelange Selbstüberforderung hinter sich. Sie führte zu einer *Systemerschöpfung*, aber auch zu *Individualerschöpfungen*, die durch keinen heroischen Enthusiasmus mehr aufzufangen waren.
3. Es blieben nach 1989 Biografien zurück, die systemgeschädigt waren: hoffnungslos, zerstört, gekränkt ó aber eben doch auch beflügelt, hoffnungsvoll, für mich aus dem Westen: erstaunlich stark.
4. Der Aufbruch von 1989/90 wurde sehr schnell kanalisiert: die deutsche Einheit, die EU-Perspektive für Polen, das Baltikum, Tschechien, die Slowakei und Ungarn und andere. Man konnte sich seiner politischen und nationalen Selbständigkeit nicht hingebungsvoll freuen, weil die Hingabe an Brüssel die Voraussetzung eigenen Gelingens war. Dieser *politische Großraum* wurde in Europa ó Russland liegt da anders ó auch zur Maßgabe für die *Kleinräume der Biografien*.

##### *Was war der Kommunismus?*

In der sowjetischen Form: Keine Menschheitsidee ó das *wurde* und *wird* immer nur von interessierten Kreisen propagiert.

Der Kommunismus war einmal ein synkretistisches Sammelbecken von durchaus interessanten marxistischen, sozialistischen und humanistischen Ideen ó das durch Lenin und seine Nachfolger brutal trockengelegt wurde.

Der Kommunismus war kein *Idealbild von Rang*, sondern ein historisch sonderbar angereichertes Konzept eines politischen monströsen Reiches, das ó im Unterschied zum Reich Gottes ó seine Kinder beschädigte.

Die *Verheißung vom Reich Gottes* aber ist, dass in ihm seine Kinder leben und aufatmen dürfen.

### **Literatur**

Wolfgang Leonhard: Was ist Kommunismus?, Frankfurt 1976

Francois Furet: Das Ende der Illusion. Kommunismus im 20. Jhd., Frankfurt 1996

Gerd Koenen: Was war der Kommunismus?, Göttingen 2010

## Erfahrungen im Krieg und in kommunistischer Zeit

Włodysław und Małgorzata Narkiewicz

Auszug aus einem Tonbandmitschnitt

Moderatorin des Gespräches: Frau Annemarie Franke

*Frau Annemarie Franke eröffnet als Moderatorin die Sitzung. Sie begrüßt das Ehepaar Narkiewicz. Sie dankt ihnen für ihr Kommen und hebt hervor, dass Frau Narkiewicz trotz gesundheitlicher Probleme gekommen ist.*

*Der Schwerpunkt der jetzigen Sitzung soll auf Polen und speziell der Region Schlesien liegen. Frau Franke nimmt Bezug auf das Thema der Konferenz, 'Lebensgeschichten aus der Zeit der kommunistischen Diktatur'. Wegen des Alters aber und der Lebenserfahrung des Ehepaars Narkiewicz bittet sie, auch auf die Kindheitsgeschichten einzugehen, die noch vor der Zeit der kommunistischen Diktatur lagen und die auch den Bereich der davor liegenden Diktatur mit umfassen.*

*Frau Franke bittet Frau Narkiewicz zu beginnen.*

### Die Zeit während des Krieges und die Nachkriegszeit (1939 ó 1950)

*Frau Narkiewicz:*

Guten Tag, meine Damen und Herren.

Gerne erzähle ich Ihnen etwas von mir. Ich war etwas mehr als drei Jahre alt, als der Krieg ausbrach. Ich bin in der Nähe von Oppeln in Oberschlesien geboren. Deswegen habe ich Erinnerungen an die Kriegszeit, wie sie für die meisten Polen untypisch sind.

Meine Eltern waren deutsche Staatsbürger. Mein Vater wurde zur deutschen Armee eingezogen. Er wurde zu Beginn des Krieges an der Front gegen Polen eingesetzt. Er erzählte uns, dass er mit dieser Front bis nach Kielce gekommen sei. Als meine Mutter sehr schwer erkrankte, konnte mein Vater nach Hause zurückkommen. Das sind meine ersten Kriegserinnerungen. Der Vater konnte von der Front zurückkommen, weil er in Werken eine Arbeit zugewiesen bekommen hatte, die als kriegswichtig galten. Es wurde dort künstliches Benzin hergestellt. Deshalb konnte er so schnell von der Front freigestellt werden. Er konnte sogar zuhause wohnen.

Eine weitere Erinnerung ist die, dass nach Beginn des Krieges russische Gefangene in dieser Fabrik zum Einsatz kamen. Ich kann mich an zwei junge Russen erinnern, der jüngere hieß Alex und der andere Ivan. Sie arbeiteten in dieser Fabrik als Gehilfen meines Vaters. Ich erinnere mich noch gut daran, dass im Sommer 1944 die ersten Bombardierungen dieser Fabrik durch die Alliierten begangen. Da sind wir sehr oft mit diesen beiden jungen Russen und mit meinen anderen Geschwistern nach Hause geflohen. Ich erinnere mich auch noch, dass Ivan mit uns zusammen zum Gebet niederkniete. Alex, der jüngere, lachte uns dabei aus und fragte mich: 'Was machst du denn da?'

---

*Prof. Dr. Włodysław Narkiewicz lehrte bis 2006 Mathematik an der Universität Wrocław / Breslau; Mitglied von KIK (Kluby Inteligencji Katolickiej) in Wrocław  
Małgorzata Narkiewicz, Mitglied von KIK in Wrocław / Breslau*

Ich wurde praktisch zweisprachig erzogen. Ich lebte mit meinen Großeltern im selben Hause. Sie kannten kein Wort Deutsch mehr. Darum konnte ich die russischen Gefangenen auch ganz gut verstehen, also über die polnische Sprache.

Dann kam der Januar 1945 und erst dann begann für mich eigentlich der Krieg. Die Erlebnisse, die dann folgten, waren sehr schwer. Am 14. Februar 1945 wurden alle Männer zwischen 16 und 60 Jahren interniert. Das betraf unter anderem dann auch mein Vater. Unsere Familie wurde evakuiert, da unser Wohnhaus sehr nahe an der Oder lag. Ich habe erst Jahre später aus der Literatur erfahren, dass zu dieser Zeit auf der anderen Seite der Oder noch eine deutsche Verteidigungseinheit war. Man wollte uns verschonen und hat uns deshalb evakuiert. Dafür wurden wir ins Landesinnere gebracht. Später kamen wir nach Hause zurück.

Ich kann mich auch noch an das Ende des Krieges erinnern. Da haben alle Glocken geläutet. Die Leute fragten, was das denn bedeuten würde. Langsam kam die Antwort, dass das das Ende des Krieges anzeigen würde. Ich habe dann gerufen: *šDer Papa kommtō*. Für mich bedeutete das das Ende des Krieges. Mein Vater hatte das Glück, dass er überlebte. Er kam Ende August 45 nach Hause.

Da begann dann die polnische Verwaltung. Es wurde eine Schule eingerichtet. Es gab eine Gemeinschaftsklasse für alle Kinder. Es ging hauptsächlich um den Unterricht in der polnischen Sprache. Mein erster Satz, den ich an die Tafel geschrieben hatte, war: *šDie Katze trinkt Milchō*. Das war ein sehr einfacher Satz für mich. Ich habe ihn natürlich fehlerfrei geschrieben, aber sehr einfach. Es gab noch nicht die polnischen Sonderzeichen. Später hat man auch andere Fächer unterrichtet. Ich wurde dann in die dritte Klasse eingestuft. Dort hat man hauptsächlich polnisch als literarische Sprache gelernt. Das sind meine ersten Erinnerungen aus der Vor- und Nachkriegszeit. Die Erinnerungen meines Mannes sind ganz anders, da er aus der polnischen Grenzregion stammt.

*Herr Narkiewicz:*

Ich bin nicht im polnischen Grenzgebiet geboren, sondern im echten Litauen. Das erste, an das ich mich erinnere, das ist ein Brief. Das war ein Brief von Deutschland an Litauen gerichtet, und es war das Ultimatum wegen des so genannten Memellandes. Das war im Frühjahr 1939. Litauen machte dann mobil. Und meine erste Erinnerung ist, als ich als Kind im Kinderbett lag, da betrat mein Vater, der Arzt war, das Kinderzimmer in Uniform. Er war Arzt und wurde als Arzt als Offizier eingezogen.

Aber dann kam es zu diesem Krieg nicht. Litauen hatte zwar mobil gemacht, hatte dann aber brav das Memelland und eine angrenzende Region den Deutschen übergeben.

Das zweite, an das ich mich erinnere, das war im September 1939. Ich konnte da schon lesen. In der Zeitung hatte ich gelesen, dass der Krieg ausgebrochen war. Zu meiner ersten Begegnung mit dem Kommunismus kam es im Jahre 1940 im Frühling. Anfang der 1940 wurden die Baltischen Länder Litauen, Lettland und Estland von der Sowjetunion annektiert. In unser Haus zog ein russischer Leutnant ein. Aus der Erzählung meiner Eltern weiß ich, dass er ein Porträt von Joseph Stalin über mein Kinderbett hängte, als er erfahren hatte, dass ich als Kind in dem Haus wohnte. Meine Oma, die aus einer polnischen Adelsfamilie in der Ukraine stammte, hatte vor dem Ersten Weltkrieg eine Schule für Mädchen aus gutem Hause absolviert. Russisch sprach sie besser als die sowjetischen Russen. Dort hatte sie sehr gut Russisch gelernt.

Sie hat diesen Leutnant (auf Deutsch gesagt) *šgezähmt*; da sie russisch viel besser sprach als er. Ich habe noch folgendes Bild vor Augen: In der Küche sitzt meine Oma mit dem Leutnant am Tisch. Er hat keine Uniform an, er sitzt da im normalen Hemd. Er hilft, den Teig für den Baumkuchen zu rühren. Also, der Kontakt mit diesem Leutnant war sehr human. Mein Vater hatte mir einmal gesagt, dass die Russen einzeln oder zu zweit unsere Freunde wären, aber

alle zusammen: Gott bewahre!

Ende 1940 oder Anfang 1941 hat man mit den Transporten nach Sibirien angefangen. Man hat, so glaube ich, etwa eine halbe Million Menschen abtransportiert. Litauen zählte in der damaligen Zeit insgesamt nur zweieinhalb Millionen. Man hat vor allen Dingen die Leute abtransportiert, die größere Eigentümer besaßen. In Litauen waren in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen die meisten Grundbesitzer Polen und baltische Deutsche. Sie wurden fast alle abtransportiert, entweder nach Sibirien oder nach Kasachstan. Und die intellektuelle Elite wurde auch abtransportiert. Doch wir wurden fast wie durch ein Wunder gerettet. Das werde ich gleich erzählen, weil das eine unglaubliche Geschichte ist.

Als meine Oma erfahren hatte, dass unsere Bekannten abtransportiert wurden und dass sie schon am Bahnhof waren, dachte sie, sie müsste den Leuten unbedingt etwas zum Essen bringen. Sie nahm sie einen kleinen Sack Mehl und einen Sack Zucker mit. Sie stieg in eine Kutsche ein und fuhr zur Zuckerfabrik.

In der Zwischenzeit kam ein LKW mit russischen Soldaten zu uns nach Hause. Sie fragten, wo die Herrschaften seien. Zu Hause aber fanden sie nur ein russisches Dienstmädchen vor, das zu den šweißenō Russen gehörte, die es noch vor der Revolution gab. Dieses Mädchen sagte, die Herrschaften seien zu der Zuckerfabrik gefahren. Darauf meinten die Soldaten, solche Menschen brauche man. Am nächsten Tag war der Transport weg und man hat sich für uns nicht mehr interessiert. Wir wurden verschont, uns hat man nichts getan.

Mein Vater wurde auch auf eine merkwürdige Weise gerettet. Er hatte Dienst im Krankenhaus und er hatte dort einen Bekannten, einen Kinderarzt mit Namen Lewin. Als die Russen einmarschierten, stellte sich heraus, dass er Kommunist war. Er hat auch für den NKWD gearbeitet. Er hatte die Abtransportierten zu beaufsichtigen. Er nahm meinen Vater beiseite und gab ihm eine rote Binde. Er führte ihn in einen Raum am Bahnhof und sagte ihm, er solle einfach dort sitzen bleiben. Wenn ihn jemand fragte, was er da mache, solle er sagen, dass der Kommandant gewollt hätte, dass er hier arbeiten müsste. So ist es auch gekommen. Und auf diese Weise wurde unsere Familie gerettet.

So ist es nicht verwunderlich, dass 1944, als sich die russische Front näherte, unsere Familie es nicht wollte, dass sie noch einmal unter russische Okkupation geriet.

Eine Cousine meines Vaters hatte vor dem Krieg einen baltendeutschen Ingenieur geheiratet. Er lebte in Königsberg. Er war im Krieg natürlich an der Front, meine Tante war in Königsberg geblieben. Wir fuhren zu ihr nach Königsberg. Wir durften mehr oder weniger frei im Bereich des Deutschen Reiches reisen, da wir litauische Papiere hatten. Als sich im August 44 die russische Front Königsberg näherte, fuhren wir von Königsberg nach Wien. Mein Vater bekam dann eine Arbeit im Krankenhaus im Sudetenland. Der Ort hieß Plant bei Marienbad. Dort haben wir den Krieg überlebt. 1946 sind wir nach Polen zurückgekommen. Das ist meine Kindheitsgeschichte gewesen.

Ich möchte noch hinzufügen, dass ich in der ersten Klasse in einer litauischen Schule war. Dann besuchte ich die zweite Klasse in einer deutschen Schule. In der dritten Klasse, als die Amerikaner kamen, war ich in einer tschechischen Schule. In der vierten Klasse war ich dann schon in der polnischen Schule.

So fühle ich mich wie ein Europäer. Hinzu kommen noch meine litauischen Wurzeln. Meine Familie ist sehr bunt gemischt: Die Familie des Vaters war litauisch-polnisch gemischt. Die Familie meiner Mutter ist grundsätzlich polnisch, mein Großvater mütterlicherseits studierte in Riga. Er heiratete dort die Tochter eines Apothekers, der Deutscher war. Dieser Apotheker war deutsch und evangelisch. Vielleicht noch eines, ich weiß nicht, ob es sich gehört, davon zu erzählen. Dieses Paar hatte vier Kinder, sie wurden alle evangelisch getauft. Sie starben sehr früh. Mein Großvater sagte dazu dann šwatit!ō (das ist auf Russisch: šDas reicht!ō).



Die nächsten vier Kinder wurden dann katholisch getauft. Sie lebten lange und glücklich. So habe ich diese Geschichte immer wieder gehört, ich weiß nicht, ob sie so wahr ist.

1946 sind wir doch nach Polen zurückgekehrt. Ich erzähle noch eine von diesen unglaublichen Geschichten aus meinem Leben. Es würde mir keiner glauben, wenn er das in meinem Tagebuch lesen würde. Wir haben überlegt, ob wir nach Polen zurückkehren sollten. Die Gegend um Marienbad und Pilsen, wurde, wenn man das so sagen darf, von der amerikanischen Armee unter der Führung von General Paton befreit. Und man konnte damals entweder nach Polen zurückfahren oder nach Westen, nach Deutschland oder England emigrieren, wie es viele Menschen, die sich dort aufhielten, taten. Vater kannte noch vor dem Krieg einen polnischen Medizinprofessor von der Wiener Universität. Vater schrieb ihm einen Brief an die Adresse der Krakauer Universität. Da es ein berühmter Professor war, dachte er, man würde ihn schon finden, wenn der überlebt habe. Er fragte ihn im Brief, ob es sich lohnte, in die Heimat zurückzukehren. Und dieser Professor hat meinem Vater tatsächlich geantwortet: ja, natürlich, man müsste zurückkommen, da es an Ärzten mangelte.

Das, was ich gleich erzähle, werden Sie mir nicht glauben. Ich hatte in Litauen einen Onkel, der in die deutsche Armee eingetreten war, als die Russen 1944 kamen. Dann war er bei Dresden verwundet. Später bekam er hier in der Nähe von Swidnica/Schweidnitz einen Bauernhof. Der Kontakt zu ihm war natürlich abgebrochen. Eines Tages geht er nachts in Krakau durch eine Straße und will eine Zigarette anzünden und merkt, dass er keine Streichhölzer hat. Ihm gegenüber kommt ein Mann, mein Onkel fragt ihn, ob er Streichhölzer habe. Ja, sagt der Mann, sie unterhalten sich, dieser Mann hört den östlichen Akzent meines Onkels und fragt ihn: Sind Sie aus dem Osten? Ja, ich komme aus Litauen. Und dieser Professor sagt: Ich habe auch eine zeitlang in Litauen gewohnt. Und wo haben Sie gewohnt? In Poniewierze. Ich habe bei einem Arzt gewohnt, der hieß Narkiewicz. Das war bei meinem Vater, dieser Professor hat bei uns gewohnt. Mein Onkel erwidert: Das ist mein Schwager, nur ich weiß nicht, wo er momentan ist. Darauf sagt der Professor: Ich sage es Ihnen. Und er holt den Brief heraus und so hat sich unsere Familie nach dem Krieg zusammengefunden. Das ist ein wahres Ereignis. So was muss man erzählen, so was kann man sich nicht ausdenken.

Wir kehrten 1946 nach Polen zurück und damit endet meine Kindheit. Ich bin in die polnische Schule gegangen und dann fing der Kommunismus an.

### **Erlebnisse und Erfahrungen in kommunistischer Zeit**

*Frau Franke:* Bitte, sagen Sie uns, wo genau sind Sie in die polnische Schule gegangen?

*Herr Narkiewicz*

Es war bei Walbrzych (Waldenburg), der Ort hieß auf Deutsch Fellhammer. Als ich dort ankam, der Ort hieß Mloty, wurde der Name umgeändert und hieß Kuznice Swidnickie, und jetzt heißt es Boguszow. Diese Namen änderten sich im Laufe der Jahre. Es ist eine Ortschaft in den Bergen, es gibt dort das Bergwerk, den Schacht ŹBarbaraŹ des Bergwerkes ŹWiktoriaŹ. Jetzt ist das alles geschlossen. Ich kann noch hinzufügen, dass dort sehr lange deutsche Bergarbeiter arbeiteten, so dass es in diesem Ort zwei Schulen gab, eine deutsche und eine polnische. Nach dem Unterricht spielten wir internationale deutsch-polnische Fußballspiele. Allerdings gab es mehr deutsche Kinder als polnische, glaube ich. Das dauerte etwa bis 1950 oder später.

*Frau Franke:* Sie haben über die Anfänge des Kommunismus gesprochen und Ihre Frau Malgorzata hat gesagt, dass die polnische Verwaltung 1945 begonnen hat, dass es der Anfang der neuen politischen Macht war. Sie sind seit vielen Jahren ein Ehepaar. Wie haben Sie sich in dieser kommunistischen Zeit getroffen? Vielleicht Sie, Frau Narkiewicz?

*Frau Narkiewicz:*

Wir haben uns im Studium getroffen. Wir haben beide in Breslau Mathematik studiert. Ich hatte mich immer für Geschichte interessiert und wollte sie studieren, aber meine Eltern meinten, dass ich eher etwas Internationales studieren sollte. Es war 1954 und niemand wusste, was mit Schlesien passieren würde, viele hofften, dass es doch noch anders kommen würde. Und deswegen habe ich mich für Mathematik entschieden und so traf ich meinen Mann.

*Frau Franke:*

War es für Sie schwer, als Nachkomme von einer deutschen, deutsch-polnischen Familie, einen Studienplatz zu bekommen?

*Frau Narkiewicz:*

Nein, obwohl viele Bekannte, die z. B. Medizin studieren wollten, keinen Studienplatz bekamen. Aber Mathematik war ein, auf Deutsch gesagt, *šharmlosesó* Studienfach, deswegen hatte ich keine Schwierigkeiten.

*Frau Franke:*

Und Sie, Herr Professor, warum haben Sie sich für das Studium der Mathematik entschieden?

*Herr Narkiewicz:*

Das ist eine längere Geschichte. Ich wollte eigentlich Chemie studieren. Im Lyzeum hatten wir eine gute Chemielehrerin und ein gutes Chemielabor. Ich war sicher, dass ich Chemie studieren würde. Ein halbes Jahr vor dem Schulabschluss schickte mich meine Schule zu einem Mathematiktreffen, da ich gute Noten in Mathematik hatte und sie jemanden zu diesem Treffen nach Breslau hinschicken mussten. Einige Mathematikprofessoren erklärten uns das Wesen der Mathematik. Das gefiel mir so sehr, dass ich mich von heute auf morgen von Chemie auf Mathematik um entschieden habe.

Vielleicht erzähle ich noch ein bisschen über die Schule. Man liest heute, dass es so viel Unterdrückung gab. Ich muss sagen, dass ich bis Ende meiner Grundschulzeit von 1946-1950 und obwohl in Polen seit 1948 ein strenger Kommunismus herrschte, das Fach Religion in der Schule hatte. Es gab auch keine Probleme, wenn jemand in die Kirche ging. Im Gymnasium, ich glaube am Anfang in der ersten Klasse, hatten wir noch Religion, aber dann war Schluss. Interessant ist, dass wir zwei Fremdsprachen hatten, Deutsch und Russisch. Am Anfang konnte man noch Latein wählen, aber nach ein paar Monaten war Latein verboten. Das war ein, würde ich sagen, wenig marxistisches Schulfach.

Wir hatten in der Schule, ähnlich wie in der DDR, eine Jugendorganisation, sie hieß ZMP (Vereinigung der polnischen Jugend) und wir wurden dort alle eingeschrieben, ohne dass man uns gefragt hätte, ob wir es wollten oder nicht. Wir waren alle Mitglieder, wir gingen in irgendwelche Versammlungen, sangen irgendwelche Lieder, fuhren zum Kartoffelroden. Eines kann ich bis heute nicht verstehen: Nach der dritten Klasse des Lyzeum, ein Jahr vor dem Abitur, wurde ich von der Schule zu solch einem ZMP-Camp geschickt. Man sollte uns dort in Marxismus-Leninismus weiterbilden. Die Veranstaltung war selbstverständlich doof, aber wir hatten viel Zeit, um Sport zu treiben und Ausflüge zu machen. Es war in den Gory Sowie (Eulengebirge), so habe ich die Region um Krzyzowa kennen gelernt. Eine Sache hat mich im Nachhinein gewundert: Es war ein kommunistisches Camp für die Organisationsleiter; am ersten Sonntag nach dem Frühstück stehen wir beim Appell in Zweierreihen und der Kommandant sagt: Wer in die Kirche gehen will, drei Schritte nach vorne! Ich gucke nach links, nach rechts, da und dort tritt einer nach vorne, ich auch, zum Schluss wollte die Hälfte in die Kirche gehen. Und was hat man mit uns gemacht? Wir sollten Viererreihen bilden und singend sind wir in die Kirche gegangen. Ein kommunistisches Camp geht jeden Sonntag in die Kirche! Bis heute kann ich das nicht verstehen. Ich glaube, das hing von den lokalen Funktio-

nären ab. Auf der anderen Seite, ein Schulfreund von mir war als Offizier in die polnische Armee angeworben worden und ich weiß von ihm, dass man als Offizier nicht in die Kirche gehen, das Kind taufen oder kirchlich heiraten durfte, weil man sonst die Arbeit verlieren konnte. Das kenne ich nur vom Erzählen, das habe ich selbst nicht erfahren.

Ich sollte doch sagen, wie ich auf meine Ehefrau gestoßen war, nicht wahr? Ich bin auf sie aufmerksam geworden im ersten Studienjahr.

*Frau Franke:*

Ihre Ehefrau hat bereits diskret erwähnt, dass Sie sich während des Studiums kennen gelernt haben. Gerne erfahren wir noch einige Details. Aber ich wollte Sie noch bitten, dass Sie uns etwas über Ihr religiöses Leben, über Ihr Engagement in der Kirche erzählen. Ich kenne Sie aus dem KIK (*Kluby Inteligencji Katolickiej*) und aus dem Engagement für die deutsch-polnische Annäherung. Wie sah das in den 1950er Jahren aus? Sie haben eine Zweideutigkeit angedeutet: Auf der einen Seite kommunistisches Jugendlager, auf der anderen Seite die Erlaubnis zum Kirchenbesuch. Inwieweit haben Sie eine Unterdrückung hinsichtlich Ihrer religiöser Praktiken erlebt? Vielleicht sagen Sie etwas dazu, Frau Narkiewicz?

*Frau Narkiewicz:*

Meine Erinnerungen sind ganz anders. Ich muss betonen, dass mein Mann die Nachkriegszeit in der Woiwodschaft Breslau verbrachte während ich in der Woiwodschaft Oppeln lebte, und das machte einen ungeheuren Unterschied. Man weiß ja, dass die Breslaer Bevölkerung fast zu 100% ausgewechselt wurde. Die Bevölkerung von der Woiwodschaft Oppeln hingegen nicht. Auf dem rechten Ufer der Oder und auf einem bestimmten Streifen des linken Ufers war fast die ganze Bevölkerung geblieben. Meine Eltern mussten sich festlegen, ob sie sich als Polen oder Deutsche fühlten. Die meisten wollten einfach zu Hause bleiben und sie wussten, dass sie das Land hätten verlassen müssen, wenn sie sich als Deutsche deklarieren würden, also aus diesem praktischen Grund sind viele geblieben. Der Terror war im Oppeln-Schlesien viel größer als in Niederschlesien. Es war z. B. überhaupt nicht daran zu denken, Deutsch als Fremdsprache in der Schule zu wählen, diese Möglichkeit gab es einfach nicht. Auf dem Gymnasium gab es entweder Latein oder Französisch oder Englisch. Deutsch gab es überhaupt nicht. In dieser Hinsicht gab es große Einschränkungen. Meine Erinnerungen hinsichtlich der Pflichtsommerlager sind auch ganz anders. Ich war in demselben Jahr in so einem Sommerlager in Pommern und bei uns ging es sehr streng zu. Es war daran nicht zu denken, in die Kirche zu gehen.

Damals habe ich den Faden zur deutschen Sprache verloren. Die deutsche Sprache konnten wir lediglich in den Familien - auf Deutsch zu sagen ó šim Untergrund" sprechen. Zum Beispiel: Mein sechs Jahre jüngerer Bruder. Ich konnte Polnisch, weil ich mich mit meinen Großeltern auf Polnisch, oder eigentlich Schlesisch, unterhielt. Ich konnte also Polnisch, meine Schwester auch noch, und dann hatte ich später keine Probleme in der polnischen Schule. Mein Bruder dagegen, er war 6 Jahre jünger als ich und konnte kein Polnisch. Er wusste, dass er, wenn ein Fremder zu uns kam, schweigen musste, dass er nichts sagen durfte, denn das war ein Grund, nach Deutschland abtransportiert zu werden, wenn man deutsch sprach. Deswegen war es auch in Schulen unvorstellbar, Deutsch als Fremdsprache zu wählen. Solche Beschränkungen gab es. Viel mehr Beschränkungen gab es, was den Religionsunterricht angeht. Bei uns hatten wir Religion in der Schule nur bis zur 5. Klasse. Danach gab es Religionsunterricht nur in der Kirche. Also in jeder Hinsicht gab es große Unterschiede in der Empfindung des kommunistischen Terrors im Oppelner Schlesien und in Niederschlesien.

*Frau Franke:*

Herr Professor, Sie wurden noch in der kommunistischen Zeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter durch die Universität eingestellt und arbeiteten als Professor. Inwiefern waren Sie ge-

zwungen, bestimmte Zugeständnisse gegenüber dem politischen System zu machen? Haben sie irgendwelche Unterdrückung seitens des Regimes in Ihrer wissenschaftlichen Karriere erfahren?

*Herr Narkiewicz:*

Ich muss sagen, dass die Mathematik von den Kommunisten nicht als so Wichtiges betrachtet wurde. Sie glaubten, man müsste verrückt sein, um sich mit so etwas zu befassen. Sie nahmen dieses Fach nicht ernst. Es gab große Probleme, was geisteswissenschaftliche Fakultäten angeht, die juristische, die philologische, die philosophische oder die historische Fakultät. Dort gab es eine Selektion nach dem Kriterium, wer Parteimitglied war oder nicht. Wenn jemand nicht in der Partei war, konnte er eigentlich keine Karriere in diesen Fakultäten machen, er wurde nicht befördert. In der mathematischen Fakultät war es ganz anders. Ich muss Ihnen sagen, dass in meinem Institut durchschnittlich 70 bis 100 Personen arbeiteten. Davon waren drei oder vier in der Partei. In der juristischen Fakultät waren wohl 100% in der Partei oder vielleicht 90%. Die Professoren waren fast alle in der Partei, mit Ausnahme der alten Professoren aus der Vorkriegszeit. Bei uns waren drei oder vier Professoren in der Partei, und ich muss gleich sagen, dass sie keine überzeugten Parteimitglieder waren. In meinem ganzen Leben, habe ich verschiedene Menschen auf verschiedenen Ebenen getroffen, aber einem šgläubigenō Kommunisten bin ich in Polen nie begegnet. Ich habe eine solche Person in der DDR getroffen, aber ich weiß nicht ob dies nicht deswegen war, weil er vor mir Angst hatte. Ich unterhielt mich einmal mit Professor Porbski, er war Mitglied des Politbüros, erster Sekretär des Komitees der Woiwodschaft und Professor und Rektor an der Technischen Hochschule (Politechnikum). Aus irgendeinem Grund hatte ich ein Gespräch mit ihm und nach dem Gespräch bekam ich den Eindruck, dass seine Ansichten mit dem wahren Kommunismus, so wie es der Marxismus und Leninismus lehrt, eigentlich wenig zu tun hatten. Er war ein Pragmatiker, der ganz nach oben gekommen war, aber ohne innere Überzeugung. So war zumindest mein Eindruck.

Von Kollegen aus stärker ideologisch geprägten Fakultäten weiß ich aber, dass es dort wirklich große Probleme gab. Ich kann mich erinnern, dass Professor Geremek Rezensent einer Dissertation an der Fakultät von Frau Labuda an der Universität Wrocław war, ich glaube, es war Philologie oder Geschichte. Immer wieder kam die Verteidigung der Dissertation nicht zustande, weil jedes Mal, wenn Professor Geremek in Warschau in den Zug einsteigen wollte, er entweder schon am Bahnhof in Warschau oder später auf dem Weg in Łódź von der Polizei für 24 oder 48 Stunden eingesperrt wurde und so die Prüfung nicht stattfinden konnte. Endlich gelang es auf eine komische Weise, dass die Prüfung durchgeführt wurde. Jemand hat ihn mit dem Auto gefahren, er ist mehrere Male umgestiegen, er ist schließlich in Wrocław angekommen und die Prüfung konnte zustande kommen. Manchmal waren die Probleme ganz eigenartig.

Auslandsreisen waren ein großes Problem. Mathematiker schafften es irgendwie noch, aber mir ist zum Beispiel Folgendes passiert. Als ich zu einer Konferenz nach Balatonvilágos in Ungarn fahren wollte, bekam ich den Pass nicht, aber als ich drei Monate später ein einmonatiges Praktikum in Budapest machen wollte, erhielt ich den Pass. Das war ganz willkürlich. Schlimmer mit Auslandsreisen war es für die Geisteswissenschaften. Ich war damals Prorektor für Wissenschaft und kämpfte mit den Behörden, damit sie einen Professor zu einer Konferenz nach Deutschland oder Frankreich fahren ließen. Und was hat man mir gesagt: Wenn er für immer auswandern möchte, dann werden wir ihm den Pass geben, aber nicht wegen einer Konferenz. Das waren damals große Probleme. Davon waren aber vor allem die sozusagen, šideologischenō Fakultäten betroffen, Geschichte, Philosophie, Philologie.

Anfangs gab es auch für Mathematiker wenige Auslandsreisen, aber danach, ungefähr nach dem Jahr 1970, durfte man eigentlich frei zu Konferenzen fahren, vorausgesetzt man wurde

eingeladen und jemand bezahlte dafür. Die Universität bekam für solche Reisen kein Geld. Es gab bestimmte Probleme auch in der mathematischen Fakultät. 1968 organisierten die Kommunisten eine große antisemitische Aktion. Einige von unseren Professoren mussten die Universität verlassen, sie gingen dann in das Institut für Mathematik der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Dazu wurde auch an der Universität ein spezieller Ausschuss gegründet. Rein zufällig bin ich einmal über ein Protokoll aus diesem Ausschuss gestolpert. Später ist es aus den Akten der Universität verschwunden, aber zufällig habe ich es gesehen. Da gab es eine ziemlich lange Liste mit Namen, die šaussortiertō werden sollten, und diesen Vorschlag haben einige Personen unterschrieben, die in der Wissenschaft sehr gut bekannt waren. Ich konnte nicht verstehen, wie man so ein Dokument unterschreiben konnte. Professor Hartman, Professor Marczewski, ehemaliger Rektor der Universität, sehr bekannte Mathematiker, mussten die Universität verlassen. Erst nach der ersten šSolidarno Ń im Jahr 1980 durften sie zurückkommen.

Dazu sage ich vielleicht noch, dass es damals einfacher war, wenn man kein Parteimitglied war. Denn ich hatte einen Kollegen, er war in der Partei und wohl auch überzeugt. Er hat sich aber dann abgewandt Dies kam so: 1963, in meinem vierten Studienjahr, war ich mit einem Stipendium am University College in London, der Kollege war ebenfalls mit einem Stipendium in Cambridge. Ich besuchte ihn in Cambridge und er zeigte mir, ganz rot im Gesicht, ein Büchlein, das er in der Bibliothek der Cambridge Universität gefunden hatte. In dem Büchlein konnte man von den kommunistischen Verbrechen lesen. Ich habe dann verstanden, dass er davon nichts gewusst hatte. Ich wurde in einer Familie erzogen, in der wir von den Kommunisten wussten. Ich habe die Kommunisten ab 1940 erlebt. Ich wusste, was in Katy geschehen war

Eine andere Geschichte: Als die Russen 1941 auf dem Rückzug vor den deutsche Truppen waren, haben sie bestialisch alle, die im Gefängnis waren, ermordet. Mein Vater war Mitglied der ärztlichen Kommission, die das alles später untersuchte, nachdem die Deutschen wieder zurückgezogen waren. Lange Zeit nach dem Krieg hat er mir das alles erzählt. Es ist eine tragische Geschichte, und zwar gleich während der Flucht der Russen. Ein Soldatentrupp oder NKWD kam in ein Krankenhaus und suchte nach einem Arzt. Man sagte, dass dieser Arzt gerade operiere. Und was haben diese šHerrenō gemacht. Sie kamen in den Operationssaal und erschossen den Arzt, das Pflegepersonal und den Patienten. Jetzt gibt es in Poniewierze auf dem Hof dieses Krankenhauses ein Denkmal zur Erinnerung an dieses Ereignis.

Wie der Kommunismus aussah, wusste ich schon als Kind. Dazu möchte ich noch sagen, dass man šdoppeltes Denkenō lernen musste. Zu Hause durfte man das eine sagen, aber draußen musste man anders reden. Übrigens habe ich das schon als Kind gelernt, denn als wir während des Krieges in Litauen wohnten, da sprachen wir auf Polnisch zu Hause, aber nie auf der Straße. Auf der Straße durfte man entweder Litauisch oder Deutsch sprechen. Das ist etwas, was bleibt, dieses šdouble thinkingō. Ich kann mich šumschaltenō: Jetzt sage ich das und später das Gegenteil. Das ist eine ganz schlimme Eigenschaft, aber sie hat sich mir tief eingeprägt.

*Frau Franke: (wendet sich an das Publikum)*

An dieser Stelle möchte ich Ihnen das Wort erteilen, wenn es Fragen oder Anmerkungen oder Kommentare zu dem gibt, was Sie gehört haben.

*Frau aus dem Publikum:*

Ich habe bei zwei Sätzen aufgemerkt: einmal geht es um šKommunistenō und einmal um šKommunismusō. Ich möchte gerne wissen, ob ich richtig gehört habe. Der eine Satz hieß: šIch habe keinen šgläubigen÷ Kommunisten getroffenō und ich ahne, was damit gemeint ist. Dann aber kam der Satz: šIch habe den Kommunismus seit 1940 gesehenō. Diese beiden Sät-

ze sind für mich von Bedeutung, weil für mich nicht klar ist: Sind Kommunisten nur die Menschen, die von einer Ideologie überzeugt sind? Oder Menschen, die unter dem Kommunismus leben?

*Herr Narkiewicz:*

1940 habe ich den Kommunismus mit eigenen Augen gesehen als die Russen zu uns gekommen sind, mit den Fahnen, mit dem Bild Stalins. Wie ich Ihnen schon gesagt habe, der russische Offizier hat sogar ein kleines Portrait Stalins über mein Bett gehängt. Ich habe auch die äußerlichen Formen des Kommunismus kennengelernt, diese Abtransporte, die Festnahmen. Ich als Kind habe das alles gesehen. Aber auch die Mai-Paraden. Ich erinnere mich, als mein Vater in der Mai-Parade mitmarschierte und wir alle auf dem Bürgersteig standen, zuguckten und klatschten. Das sah schön aus: so viele Menschen, Transparente, Fahnen. Wie hätte ein Kind wissen können, was alles damit verbunden ist. Aber dann hat dieses Kind, das früh lesen konnte, allmählich verstanden. Uns standen während des Krieges deutsche Zeitungen zu Verfügung. Es gab zwei solche Zeitschriften, an die ich mich noch heute erinnere. Die eine hieß *Das Signal*. Das war eine Zeitschrift, die das Ministerium Goebbels für die besetzten Gebiete herausgab. Sie wurde in Deutschland nicht verkauft. Sehr schöne, bunte Bilder waren drin. Und die zweite Zeitschrift, *Die Woche*. Dort gab es Kommentare auf der ersten oder der zweiten Seite: *Was Die Woche dazu sagt*. Und man sah das alles. Schon als Kind konnte man ahnen, wie die Verhältnisse waren. Und natürlich hatte man Wünsche und Träume. Die Einstellung der Polen in Litauen war damals: Wir erwarten, dass Deutsche die Sowjets besiegen, und dann besiegen Amerikaner und Engländer die Deutschen. Das war, glaube ich, die Einstellung, zumindest in meiner Familie. Und dann ist alles doch ganz anders gekommen.

Eine Bemerkung zu den *šgläubigen Kommunisten*. Wenn ich glaube, dass eine Ideologie wahr ist, dann versuche ich, dieser Ideologie gemäß zu handeln. Aber einen solchen Kommunisten habe ich nicht getroffen. Vielleicht habe ich viele Menschen aus dem Regierungsapparat nicht gesehen. Ich traf Professor Porbski, er war Rektor der Technischen Hochschule, dann war er Erster Sekretär der kommunistischen Partei in Wrocław. Manchmal musste ich mit ihm Angelegenheiten der Universität erledigen. Aber das waren Gespräche zwischen einem Professor mit einem anderen Professor. In diesen Gesprächen wurde nicht deutlich, dass er ein großer Kommunist war. Ich schließe aber nicht aus, dass es solche gab, die daran wirklich glaubten. Ich denke an junge Menschen, die aus Kleinstädten oder Dörfern in den ersten Jahren nach dem Krieg auf Baustellen in die Städte kamen, ob nach Nowa Huta bei Kraków oder nach Huta Czstochowa (Stahlhütten) oder irgendwohin. Ein Junge aus einer Kleinstadt kommt, man bringt ihm Schreiben und Lesen bei, er bekommt eine Arbeitsstelle, er ist Arbeiter in einer Fabrik oder in einem Bergwerk. Das hat ihm vielleicht Vertrauen zum System gegeben. Aber später, etwa 1980, hat es sich herausgestellt, dass die Arbeiterklasse gar nicht kommunistisch eingestellt war.

### **Staat, Kirche und Religion in kommunitischer Zeit und die Rolle des Klubs der katholischen Intelligenz (KIK)**

*Herr Bischof Borski:*

Sie waren und sind wahrscheinlich immer noch im Klub der katholischen Intelligenz (KIK) engagiert. War dieser Klub vor 1989 eine Art Widerstand oder wurde er von der Regierung und den Regierungsbehörden so betrachtet? Hatten Sie als Mitglieder irgendwelche Schwierigkeiten, Unannehmlichkeiten oder Vorladungen?

*Frau Narkiewicz:*

Vielleicht beantworte ich diese Frage, weil ich in den Klub der katholischen Intelligenz ein bisschen früher gekommen bin als mein Mann. Zwar war mein Eintritt auch relativ spät, erst



1983. Damals herrschte in Polen der Kriegszustand, der Klub war geschlossen worden, aber die Mitglieder trafen sich in Kleingruppen in Privatwohnungen. Durch eine unserer Freundinnen kam ich in eine Gruppe, die das Thema 'Familie' behandelte. Wir hatten Treffen mit einem Psychologen, unterhielten uns über Erziehung. Später, als der Klub wieder offiziell tätig sein durfte, trat ich dann dem Klub bei. Ich war in die Erziehung von Kindern engagiert, nämlich als Mutter. Durch diese Gruppe zum Thema 'Familie' kam ich auch in den Klub und das hat mir wirklich viel gebracht. Ich war sehr engagiert. Später, im Jahr 1988, als die offenen Befreiungsbewegungen anfangen, war das in meinem Leben ein großes Ereignis. Da war ich in dem Klub sehr engagiert. 1989 hat dann in Polen der sogenannte Runde Tisch stattgefunden. Man fing an, Wahlkomitees zu organisieren. Der KIK war der Ort, wo sich diese Gruppe von Menschen, nämlich das Bürgerkomitee, traf, die Gruppe um Wałesa. Es war für mich ein Erlebnis, dass ich dabei sein konnte. Auch unsere Tochter war dabei. Es war einfach wichtig. Auf die Frage nach Konsequenzen: Konsequenzen gab es zu meiner Zeit eigentlich keine. Ich weiß, dass Menschen, die sich früher im Klub engagiert hatten, tatsächlich gewisse Schwierigkeiten bekamen, aber eigentlich habe ich niemanden getroffen, der für die Mitgliedschaft im Klub irgendwie schikaniert worden wäre.

Wieso wurden die KIKs in Polen gegründet? Wie der Name selbst sagt, trafen sich in den Klubs intelligente Menschen, die sich der katholischen Kirche zugehörig fühlten. Für die kommunistische Regierung war es klar, dass die Intelligenz für den Kommunismus sowieso verloren ist und deswegen haben wir uns den Namen gegeben. Wir haben nie Beschränkungen erlebt. Dem Klub, der Klubgemeinschaft, durfte eigentlich jeder beitreten. In der Tat waren dort auch Menschen, die nicht studiert hatten oder vielleicht sogar keine Abitur hatten, aber sie dachten einfach so wie wir. Vielleicht wurde der Klub deshalb so milde behandelt. Sicher gab es Spitzel. Später, nach 1989, als die Archive des Kommunismus geöffnet wurden, kam heraus, dass es Menschen gab, die andere geradezu denunzierten. Aber dies hatte keine Konsequenzen für die Denunzierten, auch nicht für die Klub-Vorsitzenden. Zum Beispiel: Professor Czapiński war jahrelang KIK-Vorsitzender, aber er hatte deshalb keine besonderen Schwierigkeiten in seiner wissenschaftlichen Karriere. Den Klub hat mein ein bisschen so behandelt: 'Die sind ja irgendwelche seltsame Vögel. Lassen wir sie das Ihre tun.'

*Frau Franke:*

Als Sie nach 1989 erfuhren dass bestimmte Personen im Klub angezeigt worden waren, welche Diskussionen hat das ausgelöst? Wie haben sich die Beziehungen geändert?

*Frau Narkiewicz:*

Die Spitzel haben sich dann aus dem Klub zurückgezogen. Sie wurden sich dessen bewusst, dass sie nicht willkommen sein würden. Es waren nicht viele Personen. Persönlich kannte ich sie nicht, weil ich in den Klub spät kam. Er wurde ja schon 1958 angemeldet, ich kam erst 1983-1984 dazu, sehr spät, aber ich war sehr gut befreundet mit Personen, die den Klub gegründet hatten. Ich weiß, dass diese davon wussten, dass der eine oder andere ein Denunziant sein könnte, aber sie kümmerten sich nicht darum.

*Frau Franke: (zum Publikum):*

Sie sind immer noch zu Wortmeldungen eingeladen.

*Ein Mann aus dem Publikum:*

Bei uns in der DDR gab es einen Spruch, um die positive Rolle der katholischen Kirche in Polen während des Kommunismus zu beschreiben: 'Mutter Kirche, Vater Staat'. Und wer hat mehr zu sagen? Die Mutter. War das eine Sicht von außen, oder trifft das für Polen zu? Wir haben mit Staunen und Freude gesehen, wie Solidarność schon viel früher als wir begriffen hatte, dass man etwas tun muss. Nochmal die Frage nach dem Verhältnis von Kirche und

Staat. Hat der katholische Glaube in Polen einen solchen Einfluss gehabt, dass dadurch der Einfluss der Partei gering geblieben ist? Ist diese Sicht richtig oder falsch?

*Herr Narkiewicz:*

Das ist vielleicht tatsächlich so: Mutter Kirche ó ja, Vater Staat ó nein. Zumindest nicht in Polen, zumindest nicht damals. Das ist leider bis heute so geblieben. Wenn man heute die polnischen Zeitungen durchblättert, wenn man mit den Menschen spricht, dann schreiben und reden sie vom Staat als *šdieõ*, nicht von *šwirõ*. Ich glaube, das hängt mit den Teilungen Polens zusammen. Polen wurde am Ende des 18. Jahrhunderts von Preußen, Österreich und Russland geteilt, dann war es 20 Jahre lang unabhängig, dann kam nochmal die deutsche und russische Teilung, und dann nur die russische. Staat, das waren immer die Fremden. Das ist geblieben. Das Verhältnis eines durchschnittlichen Polen zum Staat ist mehr oder weniger so, wie ich einmal in einem Gespräch mit einem Mann gehört habe. Er sagte: Warum gibt es Steuern in Polen? Wozu bezahlen wir Steuern? Ich sagte: Na, sieh mal, wer soll die Schulen, die Armee, die Verwaltung bezahlen? Er sagte: Wie *šwerõ*? Der Staat soll dafür bezahlen, wozu noch Steuern. Wir sind *šwirõ*, und der Staat sind *šdieõ*. So war es auch im Kommunismus und so ist es leider geblieben.

Leider gibt es in unseren Herzen noch sehr viele kommunistische Überreste. Bis heute kann ich mich umschalten, wie ich das schon beschrieben habe, nämlich in einer Situation so, in einer anderen anders zu reden, um sich anzupassen. Als ich einmal die Universität Leipzig offiziell als Prorektor besuchte - der Sekretär der Partei war dabei ó überlegten wir, was wir sagen würden. Wir sagten uns: *šDie werden uns begrüßen, wir müssen etwas sagen.õ* Ich konnte Deutsch, er nicht. Ich antwortete: *šIch nehme das auf mich.õ* Dann kam die Begrüßung der deutschen Gastgeber ó ziemlich ideologisch. Ich antwortete in der gleichen Sprache inhaltlich und hielt eine schöne marxistische Rede. Das ist nicht gut. Denn eigentlich soll man sagen, was man denkt, und nicht das, was jemand erwartet. Es ist leider in Herzen von vielen Menschen so geblieben. Jemand hat gesagt, dass drei oder vier Generationen vergehen müssen, bis bei uns Menschen so denken, wie zum Beispiel in einem Staat wie England, wo der Polizist ein Freund ist.

*Frau Franke:*

Wobei ich diese Frage noch etwas anders verstanden habe. Inwiefern war es tatsächlich so, dass die Kirche, die Mutter, in Polen im Stande war, die Tätigkeit der Partei, der Regierung, der kommunistischen Behörden zurückzuhalten.

*Herr Narkiewicz:*

Die Kirche war eine große Konkurrenz für die Tätigkeit der Partei. Nehmen Sie beispielsweise die Christlichen Kulturwochen in den Kirchen. Sie wurden über viele Jahre immer im Herbst organisiert. In verschiedenen Kirchen gab es Vorträge, man lud Historiker ein, die die Wahrheit über die Geschichte unseres Landes sagten. Es gab Vorträge zum Thema Ökonomie, Soziologie. Es waren echte Hochschulvorträge in Kirchen. Denn man wusste, wie der Unterricht an den Hochschulen war. Diese Veranstaltungen waren eine Art Widerstand. Sehr viele Personen kamen, auch Menschen, die mit Kirche nichts zu tun hatten. Die Kirchen waren voll. Später, nach der Wende, gab es eine gewisse Enttäuschung. Davor waren die Kirchen voll, nun sind die Menschen frei und die Kirchen sind halb-leer. Meine Frau sagt, das sei übertrieben, aber man kann es ganz deutlich sehen. In Warschau besuchen etwa 15% der angemeldeten Christen die Kirchen, ob katholisch, orthodox oder evangelisch. In Dörfern ist es vielleicht besser, aber in Großstädten gibt es einen verbreiteten Atheismus. Es ist schwer zu sagen, ob das das Erbe des Kommunismus ist, weil das gleiche in Ländern zu beobachten ist, die den Kommunismus nie erlebt haben. Ich würde eher sagen, dass das die Folge davon ist, dass die Ideale der Französischen Revolution aus dem 18. Jahrhundert sich nun immer mehr in Osteuropa verbreiten.

*Frau Franke:*

Ich möchte gerne noch auf die deutsch-polnischen Kontakte zurückkommen, die auch Sie beide im Rahmen des Klubs gepflegt oder entwickelt haben. Ich habe das immer so verstanden, dass die Kontaktaufnahme, besonders zu den Westdeutschen, ein Ausdruck des Widerstands gegen das kommunistische System war, weil man weiß, welche Propaganda die ganze Zeit herrschte. Wie haben Sie, Frau Narkiewicz, das erlebt?

*Frau Narkiewicz:*

Mit Sicherheit war das auch ein Zeichen des Widerstands. Aber die ersten Kontakte der Klubmitglieder mit entsprechenden Personen im Westen entstanden nach dem berühmten Brief der polnischen Bischöfe an die deutschen Bischöfe 1965. Damals hat zum Beispiel die Zusammenarbeit mit dem Bensberger Kreis, der in Deutschland gegründet wurde, angefangen. Das waren die ersten Kontakte, die über die Jahre unterhalten wurden. Der Klub hatte sehr breite Kontakte mit der Aktion Sühnezeichen in der DDR. Zum Beispiel die Entstehung der jetzigen Arbeit in Kreisau selbst hängt damit zusammen, dass der Klub in Wrocław gute Kontakte zur Aktion Sühnezeichen in Deutschland hatte.

*Frau Franke:*

Wurden diese Auslandskontakte überwacht?

*Frau Narkiewicz:*

Ja, sie wurden schon überwacht, aber besondere Probleme, um den Pass zu bekommen, gab es nicht. Ich weiß, dass man nicht immer zu einer Konferenz fahren durfte. Unser Klub hatte vor allem Kontakte nach Dortmund, Berlin und Magdeburg. Als ich angefangen habe, mich im Klub zu engagieren, fuhr die Jugend ohne irgendwelche Probleme zu internationalen Camps der Aktion Sühnezeichen. Zum Beispiel: Unser Sohn war 1987 in einem Camp in Magdeburg.

*Frau Franke: (zum Publikum):*

Gibt es noch Fragen, Anmerkungen von Ihrer Seite? (keine Meldungen)

*Frau Narkiewicz:*

Ich möchte noch einmal zurückkommen zu dem Punkt, was Oberschlesien, und vor allem Opper Schlesien, von Niederschlesien unterschieden hat. Bei uns gab es einen viel größeren Terror. Ich habe schon erwähnt, dass die deutsche Sprache in den Schulen, auch als Fremdsprache, streng verboten war. Es gab Verfolgung. Eine Geschichte von einer Schulkameradin unseres Freundes: Sie war Schlesierin, ihre Eltern sind in Schlesien geblieben, obwohl das Kluczbork (Kreuzburg) war, eigentlich eine deutsche Stadt. Die Bevölkerung wurde 1945-1946, so glaube ich, zu 80% ausgetauscht. Diese Familie hatte sich für Polen ausgesprochen und ist geblieben. Aber dieses Mädchen wurde so verfolgt, dass es endlich in den 50er Jahren nach Deutschland ausgewandert ist. Sie hatte mit sehr guten Noten die Oberschule absolviert und wollte Medizin studieren. Sie versuchte dreimal, zum Studium zugelassen zu werden, wurde aber nicht aufgenommen, nur deshalb, weil ihr Vater Kirchendiener und ihr älterer Bruder im Priesterseminar war. Das schloss sie aus dem Medizinstudium aus.

Eine zweite Geschichte, die mir eine Bekannte erzählt hat: Sie hatte eine Freundin, deren Vater vor dem Krieg Redakteur bei einer polnischen katholischen Zeitschrift war. Das zeigt, dass er sich schon vor dem Krieg zur polnischen Nationalität bekannte. Nach dem Krieg wurde er als Deutscher verfolgt. Er wurde verhaftet und in den Gefängnissen so behandelt, als ob er ein deutscher Journalist gewesen wäre. Dabei leitete er eine polnische Zeitschrift. Diesen Druck hat dieses Mädchen nicht ausgehalten und auch sie ist nach Deutschland ausgewandert. Für mich war es nahezu ein Schock, als ich 1954 nach Wrocław kam und erfuhr, dass in Wrocław Gottesdienste, sowohl in der evangelischen als auch in der katholischen Kirche, auch in deutscher Sprache gehalten wurden und dass in Wrocław eine deutsche Zeitschrift herausgegeben

wurde. Das war für mich völlig neu, denn bei uns, in Oppelner Schlesien, war das unvorstellbar.

*Eine Frau aus dem Publikum:*

Mich würde noch interessieren, wie Sie als Klub der katholischen Intelligenz auf die Gründung der Solidarno - Bewegung reagiert haben.

*Frau Narkiewicz:*

Man muss sagen, dass der Klub dabei tatsächlich eine große Rolle spielte. Sehr viele prominente Solidarno -Aktivisten waren vorher Mitglieder bei dem Klub der katholischen Intelligenz. Der Klub war sehr engagiert in den ersten freien Wahlen 1989. Diese Gruppen um WaŁsa herum und die sogenannte Bürger-Klubs trafen sich in den Räumlichkeiten von KIK, denn anderswo gab es für sie keinen Platz. Die erste Zeitung der Solidarno , ŹGazeta WyborczaŹ, die im Frühling 1989 herauskam, war unter anderen von dem Klub verbreitet worden. Unsere Tochter verkaufte sie auf der Straße. Der Klub war damals sehr engagiert. Aber auch schon 1980. Eine prominente Figur der Solidarno damals in Wrocław, Frasyński, war KIK-Mitglied. Der spätere Dominikaner Maciej Ziemia war auch KIK-Mitglied, er war 1980 sogar im Vorstand. Die Bildung des bürgerlichen Bewusstseins fand vor allem in den KIKs statt.

*Helmut Weiß:*

Ich bin Seelsorger, diese Tagung ist eine Seelsorgetagung und ich habe Ihnen aus einer seelsorgerlichen Perspektive zugehört. Wenn ich als Seelsorger Menschen zuhöre, ihre Lebensgeschichte höre, interessiert mich immer wieder, wo sind Schwierigkeiten, wo sind Deformationen, wo gelingt Leben, wie gelingt Leben. Ich will Ihnen aus dieser Sicht ganz kurze Reaktionen geben, wenn Sie mir erlauben.

Einmal: Ich habe verstanden, dass durch das, was Sie, Herr Narkiewicz, als junger Mensch, aber dann auch in diesem System erlebt haben, eine Spannung zwischen dem Reden in der Öffentlichkeit und, ich sag mal, privat, intern, bleibt. Jetzt hätte ich natürlich als Seelsorger sehr viele Fragen, wie Sie das bewältigen. Spannungen müssen ja irgendwie bewältigt werden. Ich höre, Sie können damit leben und trotzdem ist diese Spannung da.

Bei Ihnen, Frau Narkiewicz, höre ich, dass die Frage: Wer bin ich; wer bin ich als Deutsche, wer bin ich als Polin? ein bleibendes Thema ist. Seelsorge kümmert sich um die Frage der Identität. Wer bin ich, das hat sehr viel mit Sprache zu tun. Darf ich so sein, wie ich mich fühle, wie ich bin? Auch hier habe ich viele Fragen an Sie. Sie brauchen darauf nicht zu antworten, aber die Frage bleibt: Wie kommen sie mit dieser Identitätsspannung zurecht? Ich kenne mich nicht sehr gut in Polen aus, aber ich höre immer wieder, dass es ähnliche Fragen nach deutscher, polnischer Identität bei einer ganzen Reihe von Menschen gibt. Das sind Punkte, die mich jetzt angesprochen haben, natürlich auch andere, aber die wollte ich erwähnen, weil ich sie mit einem Seelsorgeohr gehört habe.

*Frau Narkiewicz:*

Diese Frage nach der Identität. Wer bin ich, Polin oder Deutsche? Also in Schlesien ist diese Frage noch anders. Auf die Frage: Wer bist du? Antwortet ein Schlesiener: ŹEin SchlesienerŹ. Das ist unsere Identität vor allen anderen. Nach 1945 hat sich das noch vertieft. Denn ein Mensch ist mit seiner Heimat, im Polnischen spricht man von der Źkleinen HeimatŹ (ŹmaŁa OjczyznaŹ), sehr verbunden. In der deutschen Zeit waren wir immer Bürger zweiter Klasse. Man nannte uns, Schlesiener, Źdie WasserpolakenŹ. Nach dem Krieg waren wir wieder Menschen zweiter Klassen. Bis 1998 hat man darüber nicht gesprochen. Vor allem die Schlesiener, die ihr Land nicht verlassen wollten, sprachen nicht darüber. Wir wollten dort bleiben, wo wir geboren waren, wo wir waren. Deswegen mussten sich meine Eltern nach dem Krieg äußern,

wohin sie sich zugehörig fühlten. Mein Vater wurde 1945 von den Russen interniert. Im Juni, in den Gefangenenlagern, mussten die Gefangenen sagen, ob sie Deutsche oder Polen waren. Damals haben Menschen aus Schlesien angefangen nachzudenken: Was sollen wir sagen? Polnisch fühlen wir uns keineswegs, denn wir haben nie in Polen gewohnt, aber wenn wir sagen, dass wir uns deutsch fühlen, kommen wir möglicherweise nicht zurück nach Hause. Wenn wir aber „Schlesier“ sagen, so wie wir uns wirklich fühlen, was sagen wir dann? Denn so ein Volk gibt es offiziell nicht. Deswegen hat mein Vater wie viele seiner Kameraden gesagt, sie fühlten sich polnisch. So kamen sie zurück nach Hause. So war es auch in der Bevölkerung in den ersten Jahren nach dem Krieg. Bei der ersten Volksbefragung 1946 haben sich meine Eltern für Polen ausgesprochen, denn meine Eltern wollten in Schlesien bleiben. Es gab eine Diskrepanz zwischen dem, wie wir uns wirklich fühlten, und dem, was man offiziell sagen musste. Für die Schlesier ist das ein echtes Problem.

*Frau Franke:*

Vielen Dank. Bevor ich das Wort Herrn Professor erteile, möchte ich noch erwähnen, dass das Thema „Auswandern oder Bleiben“ DDR-Bürger immerzu begleitet hat. Nun ist für mich sehr interessant, dass auch in Ihrem Fall dieses Motiv auftaucht, aber natürlich in einem anderen Kontext. Aber es gibt eine gewisse Parallele, die im Kontext unserer Tagung interessant ist.

*Herr Narkiewicz:*

Dazu möchte ich vielleicht etwas hinzufügen, bevor ich zu meinem Fall übergehe. Es gibt ein Buch vom deutschen Schriftsteller Horst Bienek, er lebt nicht mehr. Dort gibt es folgende Stelle: Die Geschichte spielt 1939, es ist eine Hochzeit in Gliwice, eine schlesische Hochzeit. Zu der Hochzeit kommt eine Angehörige aus Berlin. Diese Frau aus Berlin fragt die Gastgeberin: Leben hier bei euch in Gliwice Polen? Und die Antwort lautet: Ja, hier leben Polen, hier leben auch Deutsche, aber wir, wir alle sind Schlesier. Wir sind einfach Schlesier. Das ist das, was wir auch von meiner Frau gehört haben.

Jetzt sage sich etwas von mir. Ich fühle mich am besten als Europäer. Denn: Ich bin in Litauen geboren, mein Vater hatte vier Brüder, also insgesamt waren sie zu fünf. Einer ist im Krieg umgekommen. Weil mein Großvater sehr jung gestorben ist, wurde mein Vater vom Onkel erzogen, der von Natur aus, irgendwie seiner Überzeugung nach, ein Pole war. Der schickte ihn in eine polnische Schule. Mein Vater ging also in ein polnisches Gymnasium, machte das polnische Abitur. Aber für seine Brüder hat das Geld nicht gereicht. Deswegen besuchten sie nicht die polnische Schule. Ethnisch ist die Familie polnisch und litauisch, ungefähr *fifty ó fifty*. Ich war in den 70er Jahren einmal in Vilnius und habe meine drei Onkel getroffen. Sie sprachen zu Hause Polnisch. Und ich fragte einen: Wie fühlst du dich? Wer bist du? Er hat mir geantwortet: Ich bin ein Litauer mit polnischer Muttersprache.

Auch meine Gefühle sind gemischt. Ich war vor kurzem bei einer Tagung in Litauen, es war ein schöner Tag, Mittwoch nachmittags. Das ist eine Tradition bei mathematischen Tagungen ó mittwochs am Nachmittag macht man immer einen Ausflug. Wir machten also den Ausflug - und es gab wunderschöne Wolken. Ich habe sie fotografiert und dachte mir: Solche schönen Wolken wie in Litauen gibt es sonst nirgendwo. Denn das ist meine Heimat. Es kann hier in dieser Gegend schön sein, ich war an der Côte d'Azur, ich arbeitete nämlich zwei Jahre in Frankreich, und dort ist es vielleicht auch schön, aber für mich ist es dort in Litauen am schönsten. Wenn die polnische Fußballmannschaft spielt, wird mir warm ums Herz, aber wenn die litauische Mannschaft Basketball spielt, die ist sehr gut, dann wird mir auch warm ums Herz. Ein halbes Jahr, zwischen September 1944 bis zum Einmarsch der Amerikaner im Mai 1945, also fast das ganze Schuljahr, ging ich eine deutsche Schule, in die zweite Klasse, zusammen mit den Deutschen, eigentlich mit den Bayern. Sudetenland war von der bayerischen Bevölkerung bewohnt. Sie sprachen ihre schöne bayrische Mundart, die ich nicht ver-

stehen konnte. Aber immer wenn ich diese Mundart höre, im Bayerischen Rundfunk oder Bayerischen Fernsehen, dann wird mir warm ums Herz. Wenn Bayern München spielt, gehe ich vom Fernseher nicht weg, denn das ist meine Mannschaft. Mir geht es auch in Frankreich gut, in Frankreich habe ich zwei Jahre gearbeitet. Meine erste Ernennung zum Professor hat Präsident Georges Pompidou unterschrieben. Auch dort bin ich zu Hause.

Die Welt ist klein geworden, Europa konsolidiert sich. Wenn ich die weitere Verwandtschaft anschau, dann sehe ich, dass meine Frau Familie in Deutschland hat, ich habe eine große Familie in Litauen. Mit den jungen Angehörigen dort muss ich mich auf Englisch unterhalten. Russisch können sie nicht mehr. Mit einigen Kusinen spreche ich Polnisch und mit anderen Russisch. Mit der Jugend, also mit deren Kindern und Enkelkindern, unterhalte ich mich auf Englisch, denn das ist die Sprache, die *lingua franca*, in der man sich verständigen kann. Litauisch habe ich vergessen. Ich konnte Litauisch als Kind, aber danach hatte ich keine Gelegenheit, sie weiter zu sprechen. Meine Großmutter hatte, ich weiß nicht genau, vier oder fünf Schwestern. Sie lebte in der Ostukraine, wo mein Urgroßvater eine Zuckerfabrik leitete. Sie heiratete einen russischen General, der noch im Dienst des Zaren war. Angeblich lebt seine Familie noch irgendwo in Moskau. Ich habe Verwandte auf der ganzen Welt, fast in ganz Europa. Und deswegen sehe ich alle diese nationalistischen Exzesse der Politiker, ob im Osten oder im Westen, aus einer gewissen Distanz. Denn mich überzeugen sie nicht, die meinen oder sagen: Wir sind die besten. So war das ja damals: Deutschland, Deutschland über alles. Aber bei den Polen gab es genau das gleiche, bei den Russen das gleiche. Damit muss man Schluss machen. Ich bin ein Mathematiker. Die Mathematiker sind keine große Gemeinschaft. Es gibt vielleicht 5000 von uns auf der Welt, höchstens. Wir fühlen uns wie eine Familie. Ob ich in Australien bin oder in ein anderes Land fahre, habe ich immer das Gefühl: Das ist fast wie meine Familie. Ich glaube, diese Internationalität ist die Zukunft, die auf uns wartet.

*Frau Franke:*

Herzlichen Dank für dieses Zeugnis von einem Europäer wie er im Buche steht. Ich glaube an dieser Stelle können wir dieses Gespräch hier abschließen. Sie habe gehört, Frau und Herr Narkiewicz können sich in allen möglichen Sprachen unterhalten, auf jeden Fall in den beiden Tagungssprachen, auf Polnisch und auf Deutsch. Alle sind herzlich eingeladen, mit ihnen in Kontakt zu kommen, um noch mehr Details ihrer lebendigen Lebensgeschichten zu erfahren. Ihnen beiden aber sehr herzlichen Dank für das, was Sie uns aus Ihrem reichen Leben erzählt haben.

(Großer Applaus)

*Aus dem Polnischen übersetzt von Ewa Gula und Marta Brudny*



# Do wiadczenia ycia w komunizmie jako duszpasterskie i historyczne wyzwanie

*Ryszard Borski*

*š í o wspóřpracy mi dzy nami nie mo e  
by mowy. Šu ymy dwom ró nym  
królestwom.ö*

Kiedy w marcu 1987 roku tymi sówami odmówiém jakiegokolwiek wspóřpracy werbuje cemu mnie oficerowi SB, wydawaó mi si , e ta deklaracja mojego stosunku do ówczesnego systemu w peóci odpowiada nie tylko mojemu wewn trznemu przekonaniu, lecz tak e otaczaj cej mnie rzeczywisto ci. Byém w Ko cie, któremu z Bo ego powoóania pragn ém sć y ; na zewn trz byósystem polityczny, z którym nie chciaém mie nic wspólnego. Upadek socjalizmu póóora roku po tej rozmowie zdawaósi wtedy i przez wiele kolejnych lat mojej sć by w Ko cie w roli duszpasterza, proboszcza, kapelana wojskowego, a w ko cu biskupa wojskowego potwierdza ószno ówczesnej mojej postawy i deklaracji. Nie miaém poj cia, e po 22 latach od tamtego wydarzenia moja postawa wobec minionego systemu uniemo liwi mi dalsz posóg biskupi w Ko cie prowadzonym nadal przez rejestrowanych jako tajni wspóřpracownicy sć b PRL-u biskupów i radców z wpóřowymi emerytami ko cielnymi w tle. Ale po koleii

Pochodz z ewangelickiej od pokole rodziny o robotniczych korzeniach. Mój prapradziadek Adam Borski, pradiadek Jerzy, dziadek Rudolf i ojciec Edward byli zwi zani z jedn miejscowo ci i z jednym miejscem pracy: Odlewni eliwa w W gierskiej Górcie. Adam i jego syn Jerzy byli odlewnikami eliwa, Rudolf mistrzem odlewnictwa, ojciec technikiem elektrykiem. Tak e inni czónkowie rodziny w poprzednich pokoleniach na ogóówzi zani byli zawodowo z Odlewni eliwa w W gierskiej Górcie. Drugim wyznacznikiem rodzinnych tradycji byó ewangelickie wyznanie w katolickim otoczeniu. Moi przodkowie nale eli do jednej i tej samej parafii ewangelickiej w Biaóej (Bielsko-Biaó). Mój ojciec byóczónkem synodu Ko cioó Ewangelicko-Augsburskiego przez 10 lat (synod VIII i IX kadencji, lata 1987-1996). Przez ponad 20 lat ojciec byóóe kuratorem parafii ewangelickiej w Biaóej, a w tym czasie tak e czónkem synodu diecezjalnego diecezji cieszy skiej. Wieloletnimi czónkami rady parafialnej tej parafii byli wcze niej wujek i kuzyn ojca oraz mój dziadek - ojciec mojej matki. W domu rodzinnym zawsze obecny byóelement ekumeniczny, poniewa pradiadek Jerzy byóewangelikiem, a jego óna katoliczk , co za spraw austriackich rozwi za wyznaniowych spowodowaó, e dziadek Rudolf i jego bracia za swoim ojcem byli ewangelikami, za ich siostry za swoj matk katoliczkami. Dwie niezam óne ciotki mojego ojca mieszkaó z nami pod jednym dachem do swojej mierci, dopeóiaj c swoj katolick pobo no ci religijn atmosfer ewangelickiego domu rodzinnego.

Wychowanie religijne w rytm odprawianych raz na miesi c przez przyje d aj cego z Bielska-Biaóej ksi dza pastora nabo e stw, po których odbywaó si lekcje religii, uzupeóiaó niedzielne nabo e stwa domowe z postyll i piewnikiem ewangelickim. Do konfirmacji

przyst powa€m w 1974 roku jako w pe€ci wiadomy swego przyrzeczenia ewangelik. Nie uchroni€ mnie to jednak przed m€dzie czym kryzysem wiary, który przyszed€ gdy mia€m lat siedemna cie, a m€dzie cze poszukiwania, zapewne nie bez wp€wu wszechobecnej propagandy, pchn € mnie poprzez filozoficzny egzystencjalizm ku politycznej lewicowo ci. Cho by€m jednym z nielicznych w szkole redniej, którzy z przekory i niech ci wobec form ycia ponad potrzeb zorganizowanych nigdy nie za€yli harcerskiego mundurka, a tym bardziej mundurka Harcerskiej S€ by Polsce Socjalistycznej (HSPS), w klasie maturalnej wyci gn €m konsekwencje ze swoich niedawnych wyborów wiatopogl dowych, przyj €m legitymacj kandydack šprzewodniej si€y naroduö, Polskiej Zjednoczonej Partii Robotniczej, i wybra€m jako miejsce moich studiów Wojskow Akademi Techniczn w Warszawie. Jakie mia€m oczekiwania? Skromne, ale godziwe ycie na w€sny rachunek, które mia€ mi zabezpieczy wojsko, i realizacja moich zainteresowa w zakresie przedmiotów cis€ych oraz technicznych.

Szko€ redni w ywcu i moje rodzinne strony opuszcza€m jako prymus liceum, olimpijczyk olimpiady centralnej w dziedzinie fizyki, kandydat na o€ciera zawodowego i cz€wiek przekonany o potrzebie s€ by dla ludzi w ramach istniej cego systemu politycznego. O prawdziwej historii Polski XX wieku nie mia€m poj cia ponad to, czego uczono nas w szkole redniej, bo historia le a€ na antypodach moich ówczesnych zainteresowa . Czas lekcji historii uwa a€m za czas stracony dla rzeczywistych prawd o wiecie, czyli wyra anych formu€mi i wzorami nauk cis€ych. W prowincjonalnym rodowisku nigdy nie zetkn €m si te z jakkolwiek dzia€lno ci opozycijn lub podziemn literatur , która pochodziaby z kr gów opozycji. Jak zapewne zdecydowana wi kszo otaczaj cych mnie ludzi, zakada€m, e za rz dów Gierka šGrudzie 0700 nigdy si nie powtórzy, šRadom -760 to by€jedynie wypadek przy pracy, a dzi ki uczciwej pracy ludzi i m drym rz dom partii šPolska b dzie ros€ w si€, a ludziom b dzie si y€ dostatniejö (To by€ jednym z hasełpropagandowych tamtej epoki: šAby Polska ros€ w si€, a ludziom y€ si dostatniejö). Tak ukszta€owany wyrusza€m ku zderzeniu ze wiatem mi nieznanym w 19. roku mojego ycia.

W 1979 roku rozpocz €m studia na Wydziale Elektroniki w Wojskowej Akademii Technicznej w Warszawie. Wskutek uzyskiwanych wyników za namow prze€ onych i ostatecznie wskutek w€snej pro by zosta€m przeniesiony na Wydzia€Chemii i Fizyki Technicznej, na szczególnie elitarny, 6-letni kierunek fizyki technicznej, gdzie II semestr I roku studiów zaliczy€m z jedn z najwy szych rednich w grupie fizyków. Ten pierwszy rok w Warszawie zmieni€jednak w moim postrzeganiu otaczaj cego mnie wiata, je eli nie wszystko, to przynajmniej to, co zasadnicze i na zawsze. Nie chc rozwodzi si na temat do wiadczenia religijnego i powrotu g€bokiej, zdecydowanej wiary. Zaznaczam jedynie, e tak si sta€ po oko€ 3 latach ycia bez wiary w Boga, ale nie bez wymaga etycznych wobec siebie i swojego ycia. Z pewno ci ziemskim t€m dla mojej przemiany duchowej by€ to, co dzia€ si w kraju pod wp€wem ruchu šSolidarno ö i wykrzywione odbicie tych wydarze , którym próbowano karmi podchor ych.

Z odkrywaniem innej historii najnowszej ni ta, przez któr z niech ci prze lizn €m si w szkole redniej, zetkn €m si ju na pierwszym roku studiów. O ile wcze niej s€sza€m o Katyniu, nie pozosta€ to w mojej pami ci. Za to wyk€d z przedmiotu šElementy historii najnowszejö nigdy z mojej pami ci nie ulecia€. Szczególnie za to, e okoliczno ci šhistoryczneö Zbrodni Katy skiej przedstawiano nam w taki sposób, aby šmy l cyö podchor y sam doszed€ostatecznie do šw€snegoö wniosku, e zbrodni t musieli pope€ci Niemcy, przypisuj c j ze wzgl dów propagandowych Zwi zkowi Radzieckiemu. Z indoktrynacj polityczno-historyczn podchor ych by€ jednak w 1980 roku z miesi ca na miesi c coraz trudniej, bo wydawnictwa podziemne ukazywa€ si w wielkiej ilo ci, a podchor owie, je eli nie czynili tego zupe€nie jawnie, to w istocie mieli dost p do tej

literatury i dyskretnie przekazywali j sobie wzajemnie. Dla mędrych ludzi w mundurach, którzy w swojej ogromnej wi kszo ci wybrali t drog ycia nie ze wzgl du na przekonania polityczne, okres ten by€czasem g€bokich przemyle i wspólnych zastanowie nad mo liwymi wariantami rozwoju sytuacji. Nie bez pytania w tle, kto i do czego zechce tym razem u y wojsko?

Dla mnie osobi cie, obok tej zaangażowanej politycznie i historycznie literatury oraz naszych podchor ackich dyskusji nad rozwojem sytuacji w kraju, drugim oknem na inn rzeczywisto stał si w 1980 roku spotkania biblijne ewangelickiej m€dzie y studenckiej przy ul. Kredytowej 4 w Warszawie, w których zacz €m regularnie uczestniczy . Tam spotka€m i pozna€m studentów Chrześcijańskiej Akademii Teologicznej oraz studentów ewangelików innych warszawskich uczelni, którzy zainteresowani byli przede wszystkim rozwojem swojego ycia duchowego, a wiat zewn trzny zdawał si ich nie bardzo interesowa . Tak te mo na by€ próbowa y w tamtych czasach. Pasuje do tej postawy zdanie, które w latach znacznie wcze niejszych, jeszcze za czasów akademii w Chylicach, mia€ wypowiedzie pó niejszy wieloletni duszpasterz ewangelizacyjno-misyjny naszego Kościoła. Indagowany jako student teologii przez kolegów ó współpracowników SB (Służba Bezpieczeństwa) o jego stosunek do rzeczywisto ci, mia€ odpowiada : *„Mój rzeczywisto ci jest Jezus Chrystus”*. Jako wier cy w Boga podchor y WAT w 1980 roku tego mistycznego luksusu oczywi cie mie nie mog€m, ale ch tnie bra€m udział w spotkaniach w parafii przy ul. Kredytowej, czerpi c moce duchowe ze wspólnego rozwa nia Biblii, modlitwy i piewu pie ni m€dzie owych. Jak si pó niej mia€ okaza , nawet to moje *„politycznie niewinne”* uczestnictwo w spotkaniach stołecznej studenckiej m€dzie y ewangelickiej nie usł uwagi tych, którzy zawodowo szperali w pozauczelnianych kontaktach podchor ych.

Na drugim roku studiów, mniej wi cej w pa dzierniku 1980 r., podczas zebrania wydziałowej organizacji partyjnej PZPR, podczas którego wraz z kilkoma innymi podchor ymi mia€m zosta ć członkiem tej partii po ponad rocznym okresie kandydackim, publicznie odmówi€m wst pienia do partii, wyja niaj c wobec zebranej partyjnej kadry i podchor ych Wydziału Chemii i Fizyki Technicznej, e wybra€m studia wojskowe, aby sta y społecznie stwu jako o€wierz zawodowy Ludowego Wojska Polskiego, a w zaistniałej w kraju sytuacji mog to czyni tylko jako bezpartyjny podchor y i przyszły oficer. Powiedzia€m również , e wedłg mnie PZPR straciła moralne prawo do reprezentowania ludzi pracy, a ich autentycznym reprezentantem okazał si ruch społeczny *„Solidarność”*. Prowadz cy zebranie profesor pułkownik, który bodaj e zast pował nieobecnego sekretarza wydziałowej organizacji partyjnej, w odró nieniu od mędrych gniewnych towarzyszy, gotowych udzieli mi pomocy ideologicznej, skomentował moją decyzj i jej publiczne oznajmienie słowami, które zwa ywszy na tamten czas i okoliczno ci były wyrazem odwagi osobistej i wewn trznej autonomii: *„Ka dy ma prawo do własnego zdania”*.

Jedyn *„šrepresj”*, jaka spotkał mnie bezpo rednio po tym wydarzeniu, była twarda, m ska rozmowa z zast pc komendanta wydziału ds. politycznych, podczas której nie doszł jednak do ustalenia wspólnej płaszczyzny ideowej. Padł natomiast w toku tej rozmowy z jego strony zapowied prawdopodobnej konieczno ci wyprowadzenia wojska na ulice. Skomentowa€m to pytaj c, co ma wspólnego władza ludowa ze strzelaniem do bezbronnych ludzi. To by€ bodaj e jedyny moment tej rozmowy, kiedy mój rozmówca okazał emocje, zarzucaj c mi nieuprawnion nadinterpretacj jego wypowiedzi ó nie o strzelanie do ludzi miał mu chodzi , lecz o przywrócenie konstytucyjnego porz dku z pomoc wojska. Osi niezgody pozostał ostatecznie to, czy mia€m tytuł czy ó jak chcia€mój adwersarz ó *„nie mia€m tytułu”*, aby *„publicznie krytykowa polskich komunistów”*. Ja za pozosta€m przy swoim zdaniu, e do tego nie tytuł był ni potrzebny, a jedynie moje prawo do post powania wedłg własnego sumienia. Jednak moja godno osobista ani razu nie został podczas tej rozmowy naruszona. Podkre lam to dzisiaj ze smutkiem i dla kontrastu wobec tego, co jako biskupa i

genera Wojska Polskiego spotka i spotyka mnie w moim Ko cie 20 lat po odzyskaniu pe ej suwerenno ci ó w nie ze wzgl du na spór o uwik anie ludzi Ko cio w tamte czasy.

Moje publiczne zerwanie kandydackich zar czyn z *šprzewodni si narodu* nie mia dla mnie oznacza rozstania z mundurem i z planami kontynuowania studiów na uczelni wojskowej. Ponownie jedynie zaznaczam, e zasadniczy impuls dla o pó roku pó niejszej decyzji rezygnacji z dalszych studiów mia charakter prze ycia religijnego. W tle jednak tkwi niew tpliwie rozczarowanie publicznych postaw niektórych ludzi w mundurach, którzy po tzw. *šwydarzeniach bydgoskich* z 19 marca 1981 roku przez kolejne dni przedstawiali nam, podchor ym, kolejne oficjalne wersje tych wydarze , gdy ich polityczni prze eni nie mogli zupe nie reagowa na to, co wychodzi na wiat dnie w mediach niezale nych. (Dnia 19 marca 1981 roku ZOMO (Zmechanizowane Oddzia Milicji Obywatelskiej) pobi cz enków delegacji NSZZ *šSolidarno* i rolników domagaj cych si zgody na utworzenie w asnych zwi zków zawodowych, którzy przybyli ze swoimi postulatami na sesj Wojewódzkiej Rady Narodowej w Bydgoszczy). Chyba wtedy musia m ostatecznie zrozumie , e ryzyko bycia manipulowanym przez innych ludzi nie zale y jedynie od poziomu naiwno ci, braku wiedzy lub do wiadzenia, lecz tak e w zdecydowanym stopniu od rodowiska i od miejsca, jakie si w jego hierarchii zajmuje. Chyba te od tamtego czasu pozosta mi g boka alergii i awersja wobec wszelkich rozpoznawanych prób manipulowania mn , moim stosunkiem do prawdy, moim post powaniem i moim yciem.

Dnia 29 maja 1981 roku zwróci m si do komendanta WAT o zwolnienie mnie z obowizków s achacza tej uczelni. Dowiedziawszy si ode mnie ju wcze niej o moim zamiarze, moi dwaj koledzy, z którymi dzieli m pokój, student III roku fizyki technicznej i podchor y z mojej grupy fizyków II roku studiów podj li spontanicznie identyczne decyzje. To wygl da ju na spisek, który musia mie jaki pocz tek. Obu kolegów zwolniono bez adnych szykan i przeszkód, z zaliczeniem s by wojskowej. Obaj podj li bezpo rednio dalsze studia na Politechnice Warszawskiej. Moj pro b o zwolnienie przetrzymano, a gdy min onad miesi c i dnia 7 lipca 1981 roku zwróci m si ze stosown pro b ó za aleniem do G ównego Inspektoratu Techniki Wojska Polskiego, któremu Wojskowa Akademia Techniczna wówczas podlega a, ju nast pnego dnia, 8 lipca 1981 r., stan m do raportu s owego przed obliczem komendanta szko y. Tego samego dnia zosta m wydalony z uczelni *ša odmow kontynuowania studiów w Wojskowej Akademii Technicznej bez zaliczenia okresu pobytu na studiach do czasu trwania zasadniczej s by wojskowej i obci eniem kosztami wy ywienia i umundurowania za okres pobytu na studiach*.

Gdy kilka miesi cy wcze niej rozstawa m si z PZPR po zerwanych zar czynach kandydackich, s dzi m w mojej naiwno ci, e rozstajemy si z parti bez wzajemnej urazy. *šPrzewodnia si a narodu* mia wtedy jeszcze tylu szczerych lub udawanych adoratorów, e mog a sobie pozwoli na luksus zapomnienia o mnie. Jednak w drodze od komendanta akademii do miejsca zakwaterowania po us szenie powy szego wyroku, w której to drodze od pocz tku do ko ca towarzyszy mi oficer - opiekun roku, us sza m jednak od niego ku mojemu zadziwieniu i ku obudzeniu mojej krótkiej pamici politycznej: *šWiecie, za co wam to zrobili?* *šNie wiem* ó odpar m szczerze. Po uwa nym rozejrzeniu si woko pad a ciszonym g sem odpowied : *šZa parti* . Wszed m z WAT z d gciem wobec wojska w wysoko ci 37.760,85 z tych polskich. Ówczesne nie by a to dla mnie dobijaj ca kwota ó wi cej ni pi ciokrotnie miesi cznych wynagrodzenia w gospodarce, a przede mn otwiera si dopiero okres zasadniczej s by wojskowej.

Jako wydalony z Wojskowej Akademii Technicznej, starszy kapral, ale ju nie podchor y, trafi m w lipcu 1981 roku bezpo rednio do jednostki wojskowej JW 1054 do Lublina. Tam szybko zorientowa m si , e system nie jest wszechw adny. Informacje najwyra niej nie posz y za mn do jednostki, a je eli posz y, to nie mia y odczuwalnego dla mnie wp ywu na dalszy przebieg s by. Mo e poza jednym epizodem, kiedy, nie wiadomo dlaczego, zast pca

dowódcy jednostki do spraw politycznych przyjął mnie gdzie na terenie jednostki i - pomimo że nie był moim przełożonym - wydał mi rozkaz wykonania całodziennego zadania, które przeznaczone było dla szeregowych, a nie dla podoficerów. Na żądaniach komentarzy przechodzących szeregowych się skończyło, ja zaś potraktowałem całe sprawę jako nabycie nowej umiejętności jednolitego malowania powierzchni, bardzo dużej powierzchni. Po kilku miesiącach nadszedł jednak stan wojenny.

Wprowadzenie stanu wojennego w nocy 13 grudnia 1981 roku zastało mnie nie w wojsku, lecz w bursie studentów teologii Chrześcijańskiej Akademii Teologicznej w Warszawie, przy ul. Miodowej 21. Spędziłem tam noc, realizując ostatni bezprecedensowy rozkaz. Rozkaz, jak się okazało, bardzo niefortunny, ponieważ z Lublina do jednostki w Nowym Dworze Mazowieckim pod Warszawę wysłano mnie po kilkadziesiąt kilogramów odrzutników do karabinów, a ja miałem ze sobą tylko zwykłą teczkę. Odrzutniki to umożliwiają strzelanie seriami amunicją lepią, uniemożliwiają jednocześnie strzelanie amunicją ostrą. To rodzaj nakrętki na lufę, która zmniejszając jej przekrój, powodowała wzrost ciśnienia gazów w lufie po strzale amunicją lepią i automatyczne przeładowanie broni. Po wyjściu z jednostki czysto logistycznej taka ilość środków pozoracji i demonstracji się odbyła, domyśliłem się dopiero w Warszawie, dowiedziawszy się, że wkrótce ogłoszono wprowadzenie stanu wojennego.

Pierwszym dniem stanu wojennego rozpocząłem od uczestnictwa w nabożeństwie w ewangelickim kościele w Trójcy w Warszawie, po którym na krótko spotkałem się z ks. sen. Janem Walterem. Po wspólnej modlitwie wyruszyłem ku mojemu dalszemu przeznaczeniu. W Nowym Dworze Mazowieckim, gdzie panowała już prawdziwie wojenna atmosfera, przypomniało mi się, że kiedy przysłano do nich podoficera z aktówką po wzięciu kilkaset kilogramów człuchów do armaty. Na tym tle moja misja nie wydawała mi się zupełnie absurdalna i po usilnych namowach udało mi się wziąć kilkanaście kilogramów elastyka do teczek i zniknąć, zanim samochód z Lublina przyjedzie po resztę. Było to dla mnie niezwykle ważne w tamtych okolicznościach, ponieważ wyjeżdżając z Lublina nie przewidziałem wprowadzenia stanu wojennego i w budynku parafii ewangelickiej przebrałem się w ubranie cywilne. Przeklinających nad moim ubraniem cywilnym oficerów z Nowego Dworu Mazowieckiego udało mi się przekonać, że to dla kamuflażu, bo jak miałem w stanie wojennym w mundurze bez eskorty wozić publicznymi środkami transportu człuchów i uzbrojenia dla całej jednostki? Przybyłym samochodem z mojej jednostki w Lublinie tym naprzód wymyślonym argumentem już bym oczywiście nie przekonał ubrania cywilnego nie miałem prawa posiadać, a tym bardziej wykonywać w nim jakieś zadania służbowe. W Lublinie na peronie dworca kolejowego musiało być jeszcze minimum niepostrzeżenie służby dyżurnej z jednostki, która przyjechała, aby ulżyć moim cierpieniom. Dzięki padającym cemu gęstemu niegowskiemu i kapturowi, w który zaopatrzona była moja cywilna, zimowa kurtka, udało mi się przejść dosłownie między nimi, dając się przed siebie wypchanym odrzutnikami teczek. Przed sobą, gdy jej uszy nie wytrzymały czy to ciarę, czy mojego napięcia już w samym Nowym Dworze Mazowieckim, urywając się w drodze z jednostki na stację kolejową.

Przed dworcem kolejowym w Lublinie uprosiłem wódcę ciciela jednej jedynej syrenki, stojącej samotnie na pustym placu, aby zawiązała mnie do centrum, w pobliżu plebanii ewangelickiej. Tam przebrałem się z powrotem w wojskowe ubranie, emocje opadły i powróciła obojętność w ocenie sytuacji. I na piechotę 5-7 kilometrów do jednostki z odrzutnikami w teczkę nie miałem zamiaru. Było już po godzinie policyjnej. Autobusy nie kursowały, taksówek nigdzie nie było. Przyczepiłem więc obciążony ładunkiem do pobliskiego sztabu dywizji i poprosiłem, aby zadzwoniono do jednostki po transport. Jeszcze tylko czekało mnie przekonanie przybyłej po mnie gazikiem służby dyżurnej, co było o tyle łatwiejsze, że nie chodziło o intelektualną wymianę argumentów, a jedynie o spokojne przeczekanie siarczystej wiązki wulgaryzmów jako reakcji na moje tłumaczenie, że na dworcowym peronie żadnych

wojskowych z broni na drugim pasie nie dostrzegłem. Grubo po północy drugiego dnia stanu wojennego pojawiłem się w wieloosobowej wojskowej izbie, na wojskowym ślu jako najszlachetniejszy człowiek na wiecie. Dawid, pisząc psalmy wdziękami ci za doznany ratunek Boży, nie mógłby być szlachetniejszy niż ja wtedy. Nie miałem pojęcia, że inni mieli tego dnia mniej szczęścia, a tę drugą noc stanu wojennego spędzali w nieznanym sobie miejscach odosobnienia ów zostali internowani.

Pierwszy i jak się okazało, największy szok stanu wojennego odcierze mojej jednostki przeżyli już w nocy z 15 na 16 grudnia 1981 roku. Zostali ujęci do zabezpieczenia pacyfikacji strajku w WSK Widnik (Wytwórnia Sprzętu Komunikacyjnego). Mnie do wiadzenia to minęło w groteskowy sposób. Wieczorem 15 grudnia zszedłem z 24-godzinnej służby pomocnika oficera dyżurnego jednostki i tradycyjnie udałem się pod prysznic na kompanii. Gdy spod prysznicza wyszedłem z łazienki na kompanijny korytarz przepasany zaledwie rękawnikiem, przeżyłem szok. Na korytarzu stała moja waleczna kompania w pełnym uzbrojeniu bojowym. Niemniejszy szok przeżył dowódca alarmem zastępca dowódcy jednostki na mój widok zrelaksowanego odcierza po służbie. W krótkiej wymianie zdań nie udało mi się przekonać przełożonego, że szum wody pod prysznicem skutecznie zagłuszyło szalony dźwięk alarmowego i krzyków na korytarzu, które zresztą byłyby normą także i bez alarmu. Ale czasu nie było, więc jednostka wyjechała do widnika bez mnie. Chłopcy wrócili nad ranem 16 grudnia kompletnie zdruzgotani psychicznie. Wydano im w widniku ostrą amunicję, której nie użyli, ale musieli oglądać ludzi pobitych i prowadzonych jak bydło przez ZOMO (Zmechanizowane Oddziały Milicji Obywatelskiej). Niektórzy z odcierzy pochodzący z tamtych terenów w tłumie spacyfikowanych i poturbowanych robotników rozpoznawali swoich znajomych i sąsiadów. Reakcje wśród odcierzy po powrocie do jednostki były jednoznaczne. Pojawiały się wśród przekleństw zapowiedzi strzelania do śtrepów, jak odcierze służby zasadniczej określił pogardliwie kadr zawodowy.

Kolejne zadanie jednostka otrzymała już następną noc, z 16 na 17 grudnia 1981 roku, biorąc udział w pacyfikacji strajku w FSC w Lublinie (Fabryka Samochodów Ciężarowych). Tym razem jako starszy kapral dowodziłem drużyną odcierzy. Widok, jaki zastali my wysiadający z samochodów ciężarowych pod bramą zakładu, był przygnębiający. Stały tam czołgi i wozy bojowe, wszystko na pracujących silnikach, bo mroźny był siarczysty. Otoczyli my zakład z drugiej strony, bodajże od boczny kolejowej, i wykonując sprzątem saperskim przejście w ogrodzeniu weszliśmy na teren zakładu. Po reakcjach odcierzy na widnik amunicji ostrej nam nie wydano. Ale czekała w skrzynkach gotowa do wydania w towarzyszących nam wojskowych samochodach terenowych.

Wchodząc na teren FSC Lublin po raz pierwszy i jak dotąd w takiej intensywności jedyny, ale na całe życie wystarczający, zdałem sobie sprawę, że dla człowieka wierzęcego w rzeczy ważniejsze niż własne życie ziemskie. Modliłem się byłem wewnątrz trznie spokojny i gotowy na poświęcenie w imię wolności, a jeśli trzeba w imię życia, aby zapobiec, by odcierze z mojej drużyny oddali strzały w stronę bezbronnym robotników. Byłem gotowy uchylić rękę przed przynusem wobec przełożonych, jeśli próbowaliby zmusić mnie lub podległych mi odcierzy do użycia broni przeciw strajkującym. Niezależnie od późniejszych konsekwencji. To było dla 21-letniego człowieka po przejściach równie zaskakujące, co uwalnianie do wiadzenia: Dla wierzęcego rzeczywiście warto poświęcić i w ważniejsze niż ziemskie życie. Nawet w najbardziej zdeterminowanej okolicznościami sytuacji nikt nie jest w stanie pozbawić mnie wolności wyboru, jeśli mu na to nie pozwoli. Tych chwil i tego do wiadzenia nie zapomnę nigdy. Ono pozwoliło mi zresztą niejednokrotnie później w imię wyznawanych wartości dokonywać trudnych wyborów obciążonych dużym ryzykiem dla mojego życia i dla mojej przyszłości. Tym akurat przeżyciem dane mi było w późniejszych latach, już jako biskupowi wojskowemu, dzielić się z oficerami młodej generacji w ramach seminariów i

spotka wokół tematów *Granicie posłusze stwa rozkazom* lub *Ja i moje sumienie*. Między innymi w maju 2001 roku w Berlinie podczas seminarium dla młodych polskich i niemieckich oficerów ze stołecznych garnizonów Polski i Niemiec.

Ostatecznie nasza rola sprowadziła się do tego, że zabezpieczali my pacyfikację strajku nasz obecny ci. W środku strajkującego cegła zakładu działającego oddziału ZOMO, najwyraźniej najbardziej wstrzymał się w widoku. Najgorsza rzecz, jaką zobaczyłem z miejsca, w którym stałem z podległymi mi oficerami, na zawsze jednak określił mój stosunek do zupełnie nieznanego mi wcześniej bezpodmiotowo rzeczywiście ci kryjącej się za literami SB ósba Bezpieczeństwa. Z mojej perspektywy wyglądało to tak, że z masy strajkujących ludzi nagle zaczęli wyznaczać sobie role między innymi, którzy na rękawy swoich okrywców li biało-czerwone opaski z czarnymi, dużymi literami *SBö*. Z tego strajkujących zaczęli wychodzić przywódców strajku i prowadzić ich do podjeżdżających minibusów. Jeśli nawet byłoby to tylko subiektywne widzenie zdarzenia, odczułem atmosferę zdrady, która musiała stać za wiedzą funkcjonariuszy SB wychodzących z tego konkretnie osoby. Nigdy wcześniej nie przeżyłem i mam nadzieję, że nie przeżyję wijszej profanacji polskich barw narodowych na literę *SBö* na biało-czerwonej opasce. Można byłoby lepszym lub gorszym człowiekiem. Ludzie upadają i podnoszą się. Będz i bywa, że wierzę w brednie. Ale wiadomie oszukiwa i potajemnie zdradza ludzi, którzy obdarzyli ci zaufaniem, to najwisksza ohyda, która od tamtej nocy kojarzy mi się z SB i z tymi, którzy się jej wysługiwaliby. Z pewno ci nie byłoby tego wtedy wiadomy, ale była to dokładnie 11. rocznica tragicznych wydarzeń na Wybrzeżu.

Stan wojenny nie skończył się dla mnie na tych przeżyciach jego pierwszych dni. Przez kilka następnych miesięcy wyznaczano mnie do pełnienia obowiązków dowódcy warty jednostki na zmianę z innym *šuciekiniem* z WAT-u, z którym mieliśmy wietne relacje osobiste. Prawdziwym nieszczęciem tej służby stali się dla mnie o 20-25 lat starsi ode mnie rezerwiści, których powołano do służby ze względu na wprowadzenie stanu wojennego. W przypadku naszej logistycznej jednostki byli to przede wszystkim kierownicy z różnych przedsiębiorstw w Lublinie oraz sporadycznie prywatni taksówkarze. Ludzie ci mieli bardzo określony stosunek do stanu wojennego i całego tego systemu, w czym się w pełni z nimi solidaryzowałem, ale czemu dawali ku mojemu strapieniu najczęściej wyraz w niezupełnie przykrym przygotowaniu się do służby wartowniczej. Niektórzy na zbiórki przed odprawą wracali w ostatniej chwili z nielegalnego pobytu u rodziny w stanie bardziej niż wskazującym na grube nadużycie alkoholu. Oficer dowodzący jednostką z zasady udawał, że tego nie widzi, ani oparów alkoholu, które czasami stanowiły aureolę odprawy warty, nie wyczuwa. A ja jako dowódca warty przejmowałem tę rolę, wydawałem jej amunicję ostrą i brałem na siebie osobistą odpowiedzialność za to, co moi podwładni ó powołani rezerwiści zmagają przez najbliższe 24 godziny. Byłem przekonany, że ten cyrk skończy się wcześniej lub później nieszczęciem, a dla mnie w zieniem, za każdym razem i zdan służby uważałem za osobisty sukces w walce o przetrwanie i za niczym niezastąpionym / ask Bo .

Po pewnym czasie, którego nie jestem w stanie dzisiaj określić, zmieniono mi rodzaj służby i wyznaczono mnie jako dowódcę patrolu wojskowego, który miało nocami patrolować najtrudniejszy teren Lublina, okolice dworca kolejowego, zwane w jednostce lubelskim *šTrójkątem Bermudzkim*. Przez kilka miesięcy przestałem widywać kadr w jednostce. Noce spędzałem na mieście. Dnie z ich codziennym wojskowym życiem przesypiałem. Tu już nie byłoby rezerwistów i na ogół udawało mi się dogadać z podwładnymi oficerami, jak nocny patrol ma wyglądać. Poza patrolowaniem przydzielonego nam rewiru stałem elementem conocnej służby by krótki, ale w pełni zasłużony wypoczynek w ogrzewanym na bocznicę dworca kolejowego skądzie kolejowym. Pociąg był ciepły, czysty i pusty. Senko czyści, gdy po godzinie pociąg podstawiano na peron, a patrol wojskowy wytaczał się z niego wypoczęty i wygrzany, zanim zaczęli szturmować go oczekujący na peronie pasażerowie. Drugim stałem elementem conocnego patrolu byłoby późna kolacja w barze

mlecznym przy dworcu. Trzecim za poranna wizyta w piekarni po drodze do jednostki, gdzie prosto z pieca kupowali my wie o wypieczone cebularze. Od tamtego czasu uwielbiam cebularze, a ka dy cebularz przypomina mi o Lublinie noc w stanie wojennym. W ci gu kilku miesi cy s by patrolowej nie musieli my interweniowa ani razu.

Raz tylko oierze mojego patrolu, na dobór których nie mia em adnego wp wu, przygotowali mnie o przys owiowe palpacje serca. Gdy tradycyjnie wysiedli my z podstawianego na peron wagonu, ust puj c miejsca szturmuj cym go pasa erom, jeden z oierzy patrolu zauwa y e nie ma przy broni magazynka pe nego amunicji ostrej. Wpadli my z powrotem do pe nego ju poci gu, próbuj c ustali , w którym przedziale za ywali my wypoczynku, ale tam magazynka z amunicj ju nie by . Wyszli my z powrotem na peron, ju zacz em si zastanawia , co powiem prokuratorowi wojskowemu, przed którym niechybnie stan , kiedy jeden z oierzy wyci gn e u miechem magazynek z kieszeni i stwierdzi e zrobi koledze kawa Nie warto by nawet t maczy , co prze y em. Jedyne stanowczo za yczy em sobie, aby te g pie arty z broni na moim patrolu ju si nie powtórzy .

Stan wojenny w JW 1054 w Lublinie nie ogranicza si dla mnie jedynie do prze y czysto wojskowych. Parafi ewangelick w Lublinie obs giwa em wtedy wspania ksi dz, duszpasterz i przyjaciel, Jan Szklorz z Radomia, któremu wiernie towarzyszy e w jego rozleg s ebie w diasporze ma onka i organistka zarazem, Halina. Kontakt z nimi i z parafi lubelsk , a przez nich tak e z parafi w Radomiu, to by e dla mnie prawdziwa duchowa odskocznia od wojskowych realiów stanu wojennego. Poza tym, jak wspomnia em przy opisie mojego pierwszego dnia stanu wojennego, otrzyma em od ks. Szklorza klucze do pomieszczenia na zapleczu parafii, w którym nie tylko trzyma em moje cywilne ubranie, lecz z którego mog em korzysta zawsze, gdy mia em mo liwo wyrwania si z jednostki nawet tylko na par godzin. Parafie ewangelickie w Lublinie i w Radomiu, otwarty dom pastorski pastorstwa Szklorzów ó to by e wtedy dla mnie moje prawdziwe ycie. To wojskowe by e na tym tle tylko dogasaj cym ko cem okresu b edów m do ci.

W okresie stanu wojennego i pobytu w jednostce wojskowej w Lublinie zetkn em si te po raz pierwszy w moim yciu z realn opozycj . Utrzymywa em bowiem kontakty z rodzicami mojego o rok m dszego kolegi z WAT-u, którego na drog g ebokiej wiary skierowa e i ostatecznie do decyzji rezygnacji z kariery oierza zawodowego sk ni e spotkania katolickiej m edzie y studenckiej u jezuitów w Warszawie, przy ulicy Rakowieckiej. Katolicka, zaanga owana rodzina solidarno ciowa od pierwszych dni stanu wojennego udziela e pomocy i schronienia, komu mog e. W pierwszych dniach lub tygodniach stanu wojennego spotka em wi c u nich ma e e stwo, które przed 13 grudnia 1981 roku przygotowywa e si do wyjazdu emigracyjnego z Polski. Sprzedali wszystko, co mieli, pozostaj c z samochodem, którym chcieli z Polski na zawsze wyjecha í z pierzyn , która mia e im s e y podczas nocnych postojów w dalekiej drodze ku wolno ci. Z takim dobytkiem ycia zasta e ich stan wojenny. Sp dzali wi c po kilka dni u dobrych ludzi, kierowani od jednych do drugich, bo przecie nikomu si nie przelewa e, ani pod wzgl dem miejsca w ciasnych mieszkaniach, ani ze wzgl du na ograniczony dost p do artyku w pierwszej potrzeby. Rodzina, któr z wielk sympati wspominam, udziela e te konspiracyjnej go ciny ukrywaj cym si przed internowaniem i przed represjami SB dzia e czom šSolidarno ciö. Ja za , maj c przez ksi dza Szklorza dost p do darów z ko cielnej pomocy zagranicznej, mog em kilka razy wrzuci w papierowy wór co nieco z tych produktów i zanie je tam, gdzie by e najpilniej potrzebne. W tych okoliczno ciach, je eli dobrze pami tam, pozna em chyba dwóch ówczesnych dzia e czy lubelskiej šSolidarno ciö ukrywaj cych si przed internowaniem i represjami w edz stanu wojennego.

Nie s dz , abym do 2009 roku komu o tym opowiada e bo nie mia em takiej potrzeby, nikt te mnie nigdy o t moj przesz e nie pyta e Dopiero w kwietniu 2009 roku, kiedy po



wiosennym synodzie Kościoła Ewangelicko-Augsburskiego, podczas którego skrócono o rok urzędowanie ówczesnemu biskupowi, stwierdzając jego wieloletnią współpracę z SB na szkodę Kościoła, a moje nazwisko pojawiło się w tym kontekście w mediach jako autora wniosku synodalnego o natychmiastowe przeniesienie biskupa ówczasy do stanu spoczynku, napisał do mnie pracownik lubelskiego oddziału IPN-u. Jak się okazało, był on jedną z tych osób, które ukrywały się w stanie wojennym u wspomnianej rodziny w Lublinie i które w ich gościnnym mieszkaniu konspiracyjnym poznałem. Gdy w tak nieoczekiwany sposób powróciłem po wielu latach prawie już zapomniany epizod ze stanu wojennego, z ciekawości zapytałem znajomego szefa oddziału wojskowego, co mogłoby się stać, gdyby w 1981 roku przywrócono mnie na utrzymaniu tych kontaktów i udzielaniu pomocy rodzinie udzielającej go ciny osobie ukrywającej się przed SB. Odpowiedź zrobiła na mnie wrażenie: Szef oddziału wojskowego, przed którym niechybnie stanąłbym jako podoficer służby zasadniczej, musiałby z dwóch paragrafów orzec karę bezwzględnego pozbawienia wolności od minimum 6 do nawet 10 lat. Gdybym trafił na szefa oddziału wojskowego, a tacy się zdarzali, dostałbym tylko 6 lat. A dla mnie ten kontakt nie miał wtedy żadnego politycznego znaczenia lub podtekstu. Po prostu odwiedziły u znajomych i serdecznych dla mnie ludzi.

Do dzisiaj nie wiem, jak daleko lub jak blisko otarłem się wówczas o niebezpieczeństwo. Przy okazji nabożeństwa w lubelskiej parafii, już jako student Chrześcijańskiej Akademii Teologicznej, w 1983 lub 1984 roku odwiedziłem moich dawnych znajomych w Lublinie. Dowiedziałem się wtedy od matki mojego kolegi z WAT-u, że po stanie wojennym miał proces za udzielanie go ciny ukrywającym się działaczom „Solidarność”, a wiążąc z tym tylko dziękuję amnestii. SB miała rozpracować osoby, które udzielały go ciny ukrywającym się działaczom lubelskiej opozycji. W Biuletynie Informacji Publicznej IPN pani Halina figuruje wśród osób rozpracowywanych przez SB, a przy jej danych można znaleźć zapis: „Informacja o wielokrotnym ukrywaniu się w mieszkaniu ukrywającym się działaczom „Solidarność”. Sprawa objęta amnestią z dn. 21.07.1983 r.” A mnie w 1981 roku wydawało się, że wiążąc niebezpieczeństwo nie zmierzony alkoholem rezerwista w roli podległego mi wartownika przytrafił mi się wówczas nie mogło.

W stanie wojennym przez wiele miesięcy przygotowywałem się do egzaminów wstępnych na teologię, raz nawet wprawiając w nieukrywaną konsternację kontrolującego tego wartownika szefa sztabu dywizji, który w pokoju dowódcy warty znalazł Biblię, opracowanie historii Kościoła, biografii Lutera, podręczniki do historii z okresu liceum, a nie stwierdził dowódcy warty, czyli u mnie, wystarczającej, jego zdaniem, znajomości obowiązków dowódcy warty według stosownego regulaminu. Po wysłuchaniu reprimendy, że takiej literatury na wartowni trzymać nie wolno, księżki te trzymałem odtąd nie w szufladzie biurka, lecz ukryte w materacu wojskowego łóżka. Jako fizyk z pierwszego powołania miałem wiele do nadrobienia przed udaniem się na studia teologiczne, czasu spędzanego na wartowni nie mogłem więc marnować.

W czerwcu 1982 roku opuściłem mury koszar, specjalnie dlatego wpatrując się w zamykającą się za mną bramę jednostki, gdy był to dla mnie chwila absolutnie historyczna. Brama wojskowych koszar, według mojego ówczesnego przekonania, miała się bowiem za mną zamknąć po raz ostatni w moim życiu. Bóg okazał mi wielką łaskę, nie dając mi w tamtej chwili ani widzenia, ani innej formy poznania, że w przyszłości do wojska wrócę z własnej, nieprzymuszonej woli, z radością do działania w różniących się jako kapelan, a przede mną jeszcze kilkanaście lat wspaniałej służby wojskowej, że zostanę nie tylko oficerem, lecz nawet generałem kraju natowskiego. Pan Bóg ma poczucie humoru, ale gdyby zawsze dawał nam aktualnie poznajemy, z czego się cieszymy, wielokrotnie w naszym życiu nie byłoby my w stanie Jego poczucia humoru ani zrozumieć, ani wytrzymać.

Zarówno Wojskowa Akademia Techniczna, jak i późniejsza służba zasadnicza opuszczałem w przekonaniu, że wojsko było, jest i będzie potrzebne społeczeństwu, tylko moja osobista

droga w tamtych okolicznościach za sprawą przejęcia wiary musiały się z tą formacją rozminąć. W pamięci pozostał mi jednak wiele postaci wojskowych, których absolutnie nie dałoby się łączyć z panującym systemem politycznym. Zarówno wśród podchorążych, jak i późnie w jednostce wojskowej spotkałem ludzi zdystansowanych wobec otaczających ich rzeczywistości politycznej. Wielu kolegów podchorążych wybrało te studia, bo na studia cywilne nie byłoby stać ich rodziców. Niektórzy nie ukrywali, że są ludźmi wierzącymi, choć w kwestii tego tematu unikał. Pamiętam też, że bodajże przed 100-tym Narodzeniem w grudniu 1980 roku ogłoszono nam podchorążym publicznie podczas apelów, że na Bemowie (dzielnica Warszawy, gdzie do dzisiaj znajduje się siedziba Wojskowej Akademii Technicznej) jest kościół garnizonowy i kapelani wojskowi, którzy więc mają tak potrzebę, może z ich pomocą skorzysta. Zapewne dopiero po 1995 roku, już jako kapelan wojskowy, dowiadywałem się w licznych rozmowach z oficerami zawodowymi, którzy swoją służbę zaczęli w poprzednim systemie, o napięciu pomiędzy oficerami politycznymi o ideologicznym ramieniu partii w wojsku - a zwykłymi oficerami zawodowymi, o potajemnie branych lubach kościelnych, o potajemnych chrztach dzieci, o ukrywanym przed oficerami politycznymi religijnym wychowywaniu potomstwa, a także o ukrytych karierach oficerskich, gdy o takich decyzjach i czynach powzieli wiedzę oficerowie polityczni. Mając w pamięci takich ludzi i ich losy, już jako biskup wojskowy powiedziałem kiedyś jednemu z ministrów obrony narodowej, który zasłynął z hurtowego i raczej bezceremonialnego pozbywania się wysłużonych oficerów, którzy swoje kariery wojskowe rozpoczęli przed 1989 rokiem: *„Panie Ministrze, ja również chodzę kiedyś w brązowych oficerskich butach. I wiem, że tak i wtedy było w wojsku wielu przyzwoitych ludzi nie mających z ówczesnym systemem nic wspólnego niż inni, którym przyszedło wtedy to.”* Byłem także świadkiem moralnie winien wielu, którzy przed 1989 rokiem służyli w Ludowym Wojsku Polskim. Choć z pewnością nie dalece nie wszystkim. Nie ze względu na ich wiarę lub wiatopogląd, lecz ze względu na ich sposób bycia człowiekiem.

Tamten, pierwszy rozdział mojego wojskowego życia w realnym socjalizmie doczekał się nieoczekiwanego przeze mnie epilogu prawie dokładnie 11 lat temu, kiedy już jako biskup wojskowy z okazji jubileuszu 40. urodzin zostałem przez ówczesnego komendanta ów rektora WAT w obecności senatu uczelni przeproszony za to, jak potraktowano mnie na uczelni 19 lat wcześniej. Uchwała senatu uczelni otrzymałem też za tenże pierwszy absolwenta WAT, przyznawany zasadniczo absolwentom, z których uczelnia jest szczególnie dumna. W czerwcu 2009 r., paradoksalnie już po decyzji kościelnej o nieprzedłużeniu mojej służby biskupa wojskowego, znalazłem się wśród 50 osób uhonorowanych *„Medalem 50-lecia”* Wydziału Nowych Technologii i Chemii WAT, spadkobierczyni *„mojego”* dawnego Wydziału Chemii i Fizyki Technicznej, wśród osób, *„które przez swój osobisty sukces wpłynęły na losy Wydziału”*.

Rozpoczęcie studiów teologicznych w 1982 roku moją uwagę skierowało całkowicie i wyłącznie ku teologii i przygotowywaniu się do służby w Kościele. Wiat zewnętrzny jakby przestał dla mnie istnieć. Tym bardziej przestał dla mnie istnieć wiat polityczny. Przestał dla mnie istnieć moja przeszłość. Został zamknięta. Przez 26 lat (1982-2008) nigdy tego ani nie próbowałem, ani nie odczuwałem potrzeby, aby spisać moje wspomnienia. Zmuszony do powrotu do tej zamkniętej dla mnie przeszłości z lat 1979-1982 zostałem dopiero poprzez skierowanie przeciwko mnie kampanii pomówień, która rozpoczęła się w 2008 roku, krótko po tym, jak w kwietniu tamtego roku do sekretariatu komisji historycznej Kościoła trafiło opracowanie zachowanych dowodów 17-letniej współpracy z SB ówczesnego biskupa Kościoła, a otoczenie ówczesnego biskupa i on sam zrozumieli, że ja jako członek kolegium komisji tej sprawy pod dyktando schowałem nie pozwolę.

Ale wcześniej, podczas całego okresu studiów teologicznych od 1982 roku poczynając, byłem chyba bardzo bliski postawy cytowanego już księdza, którego tylko lekko bym

sparafrazował: *„Mój rzeczywisty ci był Chrystus, moim wiatem Kościół a wiat zewn trzny jedynie jego misyjnym otoczeniem.”* Polityczna proveniencja tego misyjnego otoczenia Kościoła zasadniczo przestała dla mnie jakie znaczenie. Chrześcijańska Akademia Teologiczna i Kościół Ewangelicko-Augsburski jako Kościół mojego chrztu i dorastania, a ostatecznie tak e jako Kościół mojego wiadomego powrotu i wyboru, wydawał mi się być niczym przedśmionek w tym Salomona. Bliżej mi z nich było do miejsca najwłaściwiejszego do wieckiego wiata zewn trznego.

Tego pięćtego ufnie ci obrazu Kościoła i Akademii nie zmieniło nawet zdarzenie sprzed mojego wyjazdu na stypendium do RFN w marcu 1987 roku, które przecie powinno mi być przypomnie czarne litery SB na białoczerwonych opaskach w FSC Lublin z 17 grudnia 1981 roku i słowa matki mojego kolegi z Lublina, usłyszane podczas moich odwiedzin latem 1983 lub 1984 roku, na temat przesłucha przed jej procesem: *„Oni o wszystkim wiedzieli.”* Fascynacja teologii i Kościołem odciągnęła mnie skutecznie od tamtych przeżyć i wspomnie, powraca do nich pamioty nie było potrzeby, nie byłam w żaden sposób przygotowany na to, e otrzymawszy wezwanie do Biura Paszportowego w ywcu w celu odbioru paszportu, tej ostatniej *„formalno”* na biurokratycznej drodze przez m k, aby wyjecha na przyznane mi stypendium, trafi na oczekujcego mnie oficera SB by Bezpieczeństwa. Przedstawił się jako kapitan SB, podał mi i nazwisko, powiedział e specjalnie przyjechał z Warszawy do ywca, próbujc z góry ustalić zasady rozmowy: ja miałem nie przeszkadza jemu w wykonywaniu jego zada, a on miał nie przeszkadzać mi w wyjeździe na stypendium zagraniczne. Rozmowa od pocztku nie kleiła się, zapewne ze wzgl du na moje zaenowanie i zaskoczenie nieprzewidzian sytuacji i rozpaczliwe szukanie w pamioty jakich adekwatnych wzorców zachowa. Niestety wzorców w pamioty nie było, bo było mój pierwszy (i ostatni) bezpo redni kontakt z funkcjonariuszem SB. Zamiast więc gotowych wzorców moją pustką mylowo-emocjonalną zaczął wypełnia najpierw wzrastajce pretensje do moich kocielnych i akademickich przeżyciach, e nie ostrzegli mnie, i z tak sytuacj mog si spotka przed wyjazdem.

Dzisiaj uwaam, e SB w Kościele Ewangelicko-Augsburskim nigdy nie wygenerowałby współczynnika agenturalno ci w ród duchownych na poziomie powyżej 30%, gdyby nasi ówczni przeżeni totalnie nie zawiedli jako duszpasterze i starsi bracia w urzędzie, nie ostrzegajc nas - studentów w najmniejszym stopniu, e moemy stać się celem działawerbunkowych ze strony SB. Pretensje do przeżyciach nie mogły jednak rozwi za zaistniałego problemu, zaczął mi więc stosowa metod negacji. On: *„Dlaczego wy, studenci, nie lubicie biskupa Narzyckiego i krytykujecie go cz sto podczas rozmów w kuchni bursy?”* Ja: *„Kto pana chyba le informuje. Wszyscy kochamy i szanujemy naszego biskupa.”* On: *„Chciałbym si z panem spotkać po powrocie i porozmawiać o stosunkach w Niemczech.”* Ja: *„Nie interesuj mnie stosunki w Niemczech. Jad tam studiowa teologii.”* On: *„Ale moemy si chyba spotkać i porozmawiać po powrocie?”* Ja: *„Widzi pan to wezwanie po odbiór paszportu? Tu z tytu jest napisane, jakie sankcje karne mi gro, je eli si nie stawi na wezwanie. Jak takie wezwanie dostan, to b d musiał przyjechać, bo trudno prowadzi parafi z wi zienia. Ale dobrowolnie nie przyjd.”* On: *„Ale o pa skich wraeniach z pobytu chyba moemy porozmawiać? Akademia pana potrzebuje. My pomoemy panu zrobi doktorat i dalej awansowa.”* Ja: *„Je eli zostan zmuszony do ponownego spotkania, nic panu nie powiem poza tym, co mo e pan przeczytać o Niemczech w polskich gazetach. A je eli mam napisa doktorat, to napisz go bez panów pomocy.”* On: *„Dlaczego nie chce pan z nami współpracowa, pa scy koledzy (tu padł trzy nazwiska studentów) ch tnie si z nami spotykaj, a my im pomagamy.”*

I tu oficer SB zrobił b d, podra niał c mój wra liwy punkt. Ale tym stwierdzeniem w ko cu pomógł mi odnaleć si w tej dyskomfortowej dla mnie rozmowie. O ile jej powy szy przebieg jest odtworzeniem pamiotanych w tków i z pewno ci skrótem tego, co trwało

zapewne d e j, poni sze zdania wry e si w moj pami ze stenograficzn dok adno ci . Oburzy em si wewn trznie na t beczeln prób manipulacji i odrzek em: *šProsz pana, podaje mi pan wiele wiadomo ci, aby zrobi na mnie wra enie, jak wiele pan wie. Mówi mi pan o swoich rzekomych informatorach, czego jako profesjonalista akurat by pan nie zrobił a tymczasem nic pan o mnie nie wie. Gdyby pan znał moj WAT-owski przeszł , zaoszcz dzi by pan sobie drogi z Warszawy do ywca. Sprzeciwi em si systemowi, gdy chodzi em w mundurze i kiedy mogli cie z moim yciem zrobi wszystko, tym bardziej nie b d współpracować z wami teraz, gdy przygotowuj si , aby zosta duchownym.ö*

Tu na krótko przerywam t relacj . Dopiero w 2009 roku mia em si przekona , jak celnie musia em ugodzi wtedy funkcjonariusza SB powy sz uwag . W 2009 roku osoba badaj ca dokumenty inwigilacji Ko cio a Ewangelicko-Augsburskiego udost pni a mi zachowane w teczce sprawy obiektowej šBursaö (SO šBursaö), czyli w dokumentacji inwigilacji Chrze cija skiej Akademii Teologicznej, informacje na mój temat. Okazał si , e mój ówczesny rozmówca to kpt. SB Andrzej Pola ski, który był wieloletnim oficerem nadzoruj cym uczelni z ramienia SB. W ród jego sta cych tajnych wspó pracowników znajdowali si mi dzy innymi moi dwaj nauczyciele akademicy, nosz cy pseudonimy TW Tadeusz i TW Wojciech. W po cwie lat 80. ja za sta em si jednym z dwóch studentów ChAT, którym Pola ski po wi cał najwi cej uwagi, zarówno w tajnych rozmowach z informatorami, jak i w sporadycznych oficjalnych rozmowach z w adzami Akademii lub Ko cio a. W notatce s e bowej sporz dzonej 14 listopada 1986 roku ze spotkania odbytego 6 listopada w lokalu konspiracyjnym LK šSonetö z TW Wojciechem, Pola ski zanotował

*šZapytany o studenta Ryszarda Borskiego t.w. scharakteryzował go w sposób nast puj cy. Jest to napewno wyró niaj cy si student tak swoj postaw jak i wiedz i zdolno ciami. Okre li go mo na jako człowieka solidnego i pracowitego. Został przyj ty na etat sta ysty-asystenta do ko ca tego roku u prof. Benedyktowicza w katedrze teologii systematycznej. T.w. jest zdania, e jest to s uszna decyzja i warto w tego człowieka inwestowa . Zwłaszcza, e w sekcji ewangelickiej odczuwa si powa ne braki kadry naukowej po ostatnim odej ciu prof. Gastparego. Z tym si wi e inny problem czy Borski b dzie w stanie pogodzi prac w ko cie z prac naukow . Jednocze nie jest on przeznaczony w ramach praktyk ko cielnych do pomocy ks. Walterowi w parafii w. Trójcy w Warszawie. Godzenie tych obowi zków jest bardzo trudne a zwłaszcza dla młodego człowieka.*

*Sam jest w takiej sytuacji, e bp Narzy ski dok ada mu punkty katechetyczne do obsłu enia, ma 4 placówki i w tej sytuacji swój doktorat odk ada na plan dalszy.*

*Przedsi wzi cia:*

*- dane dot. KEA zostan wykorzystane w zbiorczej informacji dla tow. Michajłowa,*

*- uwagi dot. studenta Borskiego wykorzystane zostan do opracowania jako kandydata na t.w.ö*

Inne informacje, jakie otrzymywa em w po cwie lat 80. Pola ski na mój temat był równie *špozytywneö* i mógł bym by obu moim ówczesnym nauczycielom wdzi czny za t zachowan dokumentacj historyczn , gdyby nie fakt, e informacje te s e ył funkcjonariuszowi SB do przygotowania rozmowy werbunkowej ze mn . Otrzymuj c takie informacje, tak e SB chciał bowiem we mnie *šinwestowa ö*. Stypendium musiał zdecydowanie skróci te zabiegi funkcjonariusza SB do kilku zaledwie miesi cy, a istotnie w adnej z zachowanych w SO šBursaö wiadomo ci na mój temat nie pojawił si w tek mojej wojskowej przeszł ci. Sam funkcjonariusz SB tak e nie zadał sobie trudu, aby sprawdzi , dlaczego jestem o trzy lata starszy od wi kszo ci moich kolegów z roku.

Wracaj c do rozmowy w Biurze Paszportowym w ywcu w marcu 1987 roku, pozostał tylko jej epilog. Na powy ej przytoczone moje słwa Pola ski powiedział *šSkoro takie jest*

pańskie zdanie, nie ma sensu kontynuować tej rozmowy. Tylko na koniec tak ma być, ale konieczną formalnie musimy załatwić. Proszę napisać o wiadomości, a nie wyjawiać pan nikomu treści tej rozmowy i podpisać ją. Takie mamy procedury. W tym momencie przypomniałem sobie nagle jak przypadkowo przeczytałem na biurku KOR-owskiej (Komitet Obrony Robotników) instrukcję na wypadek kontaktu z SB: *„Niczego nie podpisujcie!”,* a tak właśnie powiedziałem sobie, że odmowa współpracy do rozmówcy nie dotarła wystarczająco jasno. To poirytowało mnie po raz kolejny. Odpowiedziałem więc: *„Proszę pana, jeśli macie takie procedury, należało mi o nich poinformować na początku rozmowy, a nie na końcu. Oprócz odebrania paszportu niczego nie podpisuję, bo każdy podpis mógłby zostać zinterpretowany jako dowód współpracy z nimi. A o współpracy z nimi nie mogę mówić. Służymy dwóm różnym królestwom.”*

Zapadła gęsta cisza. Funkcjonariusz skamieniał. Ja najpierw przestraszyłem się tego, co właśnie usłyszałem z moich ust, następnie krótka refleksja dotycząca paszportu i stypendium, z którymi się właśnie nie pojechałem, i pojawił się we mnie duży znak zapytania, co się teraz ze mną stanie. Ale zaledwie nastąpiła sekunda tej przejmującej ciszy zacząłem odczuwać wzrastającą moc Ducha Świętego i duchowe rozumienie tego, co się właśnie stało. Z Piotrem i Janem stałem przed najważniejszą prośbą o wyznania, a duchowe zwycięstwo nad zbitym moralnie oficerem SB zdawało mi się rekompensować wszystkie niemiłe przeżycia z trzyletniego okresu służby wojskowej. W tamtej chwili do wiadomości moralnej służył mi komunizm i jego porażka w zderzeniu z wyznaniem chrześcijańskiej wiary. Dla mnie komunizm w Polsce w tamtym momencie skończył się. Jak się miało okazać, nie na zawsze, lecz tylko na następne 20 lat. Powrócił do Polski po dwudziestu latach, kiedy w marcu 2007 roku jako członek komisji historycznej Kościoła Ewangelicko-Augsburskiego otrzymałem wgląd w pierwsze ustalenia podziemnego zespołu badawczego komisji historycznej dotyczące przeszłości niektórych duchownych Kościoła.

Dokładnie 20 lat wcześniej nie mogłem zrozumieć, dlaczego funkcjonariusz po dłuższej chwili milczenia przesunął przez stół paszport w moim kierunku i kazał wyjść. Zastanawiałem się nad tym przypuszczając, że zawładnął sam charakter przyznanego mi przez uczelnię stypendium. Przekazał je dla dwóch studentów teologii ewangelickiej podczas pierwszej wizyty w Polsce po stanie wojennym ówczesny minister spraw zagranicznych RFN, Dietrich Genscher. Ale dopiero w świetle mojej dzisiejszej wiedzy o technikach operacyjnych SB jest dla mnie jasne, że Polański nie mógł postąpić inaczej. Wtedy jednak nie miałem pojęcia, co dzieje się z tymi, którzy jednoznacznie odmawiają współpracy z SB. Możliwość zemsty systemu wcześniej już do wiadomości.

Po powrocie ze stypendium w 1988 roku nigdy już nie doszło do jakiegokolwiek próby werbunku lub spotkania ze mną ze strony SB, ale kolejną, ostatnią już próbę siłą systemu, i - jak zawsze w takich sytuacjach - z własną służbą, musiało podjąć jeszcze w dniu mojej ordynacji na duchownego Kościoła Ewangelicko-Augsburskiego, 3 lipca 1988 r. w Wiedniu. W rozmowie przedordynacyjnej odmówiłem bowiem ówczesnemu Biskupowi Kościoła, ks. bp. Januszowi Narzyńskiemu, złożenia z rąk na Biblii lubowania wierności Rzeczypospolitej Ludowej. Taka była wówczas obowiązująca formuła lubowania ordynacyjnego. Po krótkim wyjaśnieniu teologicznym, dlaczego lubowania takiego złożyć nie mogłem, choćbym miało zostać ordynowany, biskup zapytał, komu mogłem lubować wierność obok odniesienia teologicznego i konkretnych przysięg ordynacyjnej. Zaproponowałem: *„Narodowi Polskiemu”*. Powiedziałem przy tym także na fakt, że ówczesnie już nawet o „Ludowego” Wojska Polskiego od niedawna nie przysięgali wiernością Rzeczypospolitej, lecz narodowi. Na zewnątrz domu parafialnego na wynik tej rozmowy czekała moja żona w zaawansowanej ciąży, gotowa wraz ze mną opuścić Wiedeń bez ordynacji i bez możliwości służby w Kościele, jeśli wynik rozmowy okazałby się nie do zaakceptowania dla mojego sumienia. Gotów byłam czekać, choć nie wiadomo na co, bo ani

prorokiem, ani opozycjonist politycznym nie bym i upadku systemu nie przewidywaem. I tym razem, bo nie po raz pierwszy zreszt , nie zawiodem si na ks. bp. Janusza Narzyskim jako na ewangelickim teologu i na duszpasterzu duchownych Kościoła. Za zgod biskupa, na rok przed upadkiem systemu, jako pierwszy z ks. Janem Byrtem nie lubowali my tego dnia podczas naszej ordynacji wierno ci rz dowi Polskiej Rzeczypospolitej Ludowej, lecz wierno Narodowi Polskiemu. Po kolejnych trzynastu miesi cach, które zaj łem mi głównie sba w roli duszpasterza ewangelickich Zborów Niemieckich na Dolnym Śląsku, system upadł a Polska odzyskała pełni suwerenno ci.

## Epilog

Bez poj cia o tym, ile komunizmu, ile zrad, ile krzywd i ile niegodziwo ci zatajonych pozostał w ró nych rodowiskach społecznych, w tym tak e w Kościołach, powszechnie przyj li my w 1989 roku *šdobrodziejstwoö* programu *šgrubej kreskiö* wobec win przeszł ci, buduj c na ró nych odcinkach now rzeczywiście wolnej Polski. adna polityczna kreska nie okazał si jednak by a tak gruba, aby przykry i pokry , i zagłszy pami krzywd ludzi przez lata krzywdzonych w okresie komunizmu. Ko cem 1998 roku utworzono Instytut Pami ci Narodowej, stworzono najpierw selektywne, nast pnie coraz bardziej rozszerzane mo liwo ci dost pu do archiwalnych dokumentów - kiedy naj ci lej tajnych. Rozpocz to wieloletnie prace nad porz dkowaniem dokumentów i wiadectw, które zostawiłpo sobie komunizm. Zacz ły ukazywa si pierwsze artykuły dziennikarskie i publikacje historyczne o tamtym okresie. Stopniowo wyaniał si i wracał do zbiorowej wiadomo ci prawda o skali inwigilacji, uwikłania i współpracy z SB ludzi powszechnie szanowanych w swoich rodowiskach. Odkrywanie tej prawdy historycznej nie omin e również Kościołw.

W przeciwie stwie do sfer ycia politycznego, urz dniczego, adwokackiego i mundurowego, w których prawo wymusił cywilizowane, ale jednoznaczne formy rozliczenia si ludzi tych formacji z ich ewentualnym uwikłaniem we współprac z komunistycznymi sbaami, Kościoł i wiele innych opiniotwórczych rodowisk, jak kulturalne, dziennikarskie i naukowe, pozostał na szarym ko cu, o ile nie cz ciowo w jawnej opozycji wobec prób odkrywania i przepracowania trudnych, wstydliwie ukrywanych elementów przeszł ci znaczcych w nich osób.

Po 1989 roku moje osobiste do wiadczenia z roku na rok uzupełniane były stopniowo narastaj c , odkrywani i publikowan wiedz o przeszł ci, a tak e poznawaniem ludzkich pojedynczych losów. Dział si to poprzez intensywne kontakty duszpasterskie z moimi niemieckimi parafianami na Dolnym Śląsku, a po reaktywacji w 1995 roku Ewangelickiego Duszpasterstwa Wojskowego tak e poprzez pełne empatii poznawanie ocierskich losów z okresu minionego systemu. Natomiast wiadomo tego, e zatajana przeszł ludzi Kościoła z czasów komunizmu dopadnie w ko cu Kościółna jego drodze ku przyszł ci, rodził si we mnie stopniowo i stosunkowo pó niej. Zasadnicz w tym rol odegrał przyja zawi zana w drugiej połowie lat 90. na bazie duszpasterstwa wojskowego z bym opozycyjnym ksi dzem z NRD, bym moderatorem Berli skiego Okręgu Stoł, a ówcz nie pełnomocnikiem Kościołw wschodnioniemieckich do budowania w Nowych Landach niemieckich ewangelickiej sba by duszpasterskiej w ród ociery ó ks. superintendentem Wernerem Kraetschellem. W problematyk inwigilacji Kościoła i współpracy agenturalnej ksi y wchodziem wciwie poprzez do wiadczenia wschodnioniemieckie. Pod wpłwem ksi ki Timothy Garton Asha *šDie Akte -Romeoö*, z jej ko cowym wnioskiem: *šPrzeszł nie jest nigdy całkiem przeszłö*, z rosn cym niepokojem zacz łem rozmyla o przyszł ci Kościoła Ewangelicko-Augsburskiego w kontek cie jego wiarygodno ci, autorytetu moralnego i w kontek cie coraz bardziej widocznie ukrywanej przeszł ci z czasów komunistycznych.

W czerwcu 2006 roku w referacie wygłoszonym podczas konferencji duchownych dokonałem podsumowania minionej pracy *„Roku Ewangelickiej Etyki Społecznej”*, rozwijając po przeglądzie publikacji i inicjatyw pierwszego półroczu w tekście przez nikogo w ramach roku etyki jeszcze nie poruszany, a zaczerpnięty z *„Etyki”* Dietricha Bonhoeffera, mianowicie w tekście *„Autorytetu do mowy etycznej”*. Przybliżywszy poglądy Bonhoeffera na ten temat, rozwinęłam ich aktualne wówczas odniesienia, nadając jednemu z dwóch podniesionych aspektów tytuł *„Przemilczana przeszłość jako zagrożenie autorytetu urzędu kościelnego do mowy etycznej”*. Wydawało mi się, że jedynym echem będzie głucha cisza. Ale temat po raz pierwszy został publicznie w Kościele Ewangelicko-Augsburskim podjęty.

Na początku 2007 roku konsystorz powołał komisję historyczną, określił ogólne zasady jej działania, a jej kolegium wyznaczyło pierwszy priorytet: sprawdzenie przeszłości osób zasiadających w trzech kierowniczych gremiach kościelnych, w konferencji biskupów, w konsystorzu i w radzie synodalnej, w świetle zachowanych w IPN dokumentów. Komisja w dwóch zespołach zdużyła po raz pierwszy swoje prace badawcze, które wkrótce ujawniły się w przygotowanych rozwiązaniach prawnych i proceduralnych, rozbieżnościach warsztatów członków zespołów i praktyczne zrealizowanie ich zamiarów wykonywania konkretnej pracy badawczej. Ostatecznie zabiegi i meandry przy procedowaniu pierwszego do końca doprowadzonego przypadku stwierdzenia współpracy duchownego z SB na szkodę Kościoła pokazały, że o niezależności ustaleń komisji i naukowej rzetelności użycia tak skonstruowanego narzędzia do obiektywnego zbadania oraz pełnej oceny różnic w temacie inwigilacji Kościoła Ewangelicko-Augsburskiego, a także problemu współpracy jego księży z organami represji poprzedniego systemu, nie może być mowy. Zbyt wielu musiało być w sprawie. Do powiedzenia, że od powstania kościelnej komisji historycznej a po dzień dzisiejszy nie było ani jednego dnia, aby w kolegium komisji nie zasiadał przynajmniej jeden członek władz kościelnych zarejestrowany jako tajny współpracownik SB minionego systemu.

W marcu 2009 r. kolegium uznało ówczesnego Biskupa Kościoła za wieloletniego współpracownika SB i orzekło o jego działaniu na szkodę Kościoła. W marcu 2009 roku złożyłam rezygnację z zasiadania w kolegium komisji historycznej w proteście wobec zignorowania jego uchwały dotyczącej trybu ogłoszenia tej decyzji. W kwietniu 2009 roku złożyłam jako członek synodu wniosek o natychmiastowe przeniesienie Biskupa Kościoła o agenta SB w stan spoczynku. Aby nie dopuścić do rozpatrywania tego wniosku przyjęto tak procedurę synodalną, aby przed koniecznością jego rozpatrzenia przypadek Biskupa Kościoła rozwiązał inaczej: Skrócono czas jego urzędowania o rok, pozostawiono go w urzędzie na kolejne 8 miesięcy, po czym zapewniono mu pełne prawa emerytalne i socjalne biskupa emeryta pomimo, że nie pełnił urzędu przez okres pełnej kadencji i do końca ani nie przyznał się do współpracy z SB, ani tym bardziej za nią nie przeprosił.

W maju 2009 roku kolegium wyborcze biskupa wojskowego w tajnym głosowaniu zdecydowało o niewybraniu mnie na kolejną kadencję na stanowisko Ewangelickiego Biskupa Wojskowego. W kolegium wyborczym zasiadał biskup o agent SB, który jedynie formalnie przekazał przewodniczenie procedurze wyborczej prezesowi synodu, a w rozmowie ze mną i w samym głosowaniu osobiście nie uczestniczył. Formalnie, gdy decyzje i kroki zostały już wcześniej ustalone. Jak wynika z niezależnych od Kościoła badań osób mających otwarte programy badawcze w IPN, w tamtym czasie w 13-osobowym kolegium wyborczym biskupa wojskowego zasiadało co najmniej 4 osoby zarejestrowane jako tajni współpracownicy SB PRL-u. W tym samym czasie w 8-osobowej konferencji biskupów, która na fakt pozbawienia mnie urzędu biskupa wojskowego zareagowała jedynie czterema indywidualnymi głosami niezadowolona *„pro forma”*, zasiadało 6 biskupów rejestrowanych jako tajni współpracownicy SB.

Nigdy nie podano przyczyn takiej decyzji. Ostatecznie odmówiono mi także możliwość rozpatrzenia przez synod mojego sprzeciwu wyborczego, który rozpoczynał się od zastrzeżeń formalnych wobec nieregulaminowej procedury, jak zastosowano, a następnie wskazywał także na historyczne uciążenia kilku osób z gremium wyborczego. Po tej odmowie synodu, dnia 17 października 2009 roku, pismo do ministra obrony narodowej o natychmiastowe odwołanie mnie ze stanowiska Ewangelickiego Biskupa Wojskowego *szczęśliwie* *względnie* na wewnętrzne sprawy Kościoła podpisali był tajny współpracownik SB TW Janusz, (na dwa i pół miesiąca przed przydziałem go do urzędu Biskupa Kościoła), oraz zarejestrowany przez zwiad Wojsk Ochrony Pogranicza PRL-u jako TW Piotr - wiceprezes konsystorza. Tak, moje życie, powołanie duchowne oraz biskupia służba stała się ostatecznie celem ataku epigonów komunistycznych służb w Kościele Ewangelicko-Augsburskim i charakterystycznych dla nich metod działania. Oby ich celem ostatnim.

*Przeszłość nigdy nie jest całkiem przeszłością* ó pisaw po prawie lat 90. Timothy Garton Ash w kontekście inwigilacji i współpracy społeczeństw krajów komunistycznych z tajnymi służbami tamtej władzy. Prawie dokładnie 20 lat po odzyskaniu przez Polskę pełnej suwerenności, mnie także dopadła tamta przeszłość. Tyle, że nie moja przeszłość, a ich przeszłość. Przeszłość ludzi Kościoła, którzy są oni gotowi przed Kościołem i opinii publicznej ukrywać za każdą cenę, jak każda jeszcze zapłaci upominającym się o prawdę w Kościele, o prawdę o Kościele.

Taki epilog mojej dotychczasowej drogi życiowej, moich wyborów sumienia, mojej duszpasterskiej służby dla Ojczyzny Wojska Polskiego, a przy dzisiejszym stanie rzeczy także mojej biskupiej służby w Kościele Ewangelicko-Augsburskim w Rzeczypospolitej Polskiej, nie jest epilogiem najgorszym z możliwych. Gotów byłbym ponieść wszelkie koszty w okresie komunizmu, aby pozostać wiernym temu, w co wierzyłem i wierzę, a ostatecznie także, aby pozostać wiernym samemu sobie. Postąpiłem w ostatnich latach inaczej, brzoza lasem przed portem dobrze mi znanego smoleńskiego lotniska wojskowego stał się miejscem także mojej śmierci 10 kwietnia 2010 roku. Jak długo Bóg każe, bądź służby Kościołowi, nie pełniąc w nim żadnego stanowiska, skoro Kościół wybrał nagradzanie zakamania byłych agentów SB, dalszą służbę biskupów, duchownych i wieckich działaczy kościelnych zarejestrowanych jako tajni współpracownicy SB bez uczciwej weryfikacji, a jeżeli taka zaistniała i potwierdziła zaistnienie w przeszłości oraz udokumentowane fakty, bez słowa przeproszenia i bez słowa prośby o przebaczenie za tajną współpracę ze służbami systemu komunistycznego. W świetle moich życiowych wyborów nie potrafił sobie wyobrazić jakiegokolwiek formy akceptacji faktu, że władzom Kościoła nie przeszkadza rozpoznany biskup ó agent SB i kamica lustracyjna nakładający rękę na kolejnych duchownych podczas ich konsekracji na biskupów, a duchowni ci najwyraźniej gotowi są akceptować amnezję historyczną, ignorowanie upublicznionych grzechów przeszłości i publiczne zgorszenie. Nie potrafił akceptować faktu, że odsunął biskup ó rozpoznany agent SB i kamica lustracyjna nadal reprezentuje Kościół Ewangelicko-Augsburski w Polskiej Radzie Ekumenicznej, a tym samym w kontaktach zewnętrznych Kościoła.

Wyznaj to nie z żalem do mojego Kościoła, lecz we współczuciu z moim Kościołem, który przez ponad dwadzieścia lat nie znalazł się źródła swojej wiary duchowego poznania i mocy, aby w prawdzie zmierzył się ze swoją przeszłością, nie marginalizując i nie tracąc po drodze tych, którzy nie chcieli służyć **dwóm różnym królestwom**. Dla mi mojego Kościoła w jego obecnym stanie, bo nie znalazł się poznania i mocy, aby sobie i swoim upadkiem kiedyś służyć pomocą zrzucić przekleństwo wielu lat trwania w upadku tajnej współpracy ze służbami wrogiemu Kościołowi systemu, a zamiast tego oferuje im swoistą karykaturę reformacyjnej nauki o usprawiedliwieniu: usprawiedliwienie grzesznika przez przemilczanie jego upublicznianych, tajnych grzechów przeszłości.



Nie aćj , e próbowaćm. Wierzyćm, e w Ko ciele Sćwa Bo ego i/ aski Bo ej mo e by  
inaczej, e mo e on pod tym wzgl dem sta si polskim wyj tkiem. Mimo wszystko nie trac  
ostatecznie tej nadziei

# Lebenserfahrungen im Kommunismus

## als seelsorgliche und historische Herausforderung

*Ryszard Borski*

*"í von einer Zusammenarbeit zwischen uns kann keine Rede sein. Wir dienen zwei unterschiedlichen Königreichen.ö*

### Kindheit und Jugend

Als ich im März 1987 mit diesen Worten dem mich werbenden Offizier der polnischen Staatssicherheit jegliche Zusammenarbeit verweigerte, schien mir, dass diese Erklärung meines Verhältnisses zum damaligen System nicht nur meiner inneren Überzeugung, sondern auch der mich umgebenden Wirklichkeit im vollen Umfang entsprach. Ich war in der Kirche, der ich aufgrund meiner Berufung durch Gott dienen wollte; draußen war das politische System, mit dem ich nichts gemein haben wollte. Der Untergang des Sozialismus anderthalb Jahre nach diesem Gespräch schien damals und im Laufe vieler weiterer Jahre meines Dienstes in der Kirche in meiner Rolle als Seelsorger, Gemeindepfarrer, Militärkaplan und schließlich als Militärbischof die Richtigkeit meiner damaligen Haltung und Erklärung zu bestätigen. Ich hatte keine Ahnung, dass 22 Jahre nach diesem Ereignis meine Haltung gegenüber dem vergangenen System mir den weiteren bischöflichen Dienst in der Kirche, die weiterhin von als Inoffizielle Mitarbeiter der Sicherheitsdienste in der Volksrepublik Polen registrierten Bischöfen und Kirchenräten mit einflussreichen Emeriti im Hintergrund geführt wird, unmöglich machen würde. Aber der Reihe nach!

Ich stamme aus einer evangelischen Familie, die seit Generationen Arbeiterwurzeln hat. Mein Ururgroßvater Adam Borski, mein Urgroßvater Jerzy, mein Großvater Rudolf und mein Vater Edward waren mit einem Ort und mit einem Arbeitsplatz verbunden: der Eisengießerei in W gierska Górka. Adam und sein Sohn Jerzy waren Eisengießer, Rudolf Eisengießermeister und mein Vater Elektriker. Auch andere Familienmitglieder in den vorhergehenden Generationen waren im Allgemeinen beruflich mit der Eisengießerei in W gierska Górka verbunden. Ein weiterer Maßstab für die Familientraditionen war die evangelische Konfession in einem katholischen Umfeld. Meine Vorfahren gehörten zu ein und derselben evangelischen Gemeinde in Bia-ö (Bielsko-Bia-ö). Mein Vater war zehn Jahre lang Mitglied der Synode der Evangelisch-Augsburgischen Kirche (VIII. und IX. Kadenz der Synode, 1987-1996). Über 20 Jahre lang war mein Vater Kurator der evangelischen Gemeinde in Bia-ö und zu dieser Zeit ebenso Mitglied der Diözesansynode der Diözese Teschen. Langjährige Mitglieder des Gemeinderats dieser Kirchengemeinde waren zuvor der Onkel und der Cousin meines Vaters sowie mein Großvater mütterlicherseits. In meinem Elternhaus war das ökumenische Element präsent, da mein Ururgroßvater Jerzy Protestant war und seine Ehefrau Katholikin, was aufgrund der österreichischen Lösung in der Konfessionsfrage bewirkte, dass Großvater Rudolf und seine Brüder nach ihrem Vater Protestanten waren, ihre Schwestern hingegen Katholikinnen nach ihrer Mutter. Zwei unverheiratete Tanten meines Vaters wohnten bis zu ihrem Tod mit uns unter einem Dach, wobei sie mit ihrer katholischen Frömmigkeit die religiöse Atmosphäre meines evangelischen Elternhauses ergänzten.

---

*Brigadegeneral Bischof Ryszard Borski, Evangelischer Senior-Militärbischof*

Die religiöse Erziehung im Rhythmus der ein Mal monatlich vom aus Bielsko-Biala anreisenden Pastor gehaltenen Gottesdienste, nach denen der Religionsunterricht stattfand, ergänzten die sonntäglichen Hausandachten mit der Postille und dem evangelischen Gesangbuch. Meine Konfirmation trat ich 1974 im vollen Bewußtsein meines Versprechens als Protestant an. Dies bewahrte mich dennoch nicht vor einer jugendlichen Glaubenskrise, die eintrat, als ich siebzehn Jahre alt war und mich meine jugendliche Suche, gewiß nicht ohne Einfluss der allgegenwärtigen Propaganda, mich über den philosophischen Existenzialismus zur politischen Linksorientiertheit führten. Obwohl ich einer von wenigen in der Oberschule war, die aus Trotz und Unwillen gegenüber übermäßig organisierten Lebensformen nie eine Pfadfinderuniform anlegten, und schon gar nicht die Uniform des "Pfadfinderischen Dienstes am Sozialistischen Polen" (HSPS), zog ich in der Abiturklasse die Konsequenzen aus meinen kurz zuvor gefassten weltanschaulichen Ansichten, nahm den Kandidatenausweis der *šführenden Kraft der Nation*ö, der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei, an und wählte ein Studium an der Technischen Militärakademie in Warschau. Welche Erwartungen hatte ich? Ein bescheidenes, aber würdiges Leben, das mir das Militär gewährleisten sollte und dessen Unterhalt ich mir selbst verdienen konnte, und die Realisierung meiner Interessen im Bereich der Naturwissenschaften und Technik.

Die Oberschule in *ywiec* und meine Heimat verließ ich als Primus der Oberschule, Preisträger der Zentralen Wissensolympiade in Physik, Kandidat zum Berufssoldatanwärter und als Mensch, der davon überzeugt war, den Menschen im Rahmen des bestehenden politischen Systems dienen zu müssen. Von der wahren Geschichte Polens im 20. Jahrhundert hatte ich nicht mehr Ahnung, als was uns in der Oberschule beigebracht wurde, denn Geschichte lag auf der anderen Seite meiner damaligen Interessen. Die Zeit für den Geschichtsunterricht hielt ich für verlorene Zeit für die tatsächlichen Wahrheiten über die Welt, die in Formeln und Mustern der Naturwissenschaft ausgedrückt wurden. Im provinziellen Milieu bin ich auch nie mit irgendeiner Oppositionstätigkeit oder Untergrundliteratur, die aus Oppositionskreisen gekommen wäre, in Berührung getreten. Wie sicherlich die entschiedene Mehrheit der Menschen, die mich umgaben, ging ich davon aus, dass sich die Ereignisse vom Dezember 1970 zu Zeiten der Regierung von Gierek nicht wiederholen würden, "Radom 1976" (eine Demonstration von Arbeitern gegen das Regime wegen erhöhter Preise) war nur ein Arbeitsunfall und dank der ehrlichen Arbeiten von Menschen und der klugen Regierung der Partei *šwürde Polen stärker werden und den Menschen würde es besser gehen*ö (Das war eine der Propagandafloskeln dieser Epoche: *šDamit Polen stärker wird und es den Menschen besser geht*ö). So geformt machte ich mich auf, um mit der Welt, die mir in meinem 19. Lebensjahr unbekannt war, zusammenzuprallen.

### **Studium in der Militärakademie**

1979 begann ich mein Studium an der Fakultät für Elektronik an der Technischen Militärakademie in Warschau. Infolge meiner Studienergebnisse wurde ich auf Überreden meiner Vorgesetzten und letztendlich auf eigenen Wunsch in die Fakultät für Chemie und Technische Physik versetzt, in ein besonders elitäres, 6jährige Studium der Technischen Physik, bei dem ich das zweite Semester des ersten Studienjahres mit einer der besten Durchschnittsnoten in der Gruppe der Physiker abgeschlossen habe. Dieses erste Jahr in Warschau hat jedoch in einer Wahrnehmung der mich umgebenden Welt verändert, wenn nicht alles, dann mindestens grundlegend und für immer. Ich möchte mich nicht über religiöse Erfahrung und die Rückkehr eines tiefen, entschiedenen Glaubens auslassen. Ich möchte lediglich anmerken, dass dies nach etwa drei Jahren Lebens ohne Glauben an Gott passierte, aber nicht ohne ethische Anforderungen an mich selbst und mein Leben. Mit Sicherheit war der irdische Hintergrund für meine geistliche Veränderung das, was im Lande unter dem Einfluss der "Solidarno "

Bewegung geschah und die verzerrte Wiedergabe dieser Ereignisse, mit der versucht wurde, die Offiziersanwärter zu füttern.

Mit der Entdeckung einer anderen neuen Geschichte als der, durch die ich in der Oberschule mit Unwillen durchgeschlittert war, kam ich schon im ersten Studienjahr in Berührung. Sollte ich zuvor von Katy gehört haben, ist mir nichts in Erinnerung geblieben. Dafür ist die Vorlesung im Fach "*Elemente der neuesten Geschichte*" nie wieder aus meinem Gedächtnis verschwunden. Insbesondere jedoch, dass die "*historischen*" Umstände des Verbrechens von Katy uns in der Weise vorgestellt wurden, dass ein "*denkender*" Offiziersanwärter letztendlich selbst zu der "*eigenen*" Schlussfolgerung kommen musste, dass dieses Verbrechen die Deutschen begangen haben mussten, die diese aus Gründen der Propaganda der Sowjetunion in die Schuhe schieben wollten. Die politisch-historische Indoktrinierung der Fähnriche wurde jedoch 1980 von Monat zu Monat schwieriger, denn Untergrundpublikationen erschienen in einer großen Menge, und die Offiziersanwärter hatten, wenn sie dies nicht völlig offenkundig taten, zumindest Zugang zu dieser Literatur und reichten sie sich gegenseitig diskret weiter. Für junge Menschen in Uniform, die in der überwiegenden Mehrheit diesen Lebensweg nicht aufgrund politischer Überzeugung gewählt hatten, war dies eine Zeit des tiefen Nachdenkens und gemeinsamer Überlegungen zu möglichen Varianten, wie sich die Lage weiterentwickeln könnte. Nicht ohne die Frage im Hintergrund: Wer will dieses Mal das Militär benutzen und zu welchem Zweck?

Für mich persönlich wurde neben der politisch und historisch engagierten Literatur sowie unseren Diskussionen zur Entwicklung der Lage im Lande unter den Offiziersanwärtern ein zweites Fenster zu einer anderen Wirklichkeit im Jahre 1980 geöffnet, nämlich die Bibeltreffen der Evangelischen Studenten an der ul. Kredytowa 4 in Warschau, an denen ich begonnen hatte, regelmäßig teilzunehmen. Dort hatte ich Studenten der Christlichen Theologischen Akademie getroffen und kennen gelernt, wie auch evangelische Studenten anderer Warschauer Hochschulen, die vor allem daran interessiert waren, ihr geistliches Leben weiterzuentwickeln. Die Außenwelt schien sie nicht sehr zu interessieren. So konnte man in diesen Zeiten auch versuchen zu leben. Zu dieser Haltung passt die Meinung, die in früheren Jahren, noch zu Zeiten der Akademie in Chylice, der spätere langjährige Seelsorger für Evangelisierung und Mission unserer Kirche äußern sollte. Als Student der Theologie soll er vor Studienkollegen und Mitarbeitern der Staatssicherheit zu seinem Verhältnis zur Wirklichkeit befragt geantwortet haben: "*Meine Wirklichkeit ist Jesus Christus*". Als an Gott glaubender Offiziersanwärter der Technischen Militärakademie konnte ich mir im Jahre 1980 einen solchen mystischen Luxus selbstverständlich nicht leisten, aber ich nahm sehr gerne an den Treffen in der Studentengemeinde an der ul. Kredytowa teil, wobei ich geistliche Kräfte aus den gemeinsamen Gesprächen über die Bibel, die Gebete und den Gesang von Jugendliedern zog. Wie sich später zeigen sollte, ist sogar meine "*politisch unschuldige*" Teilnahme an den Treffen der evangelischen Studentenjugend in der Hauptstadt nicht der Aufmerksamkeit derer entgangen, die beruflich den Kontakten der Offiziersanwärter außerhalb der Hochschule nachgingen.

Im zweiten Studienjahr, etwa im Oktober 1980, habe ich bei einer Versammlung der Fakultäts-Parteioorganisation der PVAP, bei der ich mit einigen anderen Offiziersanwärtern nach über einjähriger Kandidatenzeit Mitglied dieser Partei werden sollte, öffentlich den Eintritt in die Partei verweigert, wobei ich den versammelten Parteikadern und Soldaten der Fakultät für Chemie und Technische Physik erläuterte, dass ich das Militärstudium gewählt hatte, um der Gesellschaft als Berufssoldat der Polnischen Volksarmee zu dienen, und in der im Lande eingetretenen Situation könne ich dies nur als parteiloser Soldat und zukünftiger Offizier tun. Ich sagte außerdem, dass nach meiner Meinung die PVAP das moralische Recht verloren habe, die Menschen der Arbeit zu vertreten, und als deren authentischer Repräsentant habe sich die gesellschaftliche Bewegung "*Solidarno*" erwiesen. Der Professor Oberst, der die Versammlung leitete, der wohl den abwesenden Sekretär der Fakultäts-Parteioorganisation vertrat,

kommentierte im Gegensatz zu den jungen, wütenden Genossen, die bereit waren, mir ideologische Nachhilfe zu geben, meine Entscheidung und deren öffentliche Verkündung mit Worten, die im Hinblick auf die damaligen Zeiten und Umstände Ausdruck persönlichen Muts und innerer Autonomie waren: *"Jeder hat das Recht auf seine eigene Meinung"*.

Die einzige *"Repression"*, die mich direkt nach diesem Ereignis traf, war ein hartes Männergespräch mit dem Stellvertreter des Kommandanten der Fakultät für politische Fragen, bei dem es jedoch nicht zur Festlegung einer gemeinsamen ideellen Ebene kam. Dagegen fiel während dieses Gesprächs von ihm die Ankündigung, dass es wohl notwendig werde, das Militär auf die Straßen zu schicken. Ich kommentierte dies mit der Frage, was die Macht des Volkes mit dem Schießen auf wehrlose Menschen zu tun habe. Das war wohl der einzige Moment dieses Gesprächs, zu dem mein Gesprächspartner Emotionen zeigte, indem er mir eine unberechtigte Überinterpretation seiner Äußerung vorwarf, es würde ihm nicht darum gehen, auf Menschen zu schießen, sondern darum, mit Hilfe des Militärs die verfassungsmäßige Ordnung wiederherzustellen. Achse der Uneinigkeit blieb schließlich, ob ich das Recht hatte, oder, wie es mein Widersacher wollte *"kein Recht hatte"*, *"öffentlich die polnischen Kommunisten zu kritisieren"*. Ich hingegen blieb bei meiner Meinung, dass ich dazu kein Recht bräuchte, sondern lediglich mein Recht, nach eigenem Gewissen vorzugehen. Jedoch wurde meine persönliche Würde während dieses Gesprächs nicht ein einziges Mal angetastet. Dies unterstreiche ich heute mit Traurigkeit und um den Kontrast aufzuzeigen, was mich als Bischof und General der Polnischen Armee in meiner Kirche 20 Jahre nach Wiedererlangung der vollen Souveränität getroffen hat und trifft, gerade im Hinblick auf die Streitigkeiten um die Verwicklungen von Leuten der Kirche in den damaligen Zeiten.

### **Abbruch des Studiums in der Militärakademie**

Meine öffentliche Lösung des Kandidatengelöbnisses mit der *"führenden Kraft der Nation"* sollte für mich nicht der Abschied von der Uniform und den Plänen, das Studium an der Militärhochschule fortzusetzen, bedeuten. Erneut möchte ich lediglich anmerken, dass der grundlegende Impuls für die Entscheidung, nicht weiter zu studieren, die ich ein halbes Jahr später traf, den Charakter einer religiösen Erfahrung hatte. Im Hintergrund steckte jedoch zweifelsohne die Enttäuschung über die öffentliche Haltung einiger Menschen in Uniformen, die nach den sog. *"Ereignissen von Bydgoszcz"* vom 19. März 1981 mehrere Tage lang uns, den Offiziersanwärtern in der Militärakademie, weitere offizielle Versionen dieser Ereignisse vorstellten, während ihre politischen Vorgesetzten nicht auf das reagieren konnten, was in unabhängigen Medien ans Tageslicht kam. (Am 19. März 1981 haben ZOMO-Einheiten - Motorisierte Einheiten der Bürgermiliz - Mitglieder einer Delegation der NSZZ *„Solidarność"* und Bauern, die das Einverständnis forderten, eigene Gewerkschaften gründen zu dürfen, die mit ihren Forderungen zur Sitzung des Wojewodschafts-National-Rats in Bydgoszcz erschienen waren, verprügelt.) Da war es wohl, dass ich endgültig verstanden habe, dass das Risiko, von anderen Menschen manipuliert zu werden, nicht nur vom Niveau der Naivität, von fehlendem Wissen oder fehlender Erfahrung abhängt, sondern in entscheidendem Maße vom Umfeld und von der Stellung, die man in der Hierarchie einnimmt. Wohl auch seit dieser Zeit ist mir eine tiefe Allergie und Aversion gegen jegliche Versuche, mich, mein Verhältnis zur Wahrheit, meine Vorgehensweise und mein Leben zu manipulieren, geblieben.

Am 29. Mai 1981 bat ich den Kommandanten der Technischen Militärakademie, mich von den Pflichten eines Studenten dieser Hochschule zu befreien. Da sie schon vorher von meiner Absicht erfahren hatten, fällten meine zwei Zimmergenossen, ein Student des dritten Studienjahres Technische Physik und ein Fähnrich aus meiner Gruppe der Physiker des zweiten Studienjahres, eine identische Entscheidung. Das sah schon nach einer Verschwörung aus, die ein Ende nehmen musste. Beide Kollegen wurden ohne jegliche Schikanen und Behinderun-

gen entlassen, mit Anrechnung des Militärdienstes. Beide nahmen direkt ein weiteres Studium an der Technischen Hochschule Warschau auf. Meine Bitte um Entlassung wurde einbehalten, und nachdem über ein Monat vergangen war und ich mich am 7. Juli 1981 mit einer entsprechenden Beschwerde an das Hauptinspektorat für Technik des Polnischen Militärs wandte, dem die Technische Militärakademie damals unterstand, musste ich schon am nächsten Tag, am 8. Juli 1981 zum dienstlichen Rapport vor dem Kommandanten der Schule antreten. Am gleichen Tag wurde ich von der Hochschule relegiert *"aufgrund der Weigerung, das Studium an der Technischen Militärakademie fortzusetzen, ohne Anrechnung der Zeit des Aufenthalts beim Studium auf die Zeit des Grundwehrdienstes und mit Belastung mit den Kosten für Verpflegung und Uniformierung für den Zeitraum des Aufenthalts im Studiumö.*

Als ich mich einige Monate zuvor von der PVAP nach dem gelösten Kandidatengelöbnis verabschiedet hatte, hatte ich in meiner Naivität geglaubt, dass die Partei und ich uns ohne gegenseitige Verletzung trennen würden. *"Die leitende Kraft der Nationö* hatte damals noch so viele ehrliche bzw. vorgebliche Verehrer, dass sie sich den Luxus erlauben konnte, mich zu vergessen. Jedoch hörte ich auf dem Weg vom Kommandanten der Akademie zur Unterkunft, nachdem ich obiges Urteil vernommen hatte, auf dem mich von Anfang bis Ende ein Offizier, der Betreuer des Studienjahres, begleitete, von ihm zu meinem Erstaunen und zur Erweckung meines politischen Kurzzeitgedächtnisses: *"Wissen Sie, wofür Sie das bekommen haben?ö.* *"Ich weiß es nichtö,* entgegnete ich ehrlich. Nachdem er sich gründlich umgeschaut hatte, kam mit leiser Stimme die Antwort: *"Für die Parteiö.* Ich verließ die Militärhochschule mit einer Verschuldung in Höhe von 37.760,85 polnischen Zloty gegenüber dem Militär. Damals war das für mich eine erdrückende Summe - mehr als das Fünffache eines Monatslohns in der Wirtschaft. Vor mir war nun zuerst die Zeit des Pflichtgrundwehrdienstes.

Als von der Technischen Militärakademie relegierter Unteroffizier, aber nicht mehr als ein Fähnrich, kam ich im Juli 1981 direkt zur militärischen Einheit JW 1054 nach Lublin. Dort merkte ich schnell, dass das System nicht allmächtig ist. Die Informationen waren mir offensichtlich nicht in die Einheit gefolgt, und wenn sie mir gefolgt waren, dann hatten sie für mich keinen spürbaren Einfluss auf meine weitere Dienstzeit. Vielleicht außer einer Episode, als - keiner weiß, warum - der stellvertretende Kommandeur der Einheit für politische Fragen mich irgendwo auf dem Gelände der Einheit erwischte und mir, obwohl er nicht mein Vorgesetzter war, den Befehl gab, den ganzen Tag eine Aufgabe zu erfüllen, die für Rekruten bestimmt war, aber nicht für Unteroffiziere. Es blieb bei gemeinen Kommentaren der vorbeigehenden Rekruten, ich hingegen betrachtete die ganze Angelegenheit als Erwerb einer neuen Fähigkeit, große, sehr große Flächen einheitlich zu streichen. Nach einigen Monaten trat jedoch der Kriegszustand ein.

### **Erlebnisse während des Kriegszustandes**

Die Verhängung des Kriegszustands in der Nacht zum 13. Dezember 1981 traf mich nicht beim Militär, sondern im Wohnheim für die Theologiestudenten der Christlichen Theologischen Akademie in Warschau, an der ul. Miodowa 21. Ich verbrachte dort die Nacht, in dem ich den letzten unmittelbaren *"Vorkriegsbefehl"* ausführte. Ein Befehl, der, wie es sich herausstellen sollte, nicht sehr glücksbringend war, denn von Lublin wurde ich zur Einheit in Nowy Dwór Mazowiecki bei Warschau geschickt, um einige Dutzend Kilo Lauftrichter für Gewehre abzuholen, und ich hatte nur eine gewöhnliche Aktentasche bei mir. Diese Lauftrichter ermöglichten es, mit Serien von "blinder" Munition zu schießen, wobei es gleichzeitig unmöglich war, mit scharfer Munition zu schießen. Das ist eine Art von Aufsatz auf den Lauf, der, indem er dessen Durchmesser verringert, den Anstieg des Gasdrucks im Lauf nach dem Schuss mit blinder Munition und eine automatische Umladung der Waffe bewirkt. Wozu eine reine Logistik-Einheit eine solche Menge an Mitteln braucht, um Macht vorzugeben und zu

demonstrieren, habe ich erst in Warschau verstanden, als ich erfuhr, dass gerade der Kriegszustand verhängt wurde.

Den ersten Tag des Kriegszustands begann ich mit der Teilnahme am Gottesdienst in der evangelischen Kirche zur Hl. Dreifaltigkeit in Warschau, nachdem ich mich kurz mit Altpfarrer Jan Walter traf. Nach einem gemeinsamen Gebet machte ich mich auf, meiner weiteren Bestimmung nachzukommen. In Nowy Dwór Mazowiecki, wo schon echte Kriegs Atmosphäre herrschte, erinnerte man sich, dass man einst einen Unteroffizier mit einer Aktentasche geschickt hatte, um Waffenteile abzuholen, die mehrere hundert Kilo wogen. So erschien meine Mission nicht völlig absurd und nach heftigem Überreden gelang es mir, ein gutes Dutzend Kilo Eisen in die Aktentasche zu nehmen und zu verschwinden, bevor ein Fahrzeug aus Lublin käme, um den Rest abzuholen. Das war für mich außergewöhnlich wichtig unter diesen Umständen, da ich bei der Abreise aus Lublin die Verhängung des Kriegszustands nicht vorhergesehen hatte und mich im Gebäude der evangelischen Gemeinde in Zivilkleidung umgezogen hatte. Die meine Zivilkleidung verfluchenden Offiziere aus Nowy Dwór Mazowiecki konnte ich überzeugen, dass dies zur Tarnung wäre, denn wie sollte ich im Kriegszustand in Uniform ohne Eskorte mit öffentlichen Transportmitteln Teile der Bewaffnung für die ganze Einheit transportieren? Die mit dem Fahrzeug aus meiner Einheit in Lublin hätte ich mit diesem schnell ausgedachten Argument selbstverständlich nicht mehr überzeugt, denn ich hatte kein Recht, Zivilkleidung zu besitzen, und noch weniger, in ihr irgendwelche dienstlichen Aufgaben zu erfüllen. In Lublin muss ich noch auf dem Bahnsteig unbemerkt die Diensthabenden meiner Einheit passiert haben, die gekommen waren, um mein Leiden zu erleichtern. Dank des dichten Schneefalls und der Kapuze, mit der meine zivile Winterjacke ausgestattet war, gelang es mir, im wahrsten Sinne des Wortes zwischen ihnen hindurchzugehen, wobei ich die mit Lauftrichtern vollgestopfte Aktenmappe vor mir her schleppte. Vor mir her, denn ihre Henkel hatten entweder die Last oder meine Anspannung schon in Nowy Dwór Mazowiecki selbst nicht mehr ausgehalten, indem sie auf dem Weg von der Einheit zur Bahnstation abrissen.

Vor dem Bahnhof in Lublin bat ich den Besitzer der einzigen Syrenka, die einsam auf dem leeren Platz stand, mich ins Zentrum zu fahren, in die Nähe des evangelischen Pfarrhauses. Dort zog ich die Militärkleidung wieder an, die Emotionen ließen nach und die soldatische Nüchternheit, die Lage einzuschätzen, kehrte zurück. Ich hatte nicht die Absicht, 5-7 Kilometer zu meiner Einheit mit Lauftrichtern zu Fuß zu laufen. Die Polizeistunde hatte schon begonnen. Busse fuhren nicht, Taxen gab es nirgendwo. Also schlurfte ich mit meiner Last zum nahe gelegenen Divisionsstab und bat, bei der Einheit anzurufen, um mir einen Transport zu schicken. Es war dann nur noch die Aufgabe, die mit dem Geländewagen angekommenen Diensthabenden zu überzeugen. Dies war insofern einfach, da es nicht um den intellektuellen Austausch von Argumenten ging, sondern lediglich darum, ruhig abzuwarten, bis sich der wütende Sturm von vulgären Ausdrücken gelegt hatte, als ich erklärte, dass ich auf dem Bahnsteig keinerlei Militärangehörige mit umgehängter Waffe bemerkt hätte. Lange nach Mitternacht des zweiten Tags im Kriegszustand legte ich mich im Schlafsaal auf einem Feldbett als der glücklichste Mensch auf der Welt nieder. David konnte, als er die Psalmen der Dankbarkeit für die erfahrene Rettung durch Gott schrieb, nicht glücklicher sein als ich damals. Ich hatte keine Ahnung, dass andere an diesem Tag weniger Glück hatten und diese zweite Nacht im Kriegszustand an ihnen unbekanntem einsamen Orten verbrachten - sie wurden interniert.

Den ersten und wie sich herausstellte größten Schock des Kriegszustands erlebten die Offiziersanwärter meiner Einheit bereits in der Nacht vom 15. auf den 16. Dezember 1981. Sie wurden benutzt, um die Niederschlagung des Streiks bei WSK widnik (Produktion von Helikopterzubehör) abzusichern. Mich hat diese Erfahrung auf groteske Weise übergangen. Am Abend des 15. Dezember kam ich vom 24stündigen Dienst als Helfer des diensthabenden

Offiziers der Einheit und begab mich wie sonst auch unter die Dusche in der Kompagnie. Als ich aus der Dusche auf den Flur der Kompagnie trat, lediglich mit einem Handtuch bedeckt, erlebte ich einen Schock. Auf dem Flur stand meine Kompagnie in voller Kampfmontur. Keinen geringeren Schock erlitt der den Alarm leitende Stellvertreter des Kommandeurs der Einheit beim Anblick von mir, einem entspannten Soldaten nach Dienstende. In dem kurzen Meinungsäustausch gelang es mir nicht, den Vorgesetzten zu überzeugen, dass das Rauschen des Wassers unter der Dusche es unmöglich gemacht habe, den Alarm und die Schreie auf dem Flur zu hören, die ohnehin auch ohne Alarm normal waren. Aber es war keine Zeit mehr, darum fuhr die Einheit ohne mich nach widnik. Die Jungs kamen am Morgen des 16. Dezember zurück, psychisch total fertig. In widnik hatte man ihnen scharfe Munition ausgeteilt, die sie nicht benutzten, aber sie mussten zusehen, wie Menschen von der ZOMO geprügelt und wie Vieh abgeführt wurden. Einige meiner Kameraden, die aus der Gegend stammten, erkannten in der Menge der nieder geschlagenen und gequälten Arbeiter ihre Bekannten und Nachbarn. Die Reaktionen unter den Soldaten nach der Rückkehr zur Einheit waren eindeutig. Neben Verfluchungen kamen Ankündigen auf, auf die "Zett-Säueö zu schießen, wie die Soldaten im Grundwehrdienst die verächtlich nannten, die Offiziere werden wollten.

Die nächste Aufgabe bekam die Einheit schon in der nächsten Nacht, vom 16. auf den 17. Dezember 1981, in der sie an der Niederschlagung des Streiks in der FSC Lublin (Lastwagenfabrik) teilnahmen. Dieses Mal führte ich als Unteroffizier eine Gruppe von Soldaten an. Der Anblick, den wir hatten, als wir vor dem Fabriktor von den Lastwagen stiegen, war niederschmetternd. Dort standen Panzer und Kampfwagen, alle mit laufenden Motoren, denn der Frost war klirrend. Wir umstellten die Fabrik von der anderen Seite, wohl vom Bahnnahengleis aus, und durchbrachen mit Pionierwerkzeugen die Umzäunung und drangen auf das Gelände der Fabrik ein. Nach der Reaktion der Soldaten in widnik wurde keine scharfe Munition an uns ausgeteilt. Aber sie wartete in Kisten, in den uns begleitenden Militär-Geländewagen, um verteilt zu werden.

Als wir das Gelände von FSC Lublin betraten, wurde mir zum ersten Mal und bisher einzigen Mal in einer solchen Intensität, die aber für das ganze Leben reichte, bewußt, dass es für einen gläubigen Menschen wichtigere Dinge als das irdische Leben gibt. Während ich betete, war ich im Inneren ruhig und bereit, meine eigene Freiheit zu opfern, und wenn notwendig, das eigene Leben, um zu verhindern, dass die Soldaten aus meiner Mannschaft auf die wehrlosen Arbeiter Schüsse abgeben würden. Ich war bereit, gegenüber Vorgesetzten Zwangsmaßnahmen zu ergreifen, wenn sie versuchen würden, mich oder die mir unterstehenden Soldaten zu zwingen, die Waffe gegen die Streikenden zu benutzen, unabhängig von den späteren Konsequenzen. Das war für einen 21jährigen Menschen, der einiges mitgemacht hat, eine so erstaunliche wie befreiende Erfahrung: Für einen Gläubigen gibt es tatsächlich höhere und wichtigere Werte als das irdische Leben. Sogar unter den entschiedensten Umständen der Lage ist niemand in der Lage, mir die Wahlfreiheit zu nehmen, wenn ich ihm es nicht erlaube. Diese Augenblicke und dieses Erfahrungen vergesse ich nie. Sie hat mir im Übrigen später ein ums andere Mal erlaubt, im Namen von Werten, die ich bekenne, eine schwierige Wahl zu treffen, die mit sehr viel weniger Risiko für mein Leben und meine Zukunft belastet war. Genau mit diesem Erlebnis war es mir gegeben, in späteren Jahren, schon als Militärbischof, mich mit Offizieren der jungen Generation im Rahmen von Seminaren und Begegnungen zu den Themen "*Grenzen des Befehlsgehorsamsö bzw. "Ich und mein Gewissen" auszutauschen. Unter anderem im Mai 2001 in Berlin bei einem Seminar für junge polnische und deutsche Offiziere aus den Garnisonen der Hauptstädte von Polen und Deutschland.*

Letztendlich beschränkte sich unsere Rolle darauf, dass wir die Auflösung des Streiks durch unsere Anwesenheit absicherten. In der Mitte des streikenden Betriebs waren ZOMO-Einheiten tätig, die deutlich weniger zurückhaltend als in widnik waren. Die schlimmste Sache, die ich von der Stelle aus gesehen habe, an der ich mit den mir unterstellten Solaten



stand, bestimmte jedoch für immer mein Verhältnis zu der mir zuvor nicht direkt bekannten Wirklichkeit, die sich hinter den Buchstaben SB - Sicherheitsdienst versteckte. Aus meiner Perspektive sah das so aus, dass sich aus der Masse der streikenden Menschen plötzlich hochgewachsene junge Männer heraushoben, die aus den Ärmeln ihrer Jacken weiß-rote Bänder mit schwarzen, großen Buchstaben "SB" hervorzogen. Sie begannen, aus der Masse der Streikenden die Streikführer herauszuziehen und sie zu heranfahrenden Kleinbussen zu führen. Selbst wenn dies nur eine subjektive Sicht des Ereignisses war, spürte ich die Atmosphäre voller Verrat, die mit Wissen der SB-Funktioniere eingetreten war, die konkrete Personen aus der Menge zog. Nie zuvor hatte ich erlebt und hoffe, dass ich keine größere Schändung der polnischen Nationalfarben erleben werde, als die Buchstaben "SB" auf den weiß-roten Armbinden. Man kann ein besserer oder ein schlechterer Mensch sein. Menschen fallen hin und stehen wieder auf. Sie irren und es kommt vor, dass sie an Unsinn glauben. Aber Menschen bewusst zu betrügen und im Geheimen zu verraten, die einem Vertrauen geschenkt haben, das ist die größte Widerlichkeit, die ich seit jener Nacht mit der SB und denen, die sich ihr zu Diensten gemacht haben, verbinde. Mit Sicherheit war ich mir dessen nicht bewußt, aber es war genau der 11. Jahrestag der tragischen Ereignisse an der Ostseeküste.

Der Kriegszustand endete für mich nicht mit diesem Erlebnis seiner ersten Tage. Die folgenden Monate wurde ich dazu bestimmt, die Pflichten des Wachkommandanten zu erfüllen, im Wechsel mit einem anderen "*Flüchtling*" aus der Militärakademie. Wir hatten ein sehr gutes persönliches Verhältnis zueinander. Ein wahres Unglück bei diesem Dienst wurden für mich Reservisten, die um 20 bis 25 Jahre älter als ich waren, die aufgrund der Verhängung des Kriegszustand einberufen worden waren. Im Fall unserer Logistik-Einheit waren es vor allem Fahrer aus verschiedenen Betrieben in Lublin sowie sporadisch private Taxifahrer. Diese Leute hatten ein sehr klares ablehnendes Verhältnis zum Kriegszustand und zum gesamten System. Darin solidarisierte ich mich völlig mit ihnen. Aber zu meinem Leidwesen gaben sie dem meist dadurch Ausdruck, indem sie sich nicht gerade beispielhaft auf den Wachdienst vorbereiteten. Manche kamen zum Sammelpunkt vor der Wachabfertigung in letzter Minute von ihrem illegalen Besuch bei der Familie zurück, in einem Zustand, der auf einen mehr als übermäßigen Alkoholkonsum verwies. Der diensthabende Offizier der Einheit gab prinzipiell vor, dass er dies weder sehen noch die Alkoholausdünstungen merken würde, die manchmal der Wachabfertigung einen gewissen Glanz verliehen. Und ich als Wachkommandant nahm diese Mannschaft entgegen, gab ihr scharfe Munition aus und übernahm die persönliche Verantwortung dafür, was meine Untergebenen, die einberufenen Reservisten, die nächsten 24 Stunden lang anstellten. Ich war überzeugt davon, dass dieser Zirkus früher oder später mit einem Unglück endet würde, und für mich mit Gefängnis. Jeden beendeten und überstandenen Dienst hingegen hielt ich für einen persönlichen Erfolg im Kampf ums Überleben und für eine durch nichts verdiente Gnade Gottes.

Nach einer gewissen Zeit, die ich heute nicht bestimmen kann, wurde meine Dienstart geändert und ich wurde zum Patrouillenfürher bestimmt, der nachts das schwierigste Gebiet von Lublin patrouillieren sollten, nämlich das Umfeld des Bahnhofs, das in der Lubliner Einheit "*Bermuda-Dreieck*" genannt wurde. Einige Monate lang sah ich keine Kader in der Einheit mehr. Die Nächte verbrachte ich in der Stadt. Die Tage mit ihrem alltäglichen militärischen Leben verschlief ich. Hier gab es keine Reservisten mehr und im Allgemeinen gelang es mir, mit den untergebenen Soldaten abzustimmen, wie die nächtliche Patrouille aussehen sollte. Neben dem Patrouillieren des uns zugewiesenen Reviers war eine kurze, aber verdiente Verschnaufpause in einem beheizten Zug auf einem Nebengleis des Bahnhofs ein festes Element unseres Dienstes in jeder Nacht. Der Zug war warm, sauber und leer. Der Traum war vorbei, wenn der Zug eine Stunde später zur Abfahrt auf dem Gleis bereitgestellt wurde, und die Militärpatrouille kam ausgeruht und aufgewärmt heraus, bevor ihn die auf dem Bahnsteig wartenden Passagiere stürmten. Ein weiteres ständiges Element der Patrouille in jeder Nacht war

ein spätes Abendessen in der Milchbar am Bahnhof. Ein drittes Element hingegen der Besuch in der Bäckerei auf dem Weg in die Einheit, wo wir direkt aus dem Ofen frisch gebackenes Zwiebelbrot kauften. Seit dieser Zeit liebe ich Zwiebelbrot und jedes Zwiebelbrot erinnert mich an Lublin bei Nacht während des Kriegszustands. Während mehrerer Monate des Patrouillendienstes mussten wir nicht ein einziges Mal intervenieren.

Nur ein Mal verschafften mir die Soldaten meiner Patrouille, auf deren Auswahl ich keinerlei Einfluss hatte, im wahrsten Sinne des Wortes Herzrasen. Als wir wie sonst immer aus dem auf dem Gleis bereitgestellten Waggon ausstiegen, wobei wir den herein stürmenden Passagieren Platz machten, bemerkte einer der Soldaten, dass bei der Waffe ein Magazin voller scharfer Munition fehlte. Wir stürmten zurück in den schon vollen Zug und versuchten festzustellen, in welchem Abteil wir uns ausgeruht hatten. Aber da war das Magazin mit der Munition nicht mehr da. Wir gingen zurück auf den Bahnsteig, ich fing schon an zu überlegen, was ich dem Militärstaatsanwalt sage, vor den ich unzweifelhaft gestellt werden würde, als einer der Soldaten lachend das Magazin aus der Tasche zog und sagte, er habe seinem Kollegen einen Streich spielen wollen. Es lohnte nicht mal zu erklären, was ich durchgemacht hatte. Ich wünschte nur ausdrücklich, dass solch dummen Scherze mit der Waffe sich auf meiner Patrouille nicht wiederholen würden.

Der Kriegszustand bei der JW 1054 in Lublin beschränkte sich für mich nicht nur auf rein militärische Erlebnisse. Um die evangelische Gemeinde in Lublin kümmerte sich damals der wundervolle Pfarrer, Seelsorger und Freund, Jan Szklorz aus Radom, den ich bei seinem umfassenden Dienst in der Diaspora zusammen mit seiner Ehefrau und Organistin treu begleitete. Der Kontakt zu ihnen und der Lubliner Gemeinde, und über sie auch mit der Gemeinde in Radom, war für mich eine wahre geistige Abwechslung von der militärischen Realität des Kriegszustands. Außerdem, wie ich schon bei der Beschreibung meines ersten Tags im Kriegszustand erwähnt habe, erhielt ich von Pfarrer Szklorz die Schlüssel zu einem Raum im Hinterhaus der Pfarrei, in dem ich nicht nur meine Zivilkleidung aufbewahrte, sondern auch immer dann nutzen konnte, wenn ich mich nur für ein paar Stunden aus der Einheit loseisen konnte. Die evangelischen Gemeinden in Lublin und Radom, das offene Haus des Pastorenehepaars Szklorz - das war für mich damals das wahre Leben. Das militärische Leben war vor diesem Hintergrund nur das verglimmende Ende einer Zeit der Fehler meiner Jugend.

Während des Kriegszustandes und des Aufenthalts bei der Militäreinheit in Lublin kam ich zum ersten Mal in meinem Leben mit realer Opposition in Berührung. Ich unterhielt nämlich Kontakte zu den Eltern meines um ein Jahr jüngeren Kollegen von der Militärakademie, den auf den Weg eines tiefen Glaubens und letztendlich zum Entschluss, auf die Karriere als Berufsoffizier zu verzichten, die Treffen der katholischen Studentengemeinde bei den Jesuiten in Warschau an der ulica Rakowiecka geführt hatten. Die katholische und bei der Solidarno engagierte Familie gewährte seit den ersten Tagen des Kriegszustands Hilfe und Unterschlupf für die, die es brauchten. In den ersten Tagen oder Wochen des Kriegszustands traf ich also in dieser Familie ein Ehepaar, das sich vor dem 13. Dezember 1981 auf die Emigration aus Polen vorbereitet hatte. Sie hatten alles verkauft, was sie hatten, sie blieben nur mit dem Auto, mit dem sie Polen für immer verlassen wollten, und mit einem Federbett, das ihnen während der nächtlichen Halte auf dem weiten Weg in die Freiheit dienen sollte. Mit einem solchen Hab und Gut überkam sie der Kriegszustand. Sie verbrachten also jeweils ein paar Tage bei guten Menschen, sie wurden von einem zum anderen weitergeleitet, denn schließlich hatte niemand etwas im Überfluss, weder Platz in den engen Wohnungen noch im Hinblick auf den eingeschränkten Zugang zu den Dingen des täglichen Bedarfs. Die Familie, an die ich mich mit großer Sympathie erinnere, gewährte auch konspirativ Unterkunft den Aktivisten der "Solidarno" ö, die sich vor der Internierung und den Repressionen der SB versteckten. Ich hingegen, der ich durch Pfarrer Szklorz Zugang zu Spenden aus der Kirchlichen Hilfe aus dem Ausland hatte, konnte einige Male Hilfsmittel in einen Papiersack werfen und sie dorthin

bringen, wo sie am nötigsten gebraucht wurden. Wenn ich mich recht erinnere, habe ich unter diesen Umständen wohl zwei damalige Aktivisten der Lubliner "*Solidarno*" kennen gelernt, die sich vor der Internierung und den Repressionen durch die Machthaber des Kriegszustands versteckten.

Ich glaube nicht, dass ich bis 2009 irgendjemande, davon erzählt habe, denn ich hatte kein Bedürfnis danach, es hat mich auch niemand nach meiner Vergangenheit gefragt. Erst im April 2009, als nach der Frühlingsynode der Evangelisch-Augsburgischen Kirche, bei der die Amtszeit des damaligen Bischofs um ein Jahr verkürzt wurde und dessen langjährige Zusammenarbeit mit der SB zum Schaden der Kirche festgestellt wurde, mein Name als Verfasser des Antrags der Synode, den Bischof - Agenten mit sofortiger Wirkung in den Ruhestand zu versetzen, in den Medien auftauchte, schrieb mir ein Mitarbeiter der Lubliner Außenstelle des Instituts für Nationales Gedenken (IPN). Wie sich herausstellte, war er eine dieser Personen, die sich im Kriegszustand bei der erwähnten Familie in Lublin versteckt hatten und die ich in der gastlichen konspirativen Wohnung kennen gelernt habe. Als auf so unerwartete Weise nach vielen Jahren diese fast vergessene Episode aus dem Kriegszustand zurückkehrte, fragte ich aus Neugierde einen mir bekannten Militärrichter, was hätte passieren können, wenn man mich 1981 bei diesen Kontakten und der Hilfe für die Familie, die einer Person Unterschlupf gewährte, die sich vor der SB versteckte, erwischt hätte. Die Antwort hinterließ einen starken Eindruck bei mir: Ein Militärgericht im Kriegszustand, vor dem ich unzweifelhaft als Unteroffizier des Grundwehrdienstes gestanden hätte, hätte aufgrund zweier Paragraphen eine Freiheitsstrafe von mindestens 6 bis sogar 10 Jahre verhängen müssen. Wenn ich an einen milden Militärrichter geraten wäre, und solche kamen vor, hätte ich nur 6 Jahre bekommen. Und für mich hätte dieser Kontakt keinerlei politische Bedeutung bzw. Subtext. Es waren einfach Besuche bei mir bekannten und mir gegenüber herzlichen Menschen.

Bis heute weiß ich nicht, wie nah oder fern ich damals an der Gefahr vorbeigeschlittert bin. Aus Anlass eines Gottesdienstes in der Lubliner Gemeinde habe ich, schon als Student der Christlichen Theologischen Akademie, 1983 oder 84 meine damaligen Bekannten in Lublin besucht. Dabei habe ich von der Mutter meines Kollegen aus der Militärakademie erfahren, dass sie nach dem Kriegszustand einen Prozess für die Gewährung von Unterschlupf für sich versteckende Aktivisten der *šSolidarno* bekommen hat und nur dank einer Amnestie dem Gefängnis entgangen ist. Die SB sollte Personen operativ zersetzen, die sich versteckenden Aktiven der Opposition Unterschlupf gewährten. Im Bulletin für Öffentliche Information des IPN ist Frau Halina unter den Personen, die vom SB operativ zersetzt wurden, und bei ihren Daten gibt es den Eintrag: "*Information über oftmalige Zurverfügungstellung der Wohnung an sich versteckende Funktionäre der "Solidarno"*". Die Sache unterlag der Amnestie vom 21.07.1983. Und mir schien es 1981, dass mir eine größere Gefahr als ein müder alkoholierter Reservist in der Rolle eines mir unterstellten Wachmanns damals nicht hätte drohen können.

Während des Kriegszustands habe ich mich viele Monate lang auf die Aufnahmeprüfungen für die Theologie vorbereitet, wobei ich ein Mal den die Wache der Einheit kontrollierenden Stabschef der Division in unverhüllte Verwirrung stürzte, als er im Zimmer des Wachleitenden eine Bibel, eine Kirchengeschichte, eine Biographie von Luther und Geschichtsbücher aus der Oberstufe fand und bei mir als leitendem Offizier nach seiner Meinung ungenügende Kenntnis der Pflichten der entsprechenden Dienstordnung feststellte. Nachdem ich mir die Zurechtweisung angehört hatte, dass es nicht erlaubt sei, solche Literatur im Wächterhaus aufzubewahren, bewahrte ich diese Bücher ab sofort nicht mehr in der Schreibtischschublade, sondern in der Matratze meines Feldbetts auf. Als Physiker im ersten Studium hatte ich viel aufzuholen bevor ich mich zum Theologiestudium begab, also konnte ich die Zeit, die ich auf der Wache verbrachte, nicht vergeuden.

Im Juni 1982 verließ ich die Mauern der Kaserne, wobei ich extra lange auf das Tor der Militäreinheit schaute, das sich vor mir schloß. Es für mich ein historischer Augenblick war. Das Tor einer Militärkaserne sollte sich nämlich nach meiner damaligen Überzeugung zum letzten Mal in meinem Leben hinter mir schließen. Gott hat mir eine große Gnade erwiesen, dass er mir zu dem damaligen Zeitpunkt weder durch eine Vision noch durch irgendeine Form zu erkennen gegeben hat, dass ich in der Zukunft aus eigenem, ungezwungenen Willen zum Militär zurückkehren, mit Freude unter den Offiziersanwärtern als Pfarrer tätig sein und vor mir noch mehr als ein dutzend Jahre wundervollen Militärdienstes liegen würde - dass ich nicht nur Offizier, sondern sogar General eines NATO-Landes werden würde. Der liebe Herrgott hat einen Sinn für Humor, aber wenn er uns immer laufend zeigen würde, worüber er lacht, würden wir in unserem Leben weder sein Gefühl für Humor ertragen, noch verstehen, noch aushalten.

Sowohl die Technische Militärakademie wie auch den späteren Grundwehrdienst verließ ich in der Überzeugung, dass das Militär für die Gesellschaft notwendig war, ist und sein wird. Mein persönlicher Weg unter jenen Umständen aufgrund der Glaubenserfahrung konnte es nicht sein. Mir sind viele Gestalten beim Militär in Erinnerung geblieben, die sich nicht mit dem herrschenden politischen System in Verbindung bringen ließen. Sowohl unter den Offiziersanwärtern als auch später in der Einheit habe ich Menschen getroffen, die sich von der sie umgebenden politischen Wirklichkeit distanzierten. Viele der Kollegen hatten dieses Studium gewählt, weil ihre Eltern sich kein ziviles Studium für sie leisten konnten. Manche verbargen nicht, dass sie gläubige Menschen sind, obwohl die meisten dieses Thema mieden. Ich erinnere mich auch, dass wohl vor den Weihnachtsfeiertagen im Dezember 1980 uns Offiziersanwärtern öffentlich beim Appell verkündet wurde, dass in Bemowo (dem Stadtteil von Warschau, wo sich bis heute die Technische Militärakademie befindet und tätig ist) eine Garnisonskirche und Militärpfarrer seien. Wer also Bedürfnis habe, könne ihre Dienste in Anspruch nehmen. Gewiss erst nach 1995, schon als Militärseelsorger, habe ich in zahlreichen Gesprächen mit Offiziersanwärtern, die notwendigerweise ihren Dienst im vorhergehenden System begonnen hatten, von der Spannung zwischen den Politoffizieren, den ideologischen Schultern der Partei beim Militär, und gewöhnlichen Offiziersanwärtern erfahren, von kirchlichen Trauungen im Geheimen, von Kindstauften im Geheimen, von der vor den Politoffizieren geheim gehaltenen religiösen Erziehung der Kinder, aber auch von abgebrochenen Offizierskarrieren, wenn die Politoffiziere von solchen Entscheidungen und Taten Kenntnis erhielten. In Erinnerung an solche Menschen und ihre Schicksale habe ich als Militärbischof einmal einem Verteidigungsminister, der berüchtigt dafür war, höhere Offiziere massenweise und eher sang- und klanglos zu entlassen, weil sie ihre militärische Karriere vor dem Jahr 1989 erworben hatten, gesagt: *"Herr Minister, ich habe ebenso einst braune Offiziersanwärterstiefel getragen. Und ich weiß, dass es auch damals im Militär viele anständige Menschen gab, die mit dem damaligen System nicht mehr gemeinsam hatten als andere, die damals lebten."* Solche Worte war ich den vielen Soldaten moralisch schuldig, die vor 1989 in der Polnischen Volksarmee gedient hatten.

Das erste Kapitel meines militärischen Lebens im šrealen Sozialismusō hatte, von mir unerwartet, genau vor 11 Jahren einen Epilog. Als ich schon als Militärbischof meinen 40. Geburtstag feierte, wurde ich vom damaligen Kommandanten und Rektor der Technischen Militärakademie in Anwesenheit des Senats der Hochschule dafür um Entschuldigung gebeten, wie man mich 19 Jahre zuvor an der Hochschule behandelt hatte. Mit Beschluss des Senats der Hochschule erhielt ich den goldenen Ring eines Absolventen der Militärakademie, der Absolventen verliehen wird, auf die die Hochschule besonders stolz ist. Im Juni 2009, paradoxerweise schon nach der kirchlichen Entscheidung, meinen Dienst als Militärbischof nicht zu verlängern, fand ich mich unter den 50 Personen wieder, die mit der *"Medaille zum 50. Bestehen"* der Fakultät für Neue Technologien und Chemie der Technischen Militärakademie

ausgezeichnet wurden, der Erbin "meiner" ehemaligen Fakultät für Chemie und Technische Physik. Ich war unter den Personen, "die durch ihren persönlichen Erfolg Einfluss auf das Schicksal der Fakultät genommen haben".

### **Theologiestudium, Bemühungen der Staatssicherheit und Ordination**

Beim Beginn des Theologiestudiums im Jahre 1982 richtete ich meine Aufmerksamkeit vollständig und ausschließlich auf die Theologie und die Vorbereitung auf den Dienst in der Kirche. Die Außenwelt hörte auf, für mich zu existieren. Umso mehr hörte die politische Welt auf, für mich zu existieren. Meine Vergangenheit hörte auf, für mich zu existieren. Sie wurde abgeschlossen. Sechszwanzig Jahre lang (1982-2008) habe ich weder versucht noch das Bedürfnis verspürt, meine Erinnerungen aufzuschreiben. Gezwungen, zu dieser für mich abgeschlossenen Vergangenheit aus den Jahren 1979-1982 zurückzukehren, wurde ich erst durch eine gegen mich gerichtete Kampagne der üblen Nachrede, die 2008 begonnen wurde. Es war kurz nachdem im April des gleichen Jahres das Sekretariat der Historischen Kommission der Kirche die Beweise der 17 Jahre langen Zusammenarbeit des damaligen Bischofs der Kirche mit der SB erhielt. Der Bischof merkte, dass ich als Mitglied des Kollegiums der Kommission nicht erlaubte, diese Angelegenheit unter den Teppich zu kehren.

Aber vorher, während der gesamten Zeit meines Theologiestudiums ab 1982, war ich wohl der Haltung des schon zitierten Pfarrers sehr nahe, die ich leicht paraphrasieren würde: "*Meine Wirklichkeit war Christus, meine Welt die Kirche, und die Außenwelt lediglich sein Missionsumfeld.*" Die politische Bedeutung dieses Missionsumfelds der Kirche hatte grundsätzlich aufgehört, für mich irgendeine Bedeutung zu haben. Die Christliche Theologische Akademie und die Evangelisch-Augsburgische Kirche als meine Taufkirche und Kirche meines Erwachsenwerdens und letztendlich als Kirche meiner bewussten Rückkehr und Wahl, erschienen mir wie der Vorraum zum Tempel des Salomon. Von ihnen aus war es mir näher zum heiligsten Ort als zur weltlichen Außenwelt.

Dieses Bild von der Kirche und Akademie als Orte vollen Vertrauens verwischte nicht einmal das Ereignis vor meiner Fahrt zum Stipendium in der Bundesrepublik im März 1987. Es hätte mich an die schwarzen Buchstaben "SB" auf den weiß-roten Armbinden bei FSC Lublin vom 17. Dezember 1981 und an die Worte der Mutter meines Kollegen aus Lublin erinnern sollen, die ich bei meinem Besuch dort im Sommer '83 oder '84 gehört hatte. Sie waren zu Verhören vor ihrem Prozess gerufen wurden und mussten erfahren: "*Sie haben von allem gewusst.*" Die Faszination für Theologie und Kirche zog mich erfolgreich von jenen Erlebnissen und Erinnerungen weg, es gab keine Notwendigkeit, in Gedanken zu ihnen zurückzukehren, also war ich in keinerlei Weise auf das vorbereitet, was ich bei der Vorladung zum Passbüro in *ywiec*, um den Reisepass abzuholen, erlebte. Dies sollte die letzte "*Formalität*" auf dem bürokratischen Leidensweg sein, um zu dem mir bewilligten Stipendienaufenthalt ausreisen zu dürfen und wo ich einen Offizier der Staatssicherheit treffen würde. Er stellte sich als Hauptmann der SB vor, mit Vornamen und Namen, er sagte, er sei extra aus Warschau nach *ywiec* gekommen, wobei er im Vorfeld die Regeln für das Gespräch festlegen wollte: Ich sollte ihn nicht bei der Ausübung seiner Aufgaben behindern, und er sollte mich nicht bei der Ausreise zum Auslandsstipendium behindern. Das Gespräch ging von Anfang an schleppend voran, sicherlich wegen meiner Verlegenheit und meines Erstaunens über die unvorhergesehene Situation und meines verzweifelten Kramens im Gedächtnis nach irgendwelchen angemessenen Verhaltensmustern. Leider gab es keine Verhaltensmuster in meinem Gedächtnis, denn es war mein erster (und letzter) direkter Kontakt mit einem SB-Funktionär. Statt fertiger Verhaltensmuster begannen also meine zunächst größer werdenden Vorwürfe meinen kirchlichen und akademischen Vorgesetzten gegenüber, dass sie mich nicht gewarnt hatten, dass ich

vor der Abreise mit einer solchen Situation rechnen sollte, die gedankliche und emotionale Leere in meinem Kopf auszufüllen.

Heute bin ich der Meinung, dass die SB in der Evangelisch-Augsburgischen Kirche nie einen IM-Faktor unter den Geistlichen von über 30% erzielt hätte, wenn unsere damaligen Vorgesetzten nicht komplett als Seelsorger und ältere Amtsbrüder versagt hätten, indem sie uns, die Studenten, in geringster Weise gewarnt haben, dass wir Ziel von Anwerbeversuchen der SB werden können. Die Vorwürfe gegenüber den Vorgesetzten konnten jedoch das eingetretene Problem nicht lösen, also begann ich, die Methode der Verhandlung anzuwenden. Er: *"Warum mögt Ihr Studenten Bischof Narzy ski nicht und kritisiert ihn oft bei Euren Gesprächen in der Küche des Wohnheims?"* Ich: *"Da informiert Sie wohl jemand falsch. Wir alle lieben und schätzen unseren Bischof."* Er: *"Ich möchte mich mit Ihnen nach Ihrer Rückkehr treffen und über die Verhältnisse in Deutschland sprechen."* Ich: *"Mich interessieren die Verhältnisse in Deutschland nicht. Ich fahre dorthin, um Theologie zu studieren."* Er: *"Aber wir können uns wohl nach der Rückkehr treffen und uns unterhalten?"* Ich: *"Sehen Sie diese Vorladung, den Reisepass abzuholen? Hier steht auf der Rückseite, welche Strafsanktionen mir drohen, wenn ich der Vorladung nicht nachkomme. Wenn ich eine solche Vorladung bekomme, werde ich kommen müssen, denn es ist schwierig, eine Kirchengemeinde aus dem Gefängnis heraus zu führen. Aber freiwillig komme ich nicht."* Er: *"Aber über Ihre Eindrücke vom Aufenthalt können wir uns doch unterhalten? Die Akademie braucht Sie. Wir helfen Ihnen, den Doktor zu machen und weiter aufzusteigen."* Ich: *"Wenn ich zu einem erneuten Treffen gezwungen werde, sag ich Ihnen nicht weiter als das, was Sie über Deutschland in polnischen Zeitungen lesen können. Und wenn ich eine Doktorarbeit schreiben soll, dann schreibe ich sie ohne die Hilfe von den Herren."* Er: *"Warum wollen Sie nicht mit uns zusammenarbeiten, Ihre Kollegen (hier fielen drei Namen von Studenten) treffen sich gerne mit uns, und wir helfen ihnen."*

Hier machte der SB-Offizier einen Fehler, er traf meinen wunden Punkt. Aber mit diesem Satz half er mir letztendlich, mich in diesem für mich unangenehmen Gespräch wiederzufinden. Während der oben dargestellte Verlauf eine Wiedergabe dessen ist, woran ich mich erinnere, mit Sicherheit eine Kurzform dessen, was sicher länger gedauert hat, haben sich die folgenden Sätze mit stenographischer Genauigkeit in mein Gedächtnis eingebrannt. Ich wurde innerlich wütend über diesen unverschämten Versuch, mich zu manipulieren, und gab zurück: *"Ich bitte Sie, Sie geben mir hier viele Informationen, um bei mir Eindruck zu schinden, wie viel Sie wissen. Sie sprechen hier von Ihren angeblichen Informanten, was Sie als Profi sicherlich nicht getan hätten, und gleichzeitig wissen Sie gar nichts über mich. Wenn Sie meine Vergangenheit aus der Technischen Militärakademie kennen würde, hätten Sie sich den Weg von Warschau nach ywiec gespart. Ich habe mich dem System widersetzt als ich in Uniform war, und als Ihr mit meinem Leben alles machen konntet, umso weniger werde ich jetzt mit Euch zusammenarbeiten, wo ich mich darauf vorbereite, Geistlicher zu werden."*

Hier unterbreche ich kurz diesen Bericht. Erst 2009 konnte ich mich davon überzeugen, wie treffsicher ich damals den SB-Funktionär mit dieser Bemerkung vernichtet haben muss. Im Jahre 2009 machte mir die Person, die die Dokumente der Unterwanderung der Evangelisch-Augsburgischen Kirche untersuchte, die in der Zielobjekt-Akte "Bursaö (Operativvorgang Studentenwohnheimö) erhaltenen Dokumente zugänglich, also die Dokumentation der Unterwanderung der Christlichen Theologischen Akademie und die Informationen über mich. Es stellte sich heraus, dass mein damaliger Gesprächspartner Hauptmann der Staatssicherheit Andrzej Pola ski war, der lange Jahre als überwachender Offizier der Staatssicherheit die Hochschule bearbeitete. Unter seinen ständigen inoffiziellen Mitarbeitern befanden sich unter anderen zwei meiner akademischen Lehrer, die die Pseudonyme IM Tadeusz und IM Wojciech trugen. Mitte der achtziger Jahre wurde ich einer von zwei Studenten der Christlichen Akademie, denen Pola ski die meiste Aufmerksamkeit widmete, sowohl in den inoffiziellen Gesprächen mit den Informanten als auch in sporadischen offiziellen Gesprächen mit

der Leitung der Akademie bzw. der Kirchenleitung. In einer Dienstnotiz vom 14. November 1986 über ein Treffen, das am 6. November im konspirativen Lokal LK "Sonet" mit IM Wojciech stattgefunden hatte, notierte Pola ski:

*"Nach dem Studenten Ryszard Borski gefragt, charakterisierte ihn der IM wie folgt: Das ist mit Sicherheit ein herausragender Student, sowohl durch seine Haltung als auch durch sein Wissen und seine Fähigkeiten. Man kann ihn als soliden und arbeitsamen Menschen bezeichnen. Er wurde für die Stelle als Assistent bei Prof. Benedyktowicz am Lehrstuhl Systematische Theologie bis Jahresende angenommen. Der IM ist der Meinung, dass diese Entscheidung richtig ist und es sich lohnt, in diesen Menschen zu investieren. Insbesondere, dass in der evangelischen Sektion schwerwiegende Lücken im wissenschaftlichen Kader zu merken sind, nachdem neulich Prof. Gastpary verstorben ist. Damit ist ein anderes Problem verbunden, ob Borski in der Lage sein wird, die Arbeit in der Kirche mit der wissenschaftlichen Arbeit in Einklang zu bringen. Gleichzeitig ist er dazu bestimmt, im Rahmen des kirchlichen Praktikums Pfr. Walter in der Gemeinde zur Hl. Dreifaltigkeit in Warschau zu helfen. Diese Pflichten in Einklang zu bringen, ist sehr schwierig, insbesondere für einen jungen Menschen.*

*Selbst ist er in einer solchen Lage, dass Bischof Narzy ski ihm immer mehr Katechesestellen aufdrückt, er hat 4 Orte zu bedienen, und muss in dieser Situation seine Doktorarbeit in den Hintergrund rücken.*

*Maßnahmen:*

- die Angaben zur Ev.-Augsb. Kirche werden in der gesammelten Info für den Genossen Michajłow verwendet,
- die Anmerkungen zum Studenten Borski werden verwendet, um ihn als Kandidaten zum IM zu erwerben.

Andere Informationen, die Pola ski Mitte der achtziger Jahre über mich erhielt, waren ebenso "positiv" und ich könnte beiden meinen damaligen Lehrern dankbar für diese erhaltene historische Dokumentation sein, wenn nicht die Tatsache wäre, dass diese Informationen den SB-Funktionären dazu dienten, um das Anwerbegespräch mit mir vorzubereiten. Denn nach Erhalt solcher Informationen wollte nämlich auch die SB in mich "investieren". Mein Stipendienaufenthalt verkürzte die Maßnahmen des SB-Funktionärs in dieser Richtung um ein paar Monate. Tatsächlich gab es in keiner der im OV "Bursa" erhaltenen Informationen zu mir einen Anhaltspunkt zu meiner militärischen Vergangenheit. Der SB-Funktionär selbst machte sich auch nicht die Mühe zu überprüfen, warum ich drei Jahre älter als die meisten der Kommilitonen aus meinem Studienjahr war.

Um auf das Gespräch im Passbüro wyciek im März 1987 zurückzukommen, blieb nur ein Epilog dazu. Auf meine oben zitierten Worte sagte Pola ski: *"Wenn das Ihre Meinung ist, hat es keinen Sinn, dieses Gespräch fortzusetzen. Am Ende müssen wir nur so eine kleine, aber notwendige Formalität erledigen. Bitte schreiben Sie eine Erklärung, dass Sie niemandem den Inhalt dieses Gespräches preisgeben, und unterschreiben Sie sie. Das sind unsere Prozeduren.*ö In diesem Moment erinnerte ich mich plötzlich an eine zufällig in einem Untergrundpapier des KOR (Komitee zur Verteidigung der Arbeiter) gelesene Instruktion für den Fall, dass man mit der SB in Kontakt kommt: *"Nichts unterschreiben!*ö. Außerdem wurde mir klar, dass meine Verweigerung der Zusammenarbeit meinen Gesprächspartner nicht deutlich genug erreicht hatte. Dies irritierte mich ein weiteres Mal. Ich antwortete also: *"Wissen Sie, wenn Sie solche Prozeduren haben, hätten Sie mich über diese am Anfang und nicht am Ende des Gesprächs informieren müssen. Außer der Abholung des Reisepasses unterschreibe ich gar nichts, denn jede Unterschrift könnte als Beweis der Zusammenarbeit zwischen uns interpretiert werden. í von einer Zusammenarbeit zwischen uns kann keine Rede sein. Wir dienen zwei unterschiedlichen Königreichen.*ö

Es wurde still. Der Funktionär versteinerte. Ich war zuerst erschrocken über das, was ich gerade aus meinem Munde gehört hatte, dann reflektierte ich kurz über den Pass und das Stipendium, von denen ich mich gerade verabschiedet hatte, und in mir trat ein großes Fragezeichen auf, was nun mit mir passieren würde. Aber mit jeder weiteren Sekunde begann ich die wachsende Kraft des Heiligen Geistes und das geistliche Verständnis dessen zu spüren, was gerade passiert war. Mit Petrus und Johannes stand ich vor dem Höchsten Rat, nachdem ich mein Bekenntnis abgelegt hatte, und der geistliche Sieg über den moralischen geschlagenen SB-Offizier schien mir alle unangenehmen Erlebnisse aus dem dreijährigen Militärdienst zu kompensieren. In jenem Moment erfuhr ich die moralische Schwäche des Kommunismus und dessen Niederlagen beim Zusammenstoß mit dem Bekenntnis des christlichen Glaubens. Für mich war der Kommunismus zu jenem Zeitpunkt beendet. Wie es sich herausstellen sollte, nicht für immer, sondern nur für die nächsten 20 Jahre. Er kehrte genau nach zwanzig Jahren zurück, als ich im März 2007 als Mitglied des Kollegiums der Historischen Kommission der Evangelisch-Augsburgischen Kirche Einsicht in die ersten Ermittlungen der Forschungsarbeitsgruppe Süd der Historischen Kommission zur Vergangenheit einiger Geistlicher der Kirche erhielt.

Genau 20 Jahre zuvor konnte ich nicht verstehen, warum der Funktionär nach einem langen Augenblick des Schweigens mir den Pass über den Tisch schob und mich aufforderte, zu gehen. Als ich darüber nachdachte, nahm ich an, dass der Charakter des mir von der Hochschule gewährten Stipendiums selbst den Ausschlag gegeben hatte. Der damaligen Außenminister der Bundesrepublik Deutschland, Hans-Dietrich Genscher, hatte bei seinem ersten Besuch in Polen nach dem Kriegszustand zwei Studenten der Evangelischen Theologie Stipendien gewährt. Aber erst mit meinem heutigen Wissen über die operativen Techniken der Staatsicherheit ist für mich klar, dass Pola ski nicht anders handeln konnte. Damals hatte ich jedoch noch keine Ahnung, was mit denen passiert, die eine Zusammenarbeit mit der SB eindeutig verweigern. Die Möglichkeit, dass sich das System rächen konnte, hatte ich vorher schon erlebt.

Nach meiner Rückkehr vom Stipendienaufenthalt im Jahre 1988 kam es schon zu keinerlei Anwerbeversuch bzw. keinem Treffen mit mir von Seiten der SB. Eine weitere letzte Kraftprobe mit dem System und - wie immer in solchen Situationen - mit der eigenen Schwäche musste ich noch am Tag meiner Ordination zum Geistlichen der Evangelisch-Augsburgischen Kirche, am 3. Juli 1988 in Wisła bestehen. In dem Vorgespräch vor der Ordination verweigerte ich nämlich dem damaligen Bischof der Kirche, Bischof Janusz Narzy ski, mit der Hand auf der Bibel der Volksrepublik Polen den Treueeid zu leisten. Das war die damals geltende Formel für das Ordinationsgelöbnis. Nach kurzer theologischer Erläuterung, warum ich ein solches Gelöbnis nicht abgeben kann, auch wenn ich dadurch nicht ordiniert werden würde, fragte der Bischof mich, wem ich die Treue neben den theologischen und kirchlichen Bezügen des Ordinationseids geloben kann. Ich schlug vor: "*Dem polnischen Volk*". Ich berief mich dabei auch auf die Tatsache, dass damals sogar die Offiziersanwärter der immer noch so genannten "*Volksarmee*" Polens schon seit kurzem nicht der Regierung, sondern dem Volke die Treue schworen. Außerhalb des Pfarrhauses wartete meine hochschwangere Ehefrau auf das Ergebnis dieses Gespräches, bereit, mit mir Wisła zu verlassen, ohne Ordination und ohne die Möglichkeit eines Dienstes in der Kirche, wenn sich das Ergebnis des Gesprächs als nicht mit meinem Gewissen vereinbar erweisen sollte. Ich war bereit zu warten, obwohl ich nicht weiß, worauf, da ich weder Prophet noch politischer Oppositioneller gewesen bin und den Niedergang des Systems nicht vorhergesehen habe. Und auch dieses Mal, im Übrigen nicht zum ersten Mal, hatte ich mich bei Bischof Janusz Narzy ski als evangelischem Theologen und als Seelsorger der Geistlichen der Kirche nicht getäuscht. Mit Einverständnis des Bischofs gelobten ein Jahr vor dem Niedergang des Systems Pfarrer Jan Byrt und ich an diesem Tag als erste bei unserer Ordination die Treue nicht der Regierung der Volksrepublik Polen,



sondern die Treue dem polnischen Volke. Nach weiteren dreizehn Monaten, in denen ich hauptsächlich den Dienst in der Rolle des evangelischen Seelsorgers für die Deutschen Gemeinden in Niederschlesien ausübte, ging das System unter und Polen erlangte die volle Souveränität.

## Epilog

Ohne eine Ahnung zu haben, wie viel Kommunismus, wie viel Verrat, wie viel Leid und wie viel Niederträchtigkeit in unseren verschiedenen gesellschaftlichen Milieus verschleiert wurde, darunter auch in den Kirchen, haben wir 1989 allgemein die "Wohltat" des Programms des "dicken Schlußstrichs" in Anbetracht der Schuld der Vergangenheit angenommen, indem wir in verschiedenen Abschnitten die neue Realität eines freien Polens aufbauten. Kein politischer Schlußstrich erwies sich jedoch als so dick, um die Erinnerung an das Leid der Menschen, die zu Zeiten des Kommunismus jahrelang gelitten hatten, zu bedecken, zu überdecken und verstummen zu lassen. Ende 1998 wurde das Institut für Nationales Gedenken eingerichtet, es wurden erst selektive, dann immer breitere Möglichkeiten des Zugangs zu den archivierten Dokumenten, die einst streng geheim waren, geschaffen. Die langjährige Arbeit, die Dokumente und Zeugnisse zu ordnen, die der Kommunismus hinterlassen hatte, wurde begonnen. Langsam erschienen die ersten Artikel von Journalisten und historische Publikationen über jene Zeit. Schritt für Schritt trat die Wahrheit über das Ausmaß der Zersetzung, Verwicklung und Zusammenarbeit von allgemein in ihrem Umfeld geschätzten Menschen mit der SB ans Licht und kehrte ins kollektive Bewußtsein zurück. Die Entdeckung dieser historischen Wahrheit ging auch an den Kirchen nicht vorbei.

Im Gegensatz zu den Bereichen der Politik, der Verwaltung, des Rechts und des Militärs, in denen das Recht eine zivilisierte, aber eindeutige Form der Abrechnung mit Menschen erzwang, die dort eventuell in die Zusammenarbeit mit den kommunistischen Diensten verwickelt waren, blieben die Kirchen und viele andere meinungsbildende Milieus, wie Kultur, Journalismus und Wissenschaft am grauen Ende, wenn nicht teilweise gar in offener Opposition. Versuche, schwierige, schamhaft versteckte Dinge in der Vergangenheit von bedeutenden Personen wurden verdeckt und nicht verarbeitet.

Nach 1989 wurden meine persönlichen Erfahrungen von Jahr zu Jahr durch schrittweise ansteigendes, entdecktes und publiziertes Wissen über die Vergangenheit ergänzt, sowie auch durch das Kennenlernen von menschlichen Einzelschicksalen. Dies geschah durch intensive seelsorgerische Kontakte zu meinen deutschen Gemeindemitgliedern in Niederschlesien und nach der Reaktivierung der Evangelischen Militärseelsorge im Jahre 1995 auch durch das Kennenlernen der Schicksale von Offiziersanwärtern aus der Zeit des vergangenen Systems. Sie hatten meine volle Empathie. Das Bewußtsein, dass die verschleierte Vergangenheit der Kirchenleute aus der Zeit des Kommunismus die Kirche letztendlich auf ihrem Weg in die Zukunft einholt, kam mir schrittweise und relativ spät. Eine grundlegende Rolle spielte eine Freundschaft, die ich in der zweiten Hälfte der 90er Jahre auf der Basis der Militärseelsorge mit einem ehemaligen oppositionellen Pfarrer aus der DDR geschlossen hatte, einem ehemaligen Moderator des Berliner Runden Tisches und damaligen Beauftragten der ostdeutschen Landeskirchen für den Aufbau eines evangelischen Seelsorgedienstes unter Soldaten in den Neuen Bundesländern, mit Superintendent Werner Krätshell. In die Problematik der Zersetzung der Kirche und die Zusammenarbeit von Pfarrern als IM bin ich eigentlich durch die ostdeutschen Erfahrungen gekommen. Unter dem Einfluss des Buchs von Timothy Garton Ash "Die Akte "Romeo"" und seine Schlussfolgerung: "*Vergangenheit ist niemals ganz vergangen*", begann ich, mit wachsender Unruhe über die Zukunft der Evangelisch-Augsburgischen Kirche im Kontext ihrer Glaubwürdigkeit, moralischen Autorität und im

Kontakt einer immer sichtbarer werdenden versteckten Vergangenheit aus kommunistischen Zeiten nachzudenken.

Im Juni 2006 hielt ich auf einer Konferenz für Geistliche ein Referat, eine Zusammenfassung der ersten Hälfte des *"Jahres der Evangelischen Gesellschaftsethik"*. Ich entwickelte darin nach einer Übersicht über die Publikationen und Initiativen des ersten Halbjahres einen Aspekt weiter, den sonst niemand im Rahmen des Jahres der Ethik aufgenommen hatte. Ich hatte ihn der *"Ethik"* Dietrich Bonhoeffer entnommen, nämlich den Aspekt der *"Autorität zur ethischen Sprache"*. Indem ich die Ansichten Bonhoeffers zu diesem Thema ausführte, entwickelte ich einen damals aktuellen Bezugspunkte, indem ich einem der beiden vorgebrachten Aspekte den Titel gab *"Die verschwiegene Vergangenheit als Gefährdung der Autorität des kirchlichen Amtes zur ethischen Sprache"*. Ich hatte befürchtet, dass das einzige Echo dumpfe Stille sein würde. Aber das Thema wurde zum ersten Mal in der Evangelisch-Augsburgischen Kirche aufgegriffen.

Anfang 2007 berief das Konsistorium eine Kirchliche Historische Kommission ein, legte die allgemeinen Grundsätze für deren Arbeit fest. Erste Priorität sollte sein: die Vergangenheit von Personen zu überprüfen, die in drei leitenden kirchlichen Gremien saßen (in der Bischofskonferenz, im Konsistorium und im Synodalarat), im Lichte der im IPN erhaltenen Dokumente. Die Kommission begann in Arbeitsgruppen mit großer Verzögerung ihre Forschungsarbeiten, die nach kurzem die Schwäche der vorbereiteten rechtlichen und prozeduralen Lösungen offenbarte, die Diskrepanzen in den Arbeitsweisen der Mitglieder der Arbeitsgruppen und die praktischen Ausdifferenzierungen ihrer Möglichkeiten, die konkrete Forschungsarbeit vorzunehmen. Schließlich stellte die Kommission nach Eingriffen und Windungen beim ersten bis zum Ende geführten Fall fest, dass ein Geistlicher zum Schaden der Kirche mit der SB zusammengearbeitet hatte. Von einer Unabhängigkeit der Beurteilung der Kommission, von wissenschaftlicher Redlichkeit der so zusammengesetzte Kommission, eine objektive Untersuchung und Bewertung der Quellen in der Evangelisch-Augsburgischen Kirche durchzuführen und das Problem der Zusammenarbeit ihrer Pfarrer mit den Repressionsorganen des vorhergehenden Systems zu bewältigen, kann keine Rede sein. Zu viele hätten Richter in eigener Sache sein müssen. Es reicht zu sagen, dass seit der Entstehung der Kirchlichen Historischen Kommission bis zum heutigen Tag nicht ein einziger Tag vergangen ist, an dem im Kollegium der Kommission nicht mindestens ein Mitglied der Kirchenleitung gesessen hätte, das als Inoffizieller Mitarbeiter der Dienste des vergangenen System registriert war.

Im März 2009 sah es das Kollegium als erwiesen an, dass der damalige Bischof der Kirche langjähriger IM der Staatssicherheit gewesen ist, und urteilte, dass er zum Schaden der Kirche gehandelt habe. Im März 2009 habe ich meinen Rücktritt von meiner Funktion im Kollegium der Historischen Kommission eingereicht, aus Protest dagegen, dass ihre Beschlüsse bezüglich der Verfahrensweise zur Verkündung dieses Beschluss ignoriert wurden. Im April 2009 habe ich als Mitglied der Synode den Antrag gestellt, den Bischof der Kirche - als Agenten der SB - mit sofortiger Wirkung in den Ruhestand zu versetzen. Um nicht zuzulassen, dass dieser Antrag behandelt werden musste, wurde ein solches Synodalverfahren angenommen, um vor der Notwendigkeit, ihn zu behandeln, den Fall des Bischofs der Kirche anders zu lösen: Seine Amtszeit wurde um ein Jahr verkürzt, er wurde für weitere 8 Monate im Amt belassen, wonach ihm die vollen Altersrenten- und Sozialrechte eines Bischof Emeritus gewährt wurden, obwohl er sein Amt keine volle Amtszeit ausgeübt hat und er sich bis zum Schluss nicht zu einer Zusammenarbeit mit der SB bekannt hat. Ganz zu schweigen davon, dass er für sie um Entschuldigung gebeten hätte.

Im Mai 2009 entschied das Wahlgremium für den Militärbischof in geheimer Abstimmung, mich nicht für eine weitere Amtszeit auf dem Posten als Evangelischer Militärbischof zu wählen. Im Wahlgremium saß der Bischof - SB-Agent, der lediglich formal die Leitung des

Wahlverfahrens an den Synodalvorsitzender übergeben hatte, und am Gespräch mit mir und der Abstimmung selbst nahm er persönlich teil. Formal, denn die Entscheidungen und Schritte waren schon vorher festgelegt worden. Wie aus von der Kirche unabhängigen Forschungen von Personen hervorgeht, die offene Forschungsprogramme im IPN haben, saßen im 13köpfigen Wahlgremium zum Militärbischof mindestens 4 Personen, die als Inoffizielle Mitarbeitern von Diensten der Volksrepublik Polen registriert waren. Zur gleichen Zeit saßen in der 8köpfigen Bischofskonferenz, die auf die Tatsache, dass ich meines Amtes als Militärbischof beraubt wurde, lediglich mit vier individuellen Stimmen der Unzufriedenheit reagierte, "pro forma", 6 Bischöfe, die als Inoffizielle Mitarbeiter der SB registriert waren.

Die Gründe für diese Entscheidung sind mir nie mitgeteilt worden. Letztendlich wurde mir auch die Möglichkeit verweigert, dass die Synode meinen Widerspruch gegen die Wahl behandeln würde, der mit formellen Vorbehalten gegen die Prozedur begann, die nicht mit der Wahlordnung übereinstimmte, und im Weiteren auf die historischen Verwicklungen einiger Personen aus dem Wahlgremium verwies. Nach dieser Ablehnung der Synode unterzeichneten am 17. Oktober 2009 das Schreiben an den Minister für Nationale Verteidigung, dass ich mit sofortiger Wirkung vom Posten als Evangelischer Militärbischof abberufen worden sei, "aufgrund interner Angelegenheiten der Kirche" der ehemalige SB-Mitarbeiter, IM Janusz (zweieinhalb Monate, bevor er frühzeitig seines Amtes als Bischof der Kirche enthoben wurde), sowie der vom Geheimdienst des Militärischen Grenzschutzes der Volksrepublik Polen als IM Piotr registrierte Vize-Präsident des Konsistoriums. Ja, mein Leben, meine geistliche Berufung sowie mein bischöflicher Dienst wurden letztendlich Ziel des Angriffs der Epigonen der kommunistischen Dienste in der Evangelisch-Augsburgischen Kirche und von den für sie charakteristischen Vorgehensweisen. Hoffentlich ihr letztes Ziel.

"Die Vergangenheit ist nie völlig vergangen" ó schrieb Mitte der 90er Jahre Timothy Garton Ash im Kontext der Zersetzung und Zusammenarbeit der Bevölkerung von kommunistischen Ländern mit den geheimen Diensten dieser Machthaber. Fast genau 20 Jahre, nachdem Polen die volle Souveränität erlangt hatte, hatte diese Vergangenheit auch mich erwischt. Allerdings nicht meine Vergangenheit, sondern ihre Vergangenheit. Die Vergangenheit der Kirchenmenschen, die diese bereit sind, vor der Kirche und der Öffentlichkeit um jeden Preis zu verstecken, den sie nach diejenigen bezahlen lassen, die Wahrheit in der Kirche, Wahrheit über die Kirche fordern.

Ein solcher Epilog meines bisherigen Lebensweges, meiner Gewissensentscheidungen, meines seelsorgerischen Dienstes für die Soldaten der Polnischen Armee, und beim heutigen Stand der Dinge auch meines bischöflichen Dienstes in der Evangelisch-Augsburgischen Kirche der Republik Polen, ist nicht der schlimmst mögliche Epilog. Ich war bereit, in kommunistischen Zeiten einen höheren Preis dafür zu zahlen, um dem treu zu bleiben, an das ich geglaubt habe und glaube, und letztendlich auch, um mir selbst treu zu bleiben. Hätte ich in den vergangenen Jahren anders gehandelt, wäre der Birkenwald vor dem mir gut bekannten Militärflugplatz in Smolensk am 10. April 2010 auch der Ort meines Sterbens geworden. So lange, wie Gott es will, werde ich der Kirche dienen, ohne in ihr irgendeinen Posten auszuüben, wenn die Kirche entschieden hat, die Verlogenheit der ehemaligen SB-Agenten zu honorieren, den weiteren Dienst der Bischöfe, Geistlichen und weltlichen kirchlichen Mitarbeiter, die als Inoffizielle Mitarbeiter der SB registriert waren, ohne ehrliche Verifizierung, und wenn eine solche stattgefunden hat und die in der Vergangenheit eingetretenen und dokumentierten Fakten bestätigt hat, ohne ein Wort der Entschuldigung und ohne ein Wort der Bitte um Vergebung für die inoffizielle Zusammenarbeit mit den Diensten des kommunistischen Systems. Im Lichte meiner Lebensentscheidungen kann ich mir keinerlei Form vorstellen, die Tatsache zu akzeptieren, dass die Kirchenleitung der enttarnte Bischof - SB-Agent und Lügner bei der Durchleuchtung nicht stört, der weiteren Geistlichen die Hände auflegt, wenn er sie zu Bischöfen weiht, und diese Geistlichen ganz deutlich bereit sind, eine historische Am-

nesie zu akzeptieren, öffentlich gemachte Sünden der Vergangenheit und öffentliche Empörung zu ignorieren. Ich bin nicht im Stande, die Tatsache zu akzeptieren, dass der aus dem Dienst entfernte Bischof - SB-Agent und Lügner bei der Durchleuchtung weiterhin die Evangelisch-Augsburgische Kirche im Polnischen Ökumenischen Rat repräsentiert und somit die Kirche in Außenkontakten.

Ich bekenne das nicht aus Groll gegen meine Kirche, sondern aus Mitgefühl mit meiner Kirche, die über zwanzig Jahre lang nicht an der Quelle ihres Glaubens die geistliche Erkenntnis und Kraft gefunden hat, um sich in Wahrheit ihrer Vergangenheit zu stellen, ohne diejenigen an den Rand zu schieben und auf diesem Weg zu verlieren, die nicht í **zwei verschiedenen Königreichen** dienen wollten. Es tut mir leid um meine Kirche in ihrem gegenwärtigen Zustand, dass sie weder Erkenntnis noch Kraft gefunden hat, um sich und ihren einst gefallenen Dienern zu helfen, den Fluch der lange Jahre im Niedergang verweilenden Zusammenarbeit mit Diensten eines Systems abzuwerfen, das der Kirche gegenüber feindlich eingestellt war, und statt dessen ihnen eine eigenwillige Karikatur der reformatorischen Lehre über die Entschuldung biete: die Entschuldung des Sünders über Verschweigen seiner öffentlich gewordenen, geheimen Sünden der Vergangenheit.

Ich bereue nicht, dass ich es versucht habe. Ich hatte geglaubt, dass es in der Kirche des Wortes Gottes und der Gnade Gottes anders sein kann, dass sie in diesem Hinblick in Polen eine Ausnahme werden könnte. Trotz allem verliere ich diese Hoffnung noch nicht endgültig.

*Aus dem Polnischen übersetzt von Sonja Stankowski*

## Lebensbilder aus der DDR

*Sabine Beck / Klaus-Dieter Cyranka / Norbert Peikert*

Leicht veränderter Tonbandmitschnitt von der Tagung  
Moderation: Annemarie Franke

*Die Moderatorin Annemarie Franke (Direktorin der Stiftung Krzy owa/ Kreisau) stellt die drei Personen namentlich vor und schildert den Ablauf des Abends. Zunächst werden die genannten Personen auf dem Podium von ihren Erfahrungen in den Zeiten der DDR erzählen, danach werden auch die Zuhörenden im Publikum Gelegenheit erhalten, von sich zu berichten, Fragen zu stellen und zu diskutieren.*

### **Erinnerungen aus der Nachkriegszeit und die Frage: Bleiben oder Gehen**

*Herr Peikert:*

„Lebensbilder aus der DDR“ ist unser Thema. Wir werden unsere eigenen Lebenserfahrungen in der DDR schildern, Anteile, die uns wichtig sind oder die uns charakteristisch erscheinen. Mein Name ist Norbert Peikert, ich komme aus Dresden, bin katholischer Theologe, aber nicht Priester. Ich habe nach dem Theologiestudium Psychologie studiert und später in der Beratung gearbeitet. Als Mitarbeiter in der Beratung bin ich jetzt auch hier.

*Frau Beck:*

Ich bin Sabine Beck, komme aus Halberstadt und bin 1945 geboren. Beruflich habe ich an verschiedenen Stellen gearbeitet, als Pfarrerin in der Gemeinde, in der Ausbildung, in der Weiterbildung, in der Ehe- und Familienberatung und zum Schluss als Leiterin einer Telefonseelsorge.

Wenn ich gleich mal kurz etwas zum Thema sagen kann: Meine früheste politische Erinnerung ist, dass bei uns sonntags am Mittagstisch normalerweise viele Gespräche stattfanden, kein Wunder bei drei Brüdern und einer Schwester. Aber um 13:00 Uhr pflegte mein Vater zu sagen: „Ruhe, Ruhe, jetzt spricht Matthias Salden vom Sender Freies Berlin.“ Dann hatten wir alle still zu sein, es hatte Ruhe zu herrschen. Das ist eine meiner frühen Erinnerungen. Die anderen meiner frühesten Erinnerungen, wo ich mit Politik in Beziehung kam, das war am 17. Juni 1953 mit acht Jahren, am Tag des Aufstandes in der DDR. Alle Geschäfte waren geschlossen. Ich ging mit meiner Mutter die Straße hinunter, am Gartenzaun traf sie eine Nachbarin. Mir ist es noch wie heute in Erinnerung, dass meine Mutter sagte: „Heute sehen die Menschen alle so glücklich aus.“ Ich hatte allerdings nicht so ein Glücksgefühl, ich hatte nämlich eine panische Angst, weil ich dachte: Am nächsten Tag habe ich Geburtstag und dann haben die Geschäfte immer noch geschlossen.“

---

*Pfarrerin i.R. Sabine Beck*; Lehrsupervisorin in der Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie (DGfP); Leitung von Seelsorgekursen und Ausbildung in der Telefonseelsorge.

*Pfarrer i.R. Klaus Dieter Cyranka*; Lehrsupervisor in der DGfP; bis zum Ruhestand Leiter des Seelsorgeseminars Halle/Saale; Mitglied der Gesellschaft für Interkulturelle Seelsorge und Beratung ó SIPCC; dort über viele Jahre Schatzmeister.

*Norbert Peikert*; Theologe und Psychologe; ehemals Leiter der katholischen Beratungsstelle in Dresden.

*Herr Cyranka:*

Mein Name ist Klaus Dieter Cyranka. Es ist kein deutscher Name. Man kann ihn aus dem Polnischen ins Deutsche übersetzen: Cyranka ist die Krickente.

Ich bin von Beruf Pastor, komme ursprünglich aus Mecklenburg, wohne seit vielen Jahren in Halle/Saale. Ich habe viele Jahre in der Seelsorgeaus- und Weiterbildung gearbeitet und bin auch noch sehr engagiert in der Ausbildung in der Telefonseelsorge. Ich wurde 1938 geboren. Meine ersten politischen Erfahrungen habe ich 1945 gemacht, in der Zeit bis 1946. Diese Erfahrungen waren sehr prägend. Dazu möchte nachher mehr sagen.

*Herr Peikert:*

Ich bin 1934 geboren und nach dem Krieg mit meinen Eltern in Salzwedel unmittelbar vor der Grenze zu Niedersachsen gelandet. Ich habe das Kriegsende noch sehr lebendig in Erinnerung. Nachkriegszeit bedeutet für mich die Abwanderung großer Scharen von Menschen, die aus der DDR in dieses Grenzgebiet kamen und bereits 1947 abzuwandern begannen. Die Grenzen waren damals relativ offen. Es war also sehr leicht, die sowjetische Besatzungszone zu verlassen. Eine intensive und mich beunruhigende Erfahrung war die Anfrage meiner Eltern an uns, meine Schwester und mich, ob wir in diesem Land bleiben wollen. Und dann begründete mein Vater, warum er in der sowjetischen Besatzungszone bleiben wollte: "Wir dürfen dieses Land nicht den Sowjets und damit dem Atheismus überlassen." Das war eine Begründung, die ich übernehmen konnte, deren Hintergründe ich aber wenig verstanden habe. Diese Begründung ist aber tragend geblieben, denn einige Jahre später habe ich mich noch einmal so entschlossen. Ich habe nach meinem Theologiestudium als Zweitfach Psychologie an der Freien Universität in Berlin studiert, also im šWestenō. Die Grenzen waren noch offen. Damals bin ich in der DDR aus der gleichen Überzeugung geblieben: "Wir können dieses Land nicht einfach šdenenō, den Kommunisten, überlassen, es ist meine Heimat, ich sehe meine Verantwortung hier. Ich kann nicht einfach gehen!"

*Herr Cyranka:*

Ich habe die heranrückende russische Front in Quedlinburg erlebt und erinnere mich, wie wir aus Sicherheitsgründen aus der Stadt ins Torfmoorgebiet geflüchtet sind. Erst später habe ich mitbekommen, dass damals die Leute sagten: "Das schwere Militärgerät kann da gar nicht hin, die lassen euch dort in Ruhe, die ziehen weiter." Und so war es dann auch. Als wir wieder in die Stadt zurückkehrten, war zum Glück unser Haus heil geblieben.

Vier Wochen vorher gab es nachts einen Alarm. Wir flüchteten ins Landratsamt, dort war ein Luftschutzkeller. Als wir ankamen, war er voller Menschen. Meine Mutter schob einen Kinderwagen, mein Bruder war gerade fünf Monate alt. Und dann kamen plötzlich die Russen herein. Die Russen holten sich Frauen, die sich heftig wehrten. Zu meinem Entsetzen hörte ich, wie ältere Männer sagten: Die Frauen sollen sich doch nicht so haben, sie bringen uns sonst alle in Gefahr. Ich wäre bei diesen Worten fast erstickt. Über dieses Erlebnis konnte ich sehr lange mit niemandem reden. Dieses Erlebnis hat meinen Weg sehr geprägt. Nur allmählich haben sich meine Einstellungen verändert, mir waren die Russen ungeheuer.

In unserem Haus gab es Zwangseinquartierungen. Davon will ich nur eine Sache erzählen: Uns wurde ein Ehepaar eingewiesen, er war Offizier, sie war Ärztin, auch im Offiziersrang, beide Russen. Wir hatten noch eine andere Einquartierung im Haus, ein 20jähriges Flüchtlingsmädchen. Eines Nachts wache ich durch einen unheimlichen Krach im Haus auf, ein mongolischer Offizier wollte offenbar dieses junge Mädchen vergewaltigen, aber der russische Offizier ging dazwischen. Es gab eine Auseinandersetzung mit der Waffe, der russische Offizier gewann schließlich den Streit. Danach ist zwischen dem Ehepaar und uns ein sehr vertrauliches Verhältnis entstanden. Damals 1946 habe ich auch zum ersten Mal die Worte gehört: "Stalin nix gut!" Damit ist mir noch einmal eine ganz andere Welt begegnet.

*Frau Beck:*

Diese frühe Zeit ó bevor es die DDR gab ó habe ich bewusst nicht erlebt, aber mittelbar habe ich doch einiges mitbekommen, weil meine Eltern in Schlesien wohnten. Sie wurden 1945 ausgesiedelt und blieben zunächst in Görlitz hängen. Meine Mutter hatte die Hoffnung, irgendwann doch wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Vater war zu der Zeit in russischer Gefangenschaft.

Ich möchte aber noch einmal die Frage von Norbert aufnehmen und erzählen, warum ich in der DDR geblieben bin. Ich hatte einfach nie die Idee, das Land zu verlassen. Das lag sicher zu einem guten Teil daran, dass mein Vater als Gärtner arbeitet, als er aus der Gefangenschaft kam. Er war also ein Arbeiter im šArbeiter- und Bauernstaatö. Wir fünf Geschwister hatten deshalb die Möglichkeit zu studieren. Mit dem Geld, das wir als Stipendien erhielten, sind wir auch alle zurechtgekommen. Wir konnten alle davon leben, wir fanden alle einen Beruf und Arbeit, Arbeit, die wir liebten. Die Familie sollte zusammen bleiben, das war unser Gedanke. Zum anderen wurde aber auch immer wieder gefragt: Wenn alle gehen, was soll dann aus unserem Land werden? Es müssen auch welche bleiben, die eine kritische Distanz zum System behalten.

*Herr Cyranka:*

Warum ich geblieben bin: Zunächst war das eigentlich auch toll, als es wieder aufwärts ging. Ich erinnere mich schwach daran, dass es gleich nach dem Zusammenbruch eine Wahl gegeben hat. Erst ein paar Jahre später habe ich erfahren, dass die Leute, die damals demokratisch gewählt worden waren, wie durch eine Ermächtigungshandlung der Kommunisten in einer Nacht und Nebel Aktion alle abgesetzt worden waren und dass Kommunisten ihre Positionen besetzten.

Ich habe in der Schule erlebt, wie wir zunehmend mit Propaganda bearbeitet wurden. Wir sollten überzeugt werden, sozialistisch zu denken und der Kirche den Rücken zu kehren. Warum ich das nicht gemacht habe? Ich habe gelernt, wenn man im Sozialismus geradeheraus sagte, was man dachte und was man glaubte, dann wurde man dafür auch respektiert. Ich habe durch diese offene Rede viele andere Leute getroffen, die ähnliche Einstellungen hatten wie ich. Über die kirchliche Gemeinde und die Arbeit dort hat sich gefestigt, dass wir auch unter schwierigen Bedingungen leben können, nicht sozialistisch, sondern vom Glauben getragen.

*Frau Beck:*

Das ist auch meine Erfahrung, dass dann, wenn jemand sehr klar und entschieden sagte šDas will ich nichtö, eher in Ruhe gelassen wurde, als wenn man seine Überzeugung schwammig hinter dem Berge hielt.

Ich möchte noch einen anderen Punkt anführen, was mir an der Bundesrepublik nicht gefallen hätte und weshalb ich blieb. Die Frauen meiner Cousins in der Bundesrepublik blieben zuhause und passten auf die Kinder auf. Das war genauso, wie das meine Mutter auch machte. Das aber hatte ich mir für mich nie erträumt. Ich wollte arbeiten, ich wollte selbstständig sein, ich wollte wirtschaftlich unabhängig sein, und dazu gab mir die DDR mit ihren Kindereinrichtungen die Möglichkeit.

## **Erfahrungen in Schulzeit und Studium**

*Herr Peikert:*

Ich wollte auf die Oberschule, also aufs Gymnasium. Ich wurde aber abgelehnt, vor allem wegen der Beziehungen meiner Eltern zur Kirche. Deshalb wurde ich zu einem Gespräch zum Schulrat beordert. Er verlangte von mir, dass sich sofort in die FDJ eintreten sollte, also in die Jugendorganisation. Dann bekäme ich einen Platz in der Oberstufe. Meine Eltern rieten mir

zu, der Pfarrer auch. Ich trat also in die FDJ ein und es ging gut bis in die elfte Klasse, bis 1953 am 17. Juni. Bis dahin blieb ich unbehelligt, obwohl die Schule meine Meinung kannte. Trotzdem wurde ich sogar in die Schulgruppenleitung gewählt und gehörte eine Zeitlang dazu. Aber 1953 vor Ende des Schuljahres, also im Sommer, da wurden ich zusammen mit einigen anderen als Saboteure der FDJ šentlarvtō und in einer großen Schulversammlung aus der FDJ ausgewiesen und anschließend auch aus der Schule entfernt, rausgeschmissen.

*Herr Cyranka:*

Daran möchte ich unmittelbar anschließen. Drei Jahre später war das bei mir so: Ich sollte nicht zur Oberschule, aber ich bin doch dahin gekommen. Ich hatte nämlich die Absicht, die kirchliche Laufbahn einzuschlagen. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, Pastor zu werden. Meine Mutter wollte das nicht. Mein Vater ó meine Eltern waren geschieden ó hatte sowieso nicht rein zu reden. Irgendwie ist es aber doch gelungen, dass ich doch zur Oberschule kam. In der Oberschule muss ich ziemlich viel Unruhe gestiftet haben, weil ich mit den Klassenkameraden sehr viel diskutierte. Viele sind mit in die junge Gemeinde gegangen. 1957 war nach dem 17. Juni nochmal ein Stichtag. Margot Honecker (seit 1948 Sekretärin des Zentralrates der FDJ und Vorsitzende der Pionierorganisation Ernst Thälmann, dann seit 1953 Frau des Staatsratvorsitzenden Erich Honecker) hatte sich einfallen lassen, von allen Schülern und Studenten die *Selbstverpflichtung* einzufordern, freiwillig auf die Reise in die Bundesrepublik Deutschland und ins kapitalistische Ausland zu verzichten, um den Bonner Ultras eine Absage zu erteilen. Damals, glaube ich, wurde zum letzten Mal bei uns in der Schule ganz heftig diskutiert ó und wie ich dann später mitbekam, auch in anderen Schulen. Im Verlauf dieser Diskussion ging es sehr heftig zu. Einen Tag später bekam ich die Aufforderung, den Antrag zu stellen, die Schule zu verlassen. Das habe ich natürlich verweigert. Und dann gab es ein großes Verfahren und ich wurde von der Schule entfernt. Später hörte ich, dass 1957 fast an allen Oberschulen immer ein solches šExemplarō gewesen war.

Interessant war, welche hochnotpeinlichen Fragen sie mir in dieser Auseinandersetzung vor dem pädagogischen Rat gestellt haben. Ich sollte erstens die Frage beantworten, warum meine Leistungen im Fach Russisch so schlecht seien. Meine Antwort: Naja, ich hätte viel öfter Gelegenheit, mit Leuten Englisch zu reden als mit Leuten Russisch, weil wir mit den Russen überhaupt keinen Kontakt hätten, obwohl sie bei uns stationiert seien. Das hat Empörung ausgelöst, wie ich so über die sowjetischen Freunde reden könnte. Die zweite Frage, die ich beantworten sollte: Wer denn wohl schuld an der Teilung Deutschlands hätte. Da habe ich gesagt: Die vier Siegermächte, die haben beschlossen, Deutschland zu teilen und sie hätten sich bis heute nicht einigen können, dass es wieder zusammen kommen könne.

*Frau Beck:*

Norbert, an einem Punkt ähneln sich unsere Erfahrungen. Ich wollte auch nicht in die FDJ eintreten. Dann aber wurden die Anträge zum Beitritt zurückgehalten, bis auch alle in der Klasse den Antrag eingereicht hätten. Da fühlte ich mich sehr unter Druck. Da ich aber mit dieser Organisation nichts im Sinne hatte, wurde ich eines Tages in der zehnten Klasse mit zwei anderen Mitschülerinnen nach dem Unterricht zurückgehalten. Es war schon nach dem Mauerbau. Wir fanden uns einem Forum gegenüber, das uns eröffnete, wir wären kontraproduktiv für die FDJ und wir würden aus der Schule fliegen. Das war für uns alle erst einmal ein Schock und kam wie aus heiterem Himmel. Was würde das für die Zukunft bedeuten? Dennoch war es ein Erfolg. Erst einmal fanden wir es recht schön, weil wir dadurch eine gewisse Narrenfreiheit hatten. Wir mussten nicht wie die anderen zu den Maidemonstrationen gehen usw.

Vorausgegangen war bei uns in der Schule, dass ein Schüler aus der Schule flog, weil er irgendetwas gemacht hatte, ich weiß nicht mehr was. Als ich an dem Tag in die Schule kam, wurde ich von Lehrern befragt, was ich denn zu der Schulentlassung dieses Schülers sagen



würde. Ich sollte meine Meinung zu dem Rauswurf äußern. Aber ich antwortete: „Dazu sage ich nichts, denn was soll ich dazu sagen?“ Wenn ich gesagt hätte, ich fände es gut, dann würde ich gegen meine eigene Überzeugung sprechen. Wenn ich gesagt hätte, es sei schlecht, wäre es gleich mein „Todesurteil“ gewesen. Darum sagte ich nur, dazu nichts zu sagen zu haben. Am nächsten Tag prangte auf der Wandzeitung: „Die Schülerin Sabine hatte zu der Entlassung des Schülers keine Meinung.“ Das war auch nicht so gut.

*Herr Peikert:*

Mein Rauswurf aus der Schule war das eine, was mich erschreckt hat. Das zweite aber, fast schlimmere, war, dass meine Eltern nun eine Hausdurchsuchung befürchteten. In diesem Zusammenhang hat mein Vater alle meine Briefe von meinen Freunden und meine Tagebücher verbrannt. Das hat mich in eine Vertrauenskrise gestürzt. Ich war sehr entsetzt über die Angst meiner Eltern. Auf der einen Seite wollten sie in diesem Land bleiben, auf der anderen Seite waren sie panisch vor Angst. Dieses Verhalten entzog mir zu einem ganz wesentlichen Teil die Basis dessen, was ich heute Vertrauen nennen würde. Es folgte eine aggressive Ablösung von meinen Eltern und schuf Voraussetzungen für mein Erwachsenwerden.

*Frau Beck:*

Ich muss noch etwas zur Schulsituation ergänzen. Ich habe immer den Eindruck gehabt, dass die Schulzeit, die Oberschulzeit, eigentlich die grässlichste Zeit meines Lebens war, auch deshalb, weil ich ständig dankbar sein sollte, dass sich auf dieser Schule sein durfte, dass mir überhaupt die Gnade zuteilwurde, dass ich Abitur machen durfte. Und dann noch dieses ständige Gefühl, ich müsse ständig lavieren. Das fand ich ganz fürchterlich.

*Herr Cyranka:*

Ich habe jetzt wieder ein Bild vor mir, wie das 1957 mit der Selbstverpflichtung war. Wir wurden in der Klasse gefragt: "Wer ist denn nun dafür, sich zu verpflichten?" Ich meine, dass es zunächst etwa vier oder fünf Minuten dauerte. Dann meldete sich der erste und guckte sich um, dann der zweite usw. Schließlich blieb ich noch übrig. Das brachte für unsere Schuldirektorin das Fass zum Überlaufen.

Ich war all die Zeit über Mitglied in der FDJ, ich war zeitweilig sogar auch Freundschaftsratsvorsitzender. Ich bin zunächst dem Jugendverband unter ganz anderen Vorzeichen angetreten. Das war auch alles gut gegangen.

Als ich die Schule verlassen sollte, bin ich zur Kreisleitung gegangen und habe beschrieben: So und so ist das und die wollen mich jetzt von der Schule werfen. Ich möchte euch bitten, dass ihr mir in dieser Situation beisteht. Darauf wurde überhaupt nicht geantwortet. Am nächsten Tag wurde die Schülervollversammlung einberufen. Meine Austrittserklärung, die ich danach abgegeben hatte, wurde beiseitegelegt. Die Schüler mussten mich in dieser Versammlung aus der FDJ ausschließen. Das habe ich nachher mitbekommen, dass *die Schüler mich ausschließen mussten*, denn das war das übliche Verfahren.

Es hatte auch kein Erwachsener das Recht, aus der Partei auszutreten. Wenn er den Wunsch danach äußerte, wurde er rausgeschmissen. Mich hat der Rauschmiss nicht weiter gestört, weil ich sofort die Fühler ausgestreckt hatte, was ich machen könnte, um Pastor zu werden. Ich hatte herausgefunden, dass es das theologische Seminar in Leipzig gab ó unter kirchlicher Hoheit. Dort konnte ich studieren.

Von der Schule aus hatte ich das Verbot erhalten, ab sofort das Schulgebäude zu betreten, und die Auflage, ich solle mich am Freitag beim Arbeitsamt melden. Das war beim Landratsamt. Da bin ich natürlich hingegangen. Dort empfing mich jemand und holte aus seinem Schreibtisch eine Akte hervor. Dieser Mensch tat so, als ob er gar nicht wüsste, um was es ging. Dann sagte er: Wir haben beschlossen, dass Sie zunächst einmal ein Jahr lang im Torf arbeiten. Ich

sollte also MoorOffiziersanwärter werden. Oder aber es gebe auch noch die andere Möglichkeit, sagte er, nach Eisenhüttenstadt zu gehen und den Beruf des Stahlwerkers zu lernen. Ich war damals in einer Ablösephase (zu Herrn Peikert) die Ablösung von den Eltern war schon passiert (vom Staat löste ich mich). Diesem Mann sagte ich: Nein, beides gefällt mir nicht. Ich hätte nach Meinung dieses Mannes und der Verantwortlichen des Staates eigentlich zerknirscht sein sollen. Aber ich setzte fort: Nein, dann studiere ich lieber - im theologischen Seminar. Mein Gesprächspartner wurde bleich. Er sagte nichts mehr, stand auf und ging. Das muss die, die mich klein kriegen wollten, unheimlich wütend gemacht haben.

Ich hielt danach weiter Kontakt zu meinen Schulkameraden, ich schrieb ihnen aus Leipzig. Einer der Schulkameraden gab einen solchen Brief weiter. Daraufhin kam jemand von der Nationalen Front aus Berlin angereist und bearbeitete meine Klasse so, dass sich alle verpflichteten, jeglichen Kontakt mit mir abubrechen. Als ich das nächste Mal in den Ferien nach Hause kam und ein Schulkamerad mir begegnete, ging er auf die andere Straßenseite - ich wusste nicht warum. Nach der Wende kam heraus, dass diese Klasse weder nach dem Abitur noch nach der Wende ein Klassentreffen zu Stande brachte. Erst vor vier Jahren gab es ein Klassentreffen und ich wurde dazu eingeladen. Es endete in einem Debakel. Meine Klassenkameraden erinnerten sich überhaupt nicht mehr, warum und wieso ich von der Schule geflogen war. Mehrere erklärten mir wortreich, ich müsste sie doch verstehen, und das habe ich zum Teil sogar. Sie wären Flüchtlingskinder gewesen, der Staat habe sie gefördert, sie verdankten ihren Beruf, ihre Ausbildung, ihre Stellung, sie verdankten das alles dem Staat. Es war nicht möglich, zu einem Dialog und zu einer Verständigung zu gelangen. Das hat mich am meisten erschüttert.

### **Zeiten der Berufsarbeit und Kontakte der Staatssicherheit**

*Herr Peikert:*

Ich möchte nun zu meiner beruflichen Tätigkeit kommen. Ich habe in Dresden die erste Ehe-, Familien und Lebensberatungsstelle, die es in der Stadt gab, unter dem Dach der Kirche aufgebaut. Und ich habe mehrfach unter verdeckten Bedingungen mit Mitarbeitern der Staatssicherheit zu tun gehabt, die unter allen möglichen Vorwänden kamen und Kontakt suchten. Drei habe ich deutlich erkennen können, weil sie zu ungeschickt waren. Sie stellten mir vor allem Fragen nach meiner Position zur Ausreise, also zum Verlassen der DDR.

Es gab Beratungen mit Menschen, die von der Staatssicherheit beobachtet wurden und die im Verdacht standen, politisch auffällig zu sein. Ich denke an einen Fußballer, der in der Nationalmannschaft der DDR spielte, und der aus familiären Gründen unter erheblichen Druck geraten war. Er sagte, dass er nicht zur üblichen Zeit in die Beratungsstelle kommen dürfe, weil er ständig überwacht werde. Mit ihm habe ich Termine um 4 Uhr morgens vereinbart. Wir haben uns also morgens um 4 Uhr getroffen und unsere Gespräche geführt. 1996 habe ich dann in meiner Akte gefunden, dass der Staatssicherheitsdienst auch das mitbekommen hat, aber *mir* daraus keinen Strick gedreht hat. Zweimal wurde in die Beratungsstelle eingebrochen, der Stahlschrank und der Panzerschrank waren aufgebrochen und die Akten lagen herum. Aber die Akte, die sie suchten, befand sich nicht in den Schränken. Das war *eine* Situation, die mich betraf.

Eine *andere*: Ich hatte damals den Auftrag des Bischofs, mich um die Priester und deren Familien zu kümmern, und persönliche Beziehungen zu denen zu halten, die aus zölibatären Gründen den priesterlichen Dienst nicht mehr ausüben durften. Diese Personengruppe, die 1967/68 in einer besonderen Weise an Zahl zunahm, geriet unter einen erheblichen politischen Druck, denn diese Priester mussten sofort ihre Pfarrämter verlassen. Sie mussten den Dienst quittieren, sie bekamen aber weder Wohnung noch Arbeit. Beides war miteinander

geknüpft, wer keine Arbeit hatte, bekam keine Wohnung und wer keine Wohnung hatte, bekam keine Arbeit. Die Männer saßen auf der Straße.

In diesem Zusammenhang habe ich zwei Gespräche mit Offizieren der Staatssicherheit gehabt, die sich ganz offiziell anmeldeten, weil sie meinen Namen immer wieder genannt bekamen. Sie fragten mich: „Wieso kann sich Kirche so verhalten, dass hochqualifizierte, lang im Dienst befindliche Männer aus dem Dienst entlassen werden, nur weil sie heiraten wollen?“ Die Staatssicherheit nahm an, das sei ein bewusst gezielter Unterwanderungsakt der Kirche: Die schickt nun ihre Männer in die Betriebe, um auf diese Weise eine Form von Missionierung zu betreiben.

Die tatsächlichen Zusammenhänge, nämlich theologische Begründungen, waren den Stasimitarbeitern absolut nicht plausibel zu machen. Sie sind ja auch vielen Kirchenmitgliedern damals und auch heute nicht verständlich, weder aus theologischen noch aus menschlichen Gründen. Dies ist eine nach wie vor außerordentlich umstrittene Position der Kirche.

*Frau Beck:*

Mit der Staatssicherheit hatte ich auch zu tun. Was in der Beratungsstelle geschah, war immer etwas Mysteriöses für sie. Man machte etwas, wo viele Leute hinkamen, ohne dass es der direkten Kontrolle zugänglich war. Deshalb schleuste sich immer mal einer, der angeblich ein Problem hatte, ein. Das war aber immer so verquer und meistens kamen Personen mit dem Name „Müller“ ó ein verdächtiges Indiz.

Ich bot damals zu pädagogischen und theologischen Fragen Abende in der Stadt an. Es kamen teilweise bis zu 100 Personen. Ihr, Norbert und Klaus, wart ja auch manchmal als Vortragende da. Von diesen Treffen wurde bei der Staatssicherheit berichtet.

Einmal hatte ich eine persönliche Begegnung, jemand meldete sich an und wollte mich für die Staatssicherheit werben. Ich lebte in einer diakonischen Einrichtung, die Stasi war immer daran interessiert, in solchen Einrichtungen Informanten zu haben. Als wir den Termin abgemacht hatten, sprach ich mit meinem Mann und bat ihn, er solle nach einer Viertelstunde in das Zimmer kommen. Das Treffen lief dann so ab: Wieder kam ein „Herr Müller“ und fragte, ob ich alleine sei. Dann erzählte er mir: „Wissen Sie, dass ich Sie verteidigen muss? Sie waren doch neulich im Thüringischen mit einem Italiener zusammen und dann haben sie da und da gegessen und da und da haben sie übernachtet.“ Das stimmte zwar nicht genau, aber ungefähr. Nach einer Viertelstunde kam mein Mann und ich sagte zu ihm: „Stell dir vor Rainer, die haben genau protokolliert, wo ich mit Aldo war und wo wir gegessen haben und wo wir uns aufgehalten haben.“ Der Mann verabschiedete sich sehr schnell und kam auch nicht mehr wieder. Das war so eine Masche, die Stasi dachte, das wäre etwas Außereheliches und sie könnten mich unter Druck setzen. Als mein Mann den „Herrn Müller“ dann verabschiedete und sagte: „Auf Wiedersehen, Herr Schmidt“, hat er auch nicht widersprochen.

*Herr Cyranka:*

Die Geschichten mit der Stasi waren immer interessant. Unser Bischof in Mecklenburg hatte immer gesagt: „Achtet darauf, wenn euch Mitarbeiter besuchen, sagt denen: Ich werde das meinem Bischof weitersagen, ich bin dazu verpflichtet.“ Das hat in der Regel das Ende dieser konspirativen Beziehung bedeutet, weil es eine interne Anweisung von Seiten der Stasi gab, die Kontakte müssten konspirativ bleiben. Ich könnte das jetzt noch anreichern.

Ich will aber noch etwas ganz anderes zu diesem Thema sagen. Beim Trabant, also diesem DDR-Auto und ich war auch Trabantfahrer, gab es ein großes Problem. Er blieb öfter stehen, nicht weil das Benzin alle war, sondern weil der Unterbrecher streikte. Aber man lernte, das selber zu reparieren. Warum ich dies erzähle? Ich denke, die Stasi hatte die Funktion, dafür zu sorgen, dass die Kontakte in der Gesellschaft permanent kontrolliert und im Bedarfsfall un-

terbrochen und umgelenkt wurden. Das ist der eigentliche Sinn der Stasi für mich gewesen, nicht um Leute ins Gefängnis zu bringen. Diese nachhaltige Störung der gesellschaftlichen Kommunikation, ist so vollendet gelungen, dass es gar nicht anders enden konnte als in einem Zusammenbruch.

*Herr Peikert:*

Eine meiner Aufgaben war die Beratung auch bei Personalfragen innerhalb der bischöflichen Dienststelle. Ich stellte eines Tages fest, dass sich diese Gespräche zu Personalfragen, die bisher regelmäßig stattfanden, plötzlich ausgesetzt waren. Offensichtlich war irgendetwas vorgefallen. Ich hatte mir anscheinend etwas zuschulden kommen lassen, worüber aber niemand mit mir redete. Bis mich eines Tages etwa ein halbes Jahr später der Bischof, nachdem sich die Beziehung zu ihm wieder etwas eingerenkt hatte, zur Rede stellte. Er warf mir vor, ich würde in der Beratung immer wieder Leute zur Scheidung auffordern. Für einen katholischen Bischof war dies ein außerordentlich problematisches, ja ein schuldhaftes Verhalten. Auch hätte ich mindestens zwei Frauen zum Schwangerschaftsabbruch aufgefordert. Ich konnte nachweisen, dass nichts von diesen Beschuldigungen stimmte, bis er mir einige Wochen später sagte, dass ihm dieses von Leuten, die bei mir in der Beratung gewesen seien, zugetragen wurde. Ich habe mir diese Leute genau beschreiben lassen, niemand von denen war bei mir gewesen. Woher diese Informationen kamen, war damit eindeutig.

In meiner Akte nach der Wende, habe ich gelesen, dass das Ziel aller Stasi-Tätigkeit und auch der IM-Tätigkeit - acht Mitarbeiter waren auf mich angesetzt - darin bestand, meine Persönlichkeit, wie es wörtlich hieß, zu *šzersetzen*ō, alles zu tun, die Glaubwürdigkeit, meine Glaubwürdigkeit in der Öffentlichkeit bzw. vor allen Dingen vor der Kirchenleitung zu zerstören. Und das genannte Beispiel war solch ein Versuch.

*Frau Beck:*

Mit der Staatssicherheit lebte man irgendwie, man wusste, dass die überall wartet. Aber ich muss sagen, besonders Angst hatte ich nicht. Aber wo ich wirklich an Grenzen kam, das war, als mein damaliger Verlobter wegen Wehrdienstverweigerung ins Gefängnis eingesperrt wurde und anderthalb Jahre da absitzen musste, bloß weil er die Waffe nicht in die Hand nehmen wollte. Eine andere Sache: Als ein Freund von uns eine Museumsleitung übernehmen wollte, wurde ihm gesagt, wenn er mit solchen Freunden wie den Becks befreundet sei, käme er für diese Aufgabe nicht in Frage. Das hat mich bis in mein Mark erschüttert. Ich denke, was man selbst tut, das verantworte ich auch für mich selbst. Aber dass man für andere eine Gefahr ist, das war schwer aushaltbar, das war wirklich schlimm.

Eine andere Sache, die mich auch immer beschäftigt und begleitet hat, war, dass man notgedrungen auch das Schicksal der Kinder mitbestimmen könnte und ihnen die Zukunftschancen nimmt, weil man selber aktiv und als Staatsgegner identifiziert ist. Zum Glück kam die Wende als unsere Tochter zur Oberschule gehen wollte, deshalb sind meine Befürchtungen nicht eingetreten. Ich möchte von einer heiklen Situation erzählen: Nach dem Kirchentag 1989 gab es eine Demonstration in Leipzig, an der ich mit meinen beiden Töchtern teilnahm. Wir wurden ständig massiv aufgehalten und gehindert, in die Innenstadt vorzudringen. Da hatte ich immer ein bisschen Angst und sagte zu meiner Tochter: *šZeig dich nicht so von vorne mit deinem Gesicht*ō. Der Übergang zur Oberschule stand an und ich dachte: Wenn sie jetzt fotografiert wird, dann kann sie sich die Oberschule an den Hut stecken. Die Situation mit dem Freund, der eine Museumsleitung übernehmen sollte, und die Geschichte mit meiner Tochter waren Punkte, wo ich Angst bekommen habe. Sonst habe ich immer gedacht: Was ich für mich tue, das kann ich gut verantworten. Ich muss sagen, da hatte man es einfacher im Schoß der Kirche als die Menschen sonst.

## Zu Folgen der kommunistischen Diktatur

*Herr Cyranka:*

So war es auch nicht verwunderlich, dass die Kirche für viele Leute ein Anziehungspol war, weil es da ein Dach gab, vieles nicht unter staatlicher Kontrolle stand und man sich relativ frei miteinander austauschen konnte. Es hat mich nicht überrascht, wie die Entwicklung weiterging.

Unsere Kinder haben noch eine ganz andere Situation in der Schule erlebt als ich als Schüler. Zunächst war in dem Dorf, in dem wir wohnten, unsere Älteste nicht bereit, Pionierin zu werden (Die *Pionierorganisation š Ernst Thälmann*õ, benannt nach dem Arbeiterführer Ernst Thälmann, war in der DDR die politische Massenorganisation für Kinder. Ihr gehörten seit den 1960er/1970er Jahren fast alle Schulkinder vom ersten bis zum siebten Schuljahr an. Die Pionierorganisation war der FDJ angegliedert.). Das hat auch nicht weiter Schwierigkeiten bereitet, weil die Situation im Dorf sowieso so klar war. Sie hat gesagt, sie passt da nicht hin. Unser Jüngster hat heftig revoltiert, er würde alles kurz und klein schlagen, wenn wir ihm verbieten würden, junger Pionier zu werden. Wir haben ihn dann gelassen, weil man als Eltern ja auch gehorchen muss, nein, alles andere wäre Unsinn gewesen. Nach zwei, drei Jahren war die Geschichte erledigt. Inzwischen hatte sich das System aber so verfeinert, dass ein Übergang geschaffen war von den Jungpionieren zu den Thälmann-Pionieren. Bei diesem Übergang wurden viele aussortiert und unsere Kinder haben sich bei der Gelegenheit aus diesen Organisationen auch verabschiedet.

Ich will nochmal versuchen, für mich ein Resümee zu ziehen. Ich denke, die DDR wollte diese permanente Bevormundung, dieses permanente in Abhängigkeit-Halten, dieses permanente unselbständig Sein bewirken. Man sollte gut funktionieren, aber nicht selbständig sein, nicht eigene Wege gehen. Es war ja auch verboten, die Sachen beim Namen zu nennen, die nicht in Ordnung waren. Sie wurden alle nach rechts und links beiseitegeschoben. Die Folgen, die sozialen Folgen, die Zerstörung sozialer Strukturen, werden durch diese Zeiten der Diktatur noch lange nachwirken. Ich glaube, man muss für positive Änderungen viel Geduld und Verständnis aufbringen und manche Leute, die immer noch den Zeiten nachtrauern, müssen aussterben. Anders ist das Problem nicht zu Ende zu bringen.

*Herr Peikert:*

In diesem Zusammenhang auch von mir noch einmal eine Bemerkung: Ich halte für eine der schlimmsten Folgen die Zerstörung, die systematische Zerstörung des Vertrauens untereinander, die an vielen Stellen bis heute nachwirkt. In ganz vielen Beratungen, die zunächst einmal gar nichts mit politischen Bedingungen zu tun zu haben scheinen, ist zu beobachten, dass eine der wesentlichen Störungen das nicht vorhandene Vertrauen der Menschen zueinander ist, und auf diese Weise eine Beziehung untereinander kaum gelingen kann.

Und eine andere Bemerkung: Mich erschüttert, dass wohl Religiosität an keiner anderen Stelle in der Welt in einer so zerstörten Weise erscheint wie in unserem Land. Ich bin sicher, dass einer der Hintergründe für die Religionslosigkeit zerstörtes Vertrauen ist. Religion sehe ich als Zugang zu Beziehungen, Beziehungen zu Gott und zu Mitmenschen leben zu können. Zerstörtes Vertrauen zerstört Beziehungen. An dieser Stelle werden wir unendlich lange brauchen, um eine Veränderung dieser Problematik, die ich tief in Menschen verankert finde, heilen zu helfen. Inwieweit dies überhaupt möglich ist, ich weiß es nicht.

*Frau Beck:*

Aber positiv war natürlich dann auch zur Wende, dass dadurch, dass wir nicht mit dem Staat identifiziert waren, helfen konnten, etwas Neues aufzubauen. Wir hatten in der Zeit der DDR viele Freunde, die sich in Gegnerschaft oder in kritischer Distanz zu dem Staat zusammen

fanden. Mit der Wende wurde das schwierig, weil sich Freunde plötzlich in unterschiedlichen Parteien wiederfanden, von ganz links bis ziemlich rechts. Das setzte einen neuen Prozess in Gang, der auch ein Stück Entfremdung bedeutet hat.

*Frau Franke:*

Vielen herzlichen Dank an Sie drei, für diese Einstiege. Wir wollen jetzt die Runde öffnen. Ich will auch gleich den Anfang machen. Was mich jetzt in der ersten Runde sehr berührt hat, ist, dass sie alle sich dazu geäußert haben, warum sie selbst oder ihre Familien die Entscheidung getroffen haben, nicht zu gehen. Das ist für mich, die ich jetzt viele Jahre in Polen lebe, immer eine spezifisch deutsch-deutsche Erfahrung, dass man gehen konnte, dass es das andere Deutschland gab, wo es entweder Familie oder zumindest Geborgenheit und Hilfe gab. Das trifft in der Form nicht zu für Polen, oder Slowaken oder Tschechen, Ungarn, Rumänen, für alle anderen, die hier bei dieser Tagung mit versammelt sind. Trotzdem war natürlich auch da Flucht und Auswanderung eine Option, aber unter ganz anderen Bedingungen. Mich interessiert, warum Sie das so explizit am Anfang dargelegt haben. Ist es etwas, was später nach der Wende als Motiv wiedergekommen ist, oder was sich dann in Ihren Familien bei den Kindern wiedergespiegelt hat oder warum Ihnen das jetzt so wichtig war?

*Herr Cyranka:*

Wenn ich darauf reagieren darf. Was ich als junger Pastor in dieser Gesellschaft erlebt habe, war manchmal sehr hart. Der Bedeutungsverlust von Kirche in der Öffentlichkeit, die ständige Kritik an Kirche und Glauben, das ständige Hinterfragen, in die Enge getrieben zu werden bei Diskussionen - da hat es für mich Phasen gegeben, in denen ich mich sehr verloren, sehr einsam gefühlt habe. Ich musste erst einmal da durch. Dann aber gab es auch Veränderungen, nämlich ein erstarkendes Überzeugungs- und Glaubensgefühl, dass ich das jetzt auf mich nehmen muss und dennoch mich nicht klein kriegen lasse und ich bleibe. Ich fand zur Überzeugung: Ich werde die Erfahrung machen, dass es gehen wird. Das Bleiben ist im Wesentlichen eine Glaubenserfahrung, das spielt für mich eine entscheidende Rolle.

*Frau Beck:*

Ich glaube auch, dass diese Frage wirklich spezifisch deutsch ist, die uns, also mich jedenfalls, immer begleitet hat, weil man ständig erlebte, dass Leute gingen, auch aus dem engen Freundeskreis, und man die Frage hatte: Ist das jetzt richtig zu gehen oder zu bleiben?

*Herr Cyranka:*

Und es hat sich fortgesetzt bei meinen erwachsenen Söhnen, die Studenten waren und fragten: *šWieso wollen wir eigentlich hierbleiben?ö* Wir fanden die gleiche Antwort miteinander: Wir wollen hier, so gut wir nur können, versuchen, aus Glauben heraus zu leben; versuchen, die notwendige Kraft dafür aufzubringen können oder vielleicht auch geschenkt zu bekommen. Zeitweise hat auch ein gewisser Trotz eine Rolle gespielt: jetzt erst gerade. Also mit einem relativ hohen aggressiven Anteil. Brüder euch werden wir es zeigen.

## **Gespräch mit dem Plenum**

*Frau Franke:*

Gibt es jetzt schon spontane Fragen aus dem Plenum?

*Frau aus dem Plenum:*

Das ist nur eine kurze Ergänzung: Ich fand es total toll, als wir 1989 demonstriert haben. Erst wollten wir immer raus, natürlich wollten wir alle raus. Aber dann haben alle gerufen: *šWir bleiben hier!ö* Das werde ich niemals im Leben vergessen ó und die, die dabei waren, auch nicht. Viele erinnern sich daran, dass auch unsere Kinder schlimme Erfahrungen gemacht haben. Aber dass wir uns dann so kräftig gefühlt haben, das war wunderbar!

*Mann aus dem Plenum:*

Erstens möchte ich meine Hochachtung denen gegenüber aussprechen, die in der DDR als Menschen des Gewissens, als Christen oder Nichtchristen, aber als Menschen des Gewissens gelebt haben, denn ich weiß, dass das Leben unter demselben System in der DDR in vieler Hinsicht viel schlimmer und schwieriger war als in Polen. Die Entscheidungen, die man damals als Mensch des Gewissens treffen musste, waren viel häufiger mit größeren Folgen entweder für die Personen selbst oder für die Kinder verbunden.

Ich habe etwas herausgehört und möchte mich vergewissern, ob ich das richtig verstanden habe: Als Pastoren waren Sie verpflichtet, über die Versuche der Stasi, mit Ihnen den Kontakt aufzunehmen, dem Bischof zu melden. Habe ich das richtig verstanden? Das ist die erste Frage. Und vielleicht können Sie dann gleich ergänzen: Waren Sie als Theologiestudenten irgendwie gewarnt, irgendwie darauf vorbereitet, dass Sie vielleicht mit der Werbung seitens der Stasi zu tun haben würden? Hat man darüber gesprochen? War es ein verschwiegenes Thema? Wie funktionierte das?

*Herr Cyranka:*

Zu der letzten Frage, muss ich antworten: Nein. Ich bin nie davor gewarnt worden. Dass ich von der Stasi abgeworben werden könnte, das wusste ich. Mir ist es aber nicht begegnet.

Um Ihre erste Frage deutlich zu machen: Unser Bischof Radtke von Mecklenburg hat uns empfohlen: Sorgt dafür, dass der konspirative Vorgang dekonspiriert wird, meldet euch, sagt es. Das ist die beste Methode, dass sie die Finger von euch lassen. Das war also eine Empfehlung, eine Hilfestellung für uns, die sich sehr bewährt hat.

*Frau Franke:*

Wenn es keine ganz direkte Fragen gibt, schlage ich vor, Stimmen aus dem Publikum zu sammeln und dann können Sie auf dem Podium darauf eingehen.

*Mann aus dem Plenum:*

In der Studentengemeinde in Halle ist von Christoph Hinz immer wieder ganz offen gesagt worden, dass ihm solche Kontakteversuche der Stasi mitgeteilt werden sollten. Er würde dies dann dem Bischof weitergeben. Bei uns war diese Praxis gang und gäbe.

Zu 1953 und der Schulsituation damals: Ich bin Jahrgang 1937. Ich habe in Halberstadt mein Abitur gemacht und war damals in der 10. Klasse. So wie Ihr das erzählt habt, klingt das ganz lustig. Ich aber habe in Erinnerung, dass ich in der 10. Klasse vor einem Gremium gestanden habe, vor mir saßen hinter Tischen Lehrer und Direktor und einer von der Partei und die haben mir gesagt: „Junge, du gehörst zu einer verbotenen Organisation.“ Ich trug wie andere auch ein Abzeichen der jungen Christen, ein Kreuz auf der Weltkugel, ein Bekenntniszeichen, ein falsches „Parteiabzeichen“. „Du gehörst zu einem verbrecherischen Verein, denn in einer diakonischen Einrichtung für Behinderte werden die Behinderten mit Stricken an die Tischbeine gebunden. So etwas macht die Kirche und zu diesem Verein gehörst du.“ Die haben mich so lange indoktriniert, dass ich wütend geworden bin. Ich bin laut geworden und habe geheult. Ich habe dann gesagt: „Das stimmt nicht! Das weiß ich ganz genau!“ Ich wurde aus der Schule rausgeschmissen, allerdings wurde ich nach einer gewissen Zeit wieder aufgenommen.

*Mann aus dem Plenum:*

Ich habe zwei Bemerkungen. Ich kann gut verstehen, dass man die Möglichkeit hatte, zu überlegen, „geh ich oder bleib ich“, wenn man Jahrgang 1938 oder 1934 ist. Wenn man aber Jahrgang 1945 oder 1946 ist wie ich, dann kommt mir diese Frage etwas seltsam vor. Ich bin in Chemnitz aufgewachsen, damals Karl-Marx Stadt, und ich war Jugendpfarrer in einem Ort

im Kreis Zittau. Diese Frage stand aus meiner Sicht, nachdem die Grenze 1961 dicht war, nicht mehr zur Debatte. Natürlich gab es später Möglichkeiten.

Meine zweite Bemerkung: Herr Cyranka, Sie haben gesagt, die Zerstörung der sozialen Strukturen sei so stark, dass sie noch lange Zeit anhalten wird. Das kann ich sehr gut verstehen. Mich beschäftigt, was Sie, Herr Peikert, gesagt haben: Die systematische Zerstörung des Vertrauens sei wohl an keiner anderen Stelle so gravierend wie in unserem Land, das zeige sich in der Religiosität, die global gesehen nirgends so gering sei. Dazu möchte ich mich äußern.

Ich war nicht bei den Pionieren, ich habe mich nicht freiwillig zur Armee gemeldet. Die Staatssicherheit war auf mich mehrfach angesetzt. Ich habe die Mitglieder der Jungen Gemeinde als Pfarrer immer sehr genau informiert, wie sie sich bei Hausbesuchen verhalten sollten. Ich habe immer mitgekriegt, wenn Besuche der Stasi bei Jugendlichen waren. Ich war politisch nicht angepasst. Aber meine Erfahrung war dennoch die, dass wir sehr intensiv sozial zueinander gestanden haben, und wenn Menschen aus der holländischen Partnergemeinde kamen, bzw. wenn westdeutsche Gemeinden bei uns zu Besuch waren, dann sagten die immer: Wie ihr zusammenlebt, das gibt es bei uns nicht. Dieses mag vielleicht notgedrungen gewesen sein, weil vieles nicht zu kaufen war und man schnell mal eben zum Nachbarn ging und da gefragt hat: Kannst du mir etwas borgen, Streichhölzer oder einen Briefumschlag. Aber das waren nicht nur solche Gründe. Wir haben jedenfalls sehr eng zusammen gestanden. Ich glaube dieses war auch nicht nur unter Christen so, da aber ganz besonders. Die Erfahrung, die wir heute nach der Wende machen ist, dass wir damals näher zusammen gestanden haben als unter den jetzigen Verhältnissen. Wie kann es dann sein, dass durch die Staatssicherheit das Vertrauen so stark gestört wurde, dass wir mit elementaren Misstrauen zu tun haben? Es gibt Länder, in denen die geheime Staatspolizei noch viel intensiver gewirkt hat, mit viel mehr Konsequenzen, ich denke dabei an Rumänien. Wenn die Aktivitäten der Staatssicherheit der Grund für zerstörte Religiosität und Gemeinschaft wäre, müssten dort logischerweise die Beziehungen noch viel schlimmer zerstört sein. Das scheint aber nicht der Fall zu sein.

*Mann aus dem Publikum:*

Ich bin fast der gleiche Jahrgang wie Klaus Cyranka. Wir haben viel zusammen gearbeitet. Klaus, Du hast gesagt, dass das Bleiben mit der Zeit zu einer Glaubenserfahrung wurde, dass man sicherer wurde, dass man diese Zeit auch als Erfahrung des Glaubens verstehen könne. Ich möchte von mir eine Situation erzählen. Ich war in einer Dorfgemeinde auf dem Land Pfarrer. Ich habe am Abend vor einer Wahl mit meiner Frau zusammen gegessen, ich habe ihr erklärt, dass ich nicht wusste, wie ich mich am nächsten Tag verhalten sollte. Man muss hier betonen, dass so ein Pastor auf einem Dorf immer im Mittelpunkt stand. Wir wussten, wenn wir nicht bis 1:00 Uhr mittags zur Wahl gegangen waren, hatten alle anderen im Dorf schon gewaltige Angst, dass dies einen falschen Eindruck machen würde. Jemand würde dann kommen und fragen: Warum sind Sie noch nicht zu Wahl gegangen? Wenn man um die genannte Zeit nicht da war, weil man noch irgendwo anders Gottesdienst hatte und das länger dauerte, dann kamen sie garantiert gegen 5:00 Uhr nochmals. Dann waren sie meist zu dritt. Dann kamen sie und diskutierten mit einem. Und ich muss ehrlich sagen, dass ich an dem genannten Tag vor der Wahl Angst aus mehreren Gründen hatte. Wir hatten gute Kirchenälteste. Wenn man die um Rat fragte, sagten sie normalerweise: Mach dir doch bloß nicht solch einen Kopf. Wir gehen ja alle hin und stecken die vorbereiteten Zettel in den Kasten. Warum machst du dir darum Gedanken? Hier wurde man sozusagen von der eigenen Gemeinde in den Rücken getreten, wenn sie das so sagten: Mach Dir nicht so einen Kopf, mach doch, was alle machen. Ich sagte mir dann immer: Das kann ich nicht machen, weil es gegen meine Überzeugung ist. Diesen Zwiespalt habe ich immer ganz furchtbar erlebt und hatte immer vor solch einem Wahltag fürchterliche Angst. Eigentlich wollte ich nicht hingehen. Bei mir war das eine Zeit, wo diese Sicherheit wie bei Dir, Klaus, noch nicht da war. Hinterher ist sie ge-



kommen. Besonders in den Zeiten, wo wir so viele Leute und auch so viele Jugendliche hinter uns hatten, da war zu spüren, dass wir von ihnen getragen wurden.

*Die Moderatorin reicht das Mikrofon den Personen auf dem Podium und bittet um Reaktionen.*

*Frau Beck:*

Ich möchte noch einmal etwas zu der Frage 'Gehen oder Bleiben' sagen. Es sind viele meiner Freunde durchaus in den Westen gegangen. Das war möglich. Dass viele sich damit beschäftigten, das war natürlich. Aber ich persönlich wäre nie auf die Idee gekommen, sie zu stellen und so zu reagieren wie andere.

*Herr Cyranka:*

Lebens und Glaubenserfahrungen sind immer sehr individuell und immer wieder unterschiedlich. (Zu dem vorigen Sprecher gewandt) Was Du eben angedeutet hast, dafür könnte ich auch Beispiele nennen, nämlich dass ich am Anfang nicht solche Kraft hatte. Es gibt für mich aber eine besondere Stelle, wo ich eine Erfahrung gemacht und wo ich glaubte, dass alles keinen Sinn mehr hat und ich mir sagte: Du bist von allen völlig isoliert und ganz alleine. Damals habe ich dann die Erfahrung gemacht, dass mir doch Leute begegnet sind, und hinterher auch ständig wieder begegnet sind, die Widerstand geleistet und nicht mitgemacht haben.

Am Vorabend des 13. August 1961, unmittelbar vor dem Mauerbau, wollten wir, drei Studenten, eigentlich nach Westberlin und von dort mit dem Flugzeug, wie wir das vorher auch schon gemacht hatten, in die Bundesrepublik. Wir sind aber, weil wir an dem Tag so müde waren, nicht mehr losgegangen. Als ich am nächsten Morgen, ich war noch nicht aufgestanden, das Radio anstellte, kam die Hiobsbotschaften von der Mauer. Wir alle drei waren da einer Meinung: Gott sei Dank sind wir gestern Abend nicht gefahren! Das wäre sonst eine Schicksalsstunde für uns alle drei geworden. Wir hätten entscheiden müssen, ob wir zurückkehren. Wenn wir nicht zurückgekehrt wären, hätten wir uns das vielleicht den Rest unseres Lebens vorgeworfen. Und umgekehrt, wären wir in der Bundesrepublik geblieben, wäre das vielleicht genauso gewesen. Das ist eines dieser Beispiele dafür, dass man dachte: Gott sei Dank ich bin von dieser Fragestellung verschont geblieben. Jetzt konnte man sagen: Ich bleibe hier, hier bin ich richtig. Andere haben an solchen Stellen andere Erfahrung gemacht und das war dann auch richtig.

*Herr Peikert:*

Zu der Frage der Zerstörung der Religiosität. Es gab vor drei Jahren etwa zu Pfingsten einen internationalen Kongress der Religionssoziologen in Leipzig. Nach deren Untersuchungen und entsprechenden Veröffentlichungen gibt es eine solche Entfernung zur Religiosität in keinem anderen Land dieser Welt wie in der DDR. Unter religionssoziologischen Fragestellungen sei bestenfalls Böhmen zu vergleichen. Bei den Forschungen wird immer auf die Vertrauenszerstörung hingewiesen, die durch den Nationalsozialismus und durch die sozialistischen Zeiten verursacht worden sind. Rumänien habe niemals eine so tief greifende Form von Unterwanderung erlebt, es hätte dort grausame Schicksale gegeben, aber die Unterwanderung der Bevölkerung sei nicht annähernd so total gewesen wie in der DDR.

*Herr Cyranka:*

Ich habe zu diesem Aspekt nicht geredet und möchte deswegen noch einmal das Wort ergreifen. Ich habe folgendes im Hinterkopf: Ich denke, um gesellschaftliche Verantwortung zu erkennen und wahrzunehmen, bedarf es der Einübung. Demokratische Prozesse brauchen ihre Zeit. Hier haben wir immensen Nachholbedarf. Viele Schäden reichen bis in die Nazizeit zurück und sie haben ihre Fortsetzung in sozialistischer Zeit gefunden. Das Schema, dass eine

bestimmte Meinung gewollt war und die eigene Meinung unterdrückt werden musste, so dass man nach außen hin die gewünschte präsentiert hat, das war eingeübt und hat tiefe Schäden hinterlassen.

*Frau Beck:*

Ich würde das auch nicht zu sehr als eine Fragestellung von Vertrauen einstufen. Für mich ist es eher eine Fragestellung der Verantwortung, der Übernahme von Verantwortung. Die ist selten ausgeübt worden, und denen, die Verantwortung übernommen haben, ist das selten belohnt worden. Entweder, sie haben Verantwortung übernommen gegen den Staat, dann war es sehr schwierig. Wenn aber welche Verantwortung im Sinne des Staates übernommen hatten, haben sie sich zum Teil verkauft und sind zum Teil nachträglich bestraft worden.

*Mann aus dem Plenum:*

Ich bin jetzt seit 2005 Pastor an der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze und ich kann bestätigen, dass die Leute, die dort wohnen und die zu DDR-Zeiten schon da gewohnt haben, gestört sind. Sie haben einen Schaden, der sehr spürbar ist. Z. B. bei Beerdigungen: die Menschen singen nicht mit, sie beten kein Vaterunser mit, obwohl sie das alles können. man steht einer Masse gegenüber und die Menschen reagieren nicht. Ich bringe das mit der Willkür der DDR in Zusammenhang. Menschen sind ausgewiesen worden, wenn sie nicht mehr lindentreu waren. Dann mussten sie innerhalb von 24 Stunden dieses Gebiet an der Grenze verlassen. Diese Menschen sind nach 1989, nach der Wende, wo diese Möglichkeit bestand, nicht wieder zurückgekommen. Die Gegend stirbt aus. Ich kann das nur so ausdrücken und ich empfinde das so: Sie haben eine Schädigung.

Als unsere Kinder in der Grundschule waren, da haben wir oft überlegt, wenn die Zukunft für Pastorenkinder so ist, dass sie nur ausreisen können, um Zukunft zu haben, dann können wir mit ihnen jetzt schon rausgehen. Real haben wir es nicht getan, aber wir haben es gedacht. Dieser Gedanke war immer da.

Ich finde die Fragestellung, die von Sabine Beck eingebracht wurde, auch wichtig, nämlich, dass man anderen, etwa den Kindern, schaden könnte durch das, was man selber ist und vertritt. Mir war deutlich: Ich konnte meine Überzeugung leben, weil ich sie leben wollte. Aber ob ich das meinen Kindern abverlangen konnte? Als unser ältester Sohn Pionier wurde - das war etwa 1984 ó das war fürchterlich, und ich denke, dass auch er einen Schaden für das Leben bekommen hat dadurch, für nichts und wieder nichts. Es war nur Willkür. Kann man den Kindern die Entscheidung zu bleiben, aufs Auge drücken? Mit dem Satz, §Wir bleiben hier und wehren uns täglich, haben wir uns immer wieder selber Mut gemacht. Und ob die Entscheidung zu bleiben glaubensmäßig tief verankert war, das weiß ich nicht für mich-

Ich bin als Dorfpastor mit einem Offizier der Armee befreundet gewesen. Er war Major. Er wurde von der Armee entlassen und es hieß dann: Die Freundschaft mit einem Pastor ist Schädigung des Ansehens der NVA in der Öffentlichkeit. Danach war mir tagelang schlecht. Ich bin damit schließlich zurechtgekommen. Aber bei ihm ging es um eine Familie mit drei Kindern. Er flog raus. Bei ihm ist die Ehe daran zerbrochen. Von da an war immer die Frage: Mit wem kann ich mich als Pastor einlassen oder muss ich gleich von Anfang an sagen: §Vor-sicht, ich bin Pastor, ó das kann gefährlich für dich werden!ö

*Eine Frau aus dem Plenum:*

Ich möchte dazu was ergänzen. Die Gefahr, die man auslöst, die man aber nicht selber ausbaden muss. 1983 gab es Plakate der Friedensbewegung "Schwerter zu Pflugscharen". Wir als junge Pfarrerinnen auf dem Lande mussten sie so schnell wie möglich beschaffen und ins Fenster der Pfarrhäuser hängen. Wir wurden dazu nicht angesprochen, sondern die Mitglieder des Gemeindekirchenrates wurden in der Kleinstadt alle nacheinander in ihren Betrieben oder auch zuhause aufgesucht. Ihnen wurde in den Betrieben angedroht, dass sie ihren Arbeitsplatz

riskieren würden, wenn sie nicht dafür sorgten, dass die Pfarrersleute dieses Zeug wieder aus den Fenstern nähmen. Was macht man dann? Was ist dann deine politische Verantwortung?

*Mann aus dem Plenum:*

Ich merke, dass ich von lauter Pastoren umgeben bin.

Mir kommt eine Sache in den Sinn, die ich zu diesem Thema beitragen kann. Ich bin Diplom-Ingenieur für Schiffbau, bin ein Kind aus einem Pfarrerhaushalt. Einige meiner Erlebnisse aus meiner Berufslaufbahn waren, dass ich als Jungingenieur nach ungefähr zwei Jahren, in denen mir die Arbeit Spaß gemacht hatte, zu meinem Kaderleiter bestellt wurde. Er sagte: „Sie haben eine Hochschulausbildung gemacht und das Ziel dieser Ausbildung ist eine Leitertätigkeit. Wir halten Sie auch für fähig, das zu machen. Aber Sie wissen ja, die Voraussetzung dafür ist, Mitglied der sozialistischen Einheitspartei Deutschlands zu werden. Wie ist das bei Ihnen?“ Da habe ich ihn dann angeguckt und gesagt: „Bei mir ist das nix, das kommt für mich nicht in Frage.“ „So“, sagte er dann, „Sie werden einen Leiterposten bei uns dann nicht erreichen.“ Dann bin ich aufgestanden und bin rausgegangen. Ich habe lange über dieses Gespräch nachgedacht. Ich habe mich dann eingerichtet in dieser Stufe des Experten. Ich habe immer unterhalb einer Leiterposition meine Arbeit gut gemacht. Aber ich weiß jetzt in der Rückschau, dass mir so die Flügel gestutzt worden sind. Denn was ich hätte machen können, das konnte ich nicht machen. Und ich weiß aber auch, dass dadurch, dass ich mich für etwa 25 Jahre in solch einer Position eingerichtet und mich damit abgefunden habe, mich selbst auch verkümmert habe. Das ist eine bittere Erkenntnis und wirkt sich aus bis heute. Ich bin bis heute nicht in der Lage, eine neue Aufgabe mit Freude und mit Mut anzugehen. Ich habe immer Angst davor. Ich weiß nicht, wie weit das letzten Endes mit dieser Stellung zusammenhängt, ob die Angst nicht schon immer in mir gesteckt hat. Aber ich weiß sicher, wenn diese Bedingung damals nicht bestanden hätte, ich herausgefordert worden wäre und ich hätte das überprüfen können. Und das konnte ich nicht. Das kann ich heute auch nicht mehr aufholen. Das fehlt mir hier in diesem Gespräch bis jetzt, nämlich diese dauerhafte Schädigung, die ich leider an mir selbst feststellen muss.

*Mann aus dem Plenum:*

Ich bin Jahrgang 1951. Ich war nicht sehr kirchennah in meiner Zeit in der DDR. Ich bin einer von denen, die das nicht aushalten konnten, die gegangen sind. Das war ein langer Prozess, in der Schule schon. Die Pioniere wurden beauftragt, durch unsere Siedlung, wo wir damals wohnten, zu gehen und aufzuschreiben, wie die Antennen ausgerichtet waren, nach Osten oder nach Westen. Natürlich wurde man zuhause angehalten, dass das, was zuhause gesprochen wurde auch zuhause blieb und dass es in der Schule eine andere Situation war. Es war also ein schleichender Prozess. Es ging dann so weiter, dass natürlich die Lehrerin ó ich bin in den sechziger Jahren zur Schule gegangen ó wie immer wieder wissen wollte, wer guckt denn Westfernsehen zuhause? In der Regel hat niemand darauf geantwortet. Dann wurde es auf einem anderen Wege probiert. Eine kleine Episode: Wir lernten die russischen Vokabeln für das Fernsehprogramm und auch die Kinderfiguren, die es damals in den Fernsehsendungen gab. Wenn wir das alles etwa nach zehn oder vierzehn Tagen drin hatten, dann wurde von der Lehrerin gesagt: Jetzt schreib mal ein Fernsehprogramm auf, so, wie es euch gerade einfällt. Man sollte dabei auch gleichzeitig die Urzeiten angeben. Dann hat man eben Fernsehprogramme aufgeschrieben, und ich natürlich auch. Gegen 20:00 Uhr: Tagesschau - wir haben zuhause grundsätzlich die Tagesschau geguckt. Das hatte zur Folge gehabt, dass meine Eltern sofort zitiert und gefragt wurden: Was guckt denn da ihr Sohn? Es war ein schleichender Prozess. Ich wollte studieren, ich durfte nicht, weil ich das Abitur nicht machen durfte, weil ich nicht in der FDJ war. Mein Vater hat dann in der zehnten Klasse gesagt: Du wirst Elektriker! Ich bin dann zur Reichsbahn gegangen und bin Elektromonteur geworden. Mit etwa 19 Jahren habe ich entdeckt: Du hast hier keine Zukunft. Wie kannst du raus? Vor einer Flucht hatte ich

zu viel Angst. Wie geht das sonst noch? Naja, dann habe ich gedacht, du bist jetzt Elektromonteur, vielleicht kannst du bei der Handelsmarine in Rostock anheuern und kannst Schiffselektriker werden und dann in dem nächsten westlichen Hafen weg sein. Das habe ich dann auch so gemacht. Ich habe mich beworben hatte sehr gute Zeugnisse. Aber wegen meiner Beurteilung von meinem bisherigen Betrieb, der Reichsbahn, stand immer darauf: í hat einen Bruder in Westdeutschland. Das stimmte ja auch. Das habe ich nie verheimlicht. Das ist mir nie negativ aufgefallen. Mir ist nie aufgefallen was es bedeuten könnte. Und dann bei solch einer Bewerbung hat man mir in Rostock gesagt: Wir wünschen Ihnen bei Ihrem landseitigen Aufenthalt viel Erfolg. Damit war die Sache vom Tisch und so ging das also weiter. Dann habe ich einen Ausreiseantrag gestellt. Der ist viele Jahre danach bearbeitet worden. Er hat mich dann auch in die Fänge der Stasi gebracht, ich habe abgelehnt mitzuarbeiten.

Ende der siebziger Jahre kam ich aus der DDR nach Bayern. Das ging damals alles konspirativ. Es war die Zeit des Kalten Krieges und die beiden Teile Deutschlands standen sich unversöhnlich gegenüber und es gab kein Verstehen füreinander. Nur in der Kirche gab es Verbindungen. Meine gesamten Unterlagen sind auf konspirativen Weg in die Bundesrepublik gekommen. Ich hatte eine Diakonen Ausbildung begonnen, so gelang es mir, in den Westen zu kommen. Ich bin heute Diakon in Eichstätt. Und ich muss heute sagen, ich bin froh, dass ich das gemacht habe. Ich bin froh, dass mir erspart geblieben ist, was mein Vorredner gerade gesagt hat. Ich leide nicht unter meiner Weigerung dort zu bleiben. Ich wollte einfach irgendwo ankommen, einfach etwas anderes tun. Ich habe den Druck nicht ausgehalten. Ich bin mit 29 Jahren gegangen.

*Mann aus dem Plenum:*

Ich komme nicht aus der DDR, aber ich habe in der DDR gelebt. Ich bin aus der Slowakei und ich habe hier 1973-74 ein Jahr studiert. Wir waren drei Kommilitonen aus Bratislava an der Sektion Theologie der Karl Marx Universität in Leipzig. Warum habe ich mich in diesem Moment gemeldet?

Ich möchte kurz schildern, wie es uns hier ergangen ist. Wir haben in Leipzig diakonische Praktikumseinsätze in kirchlichen Anstalten, die in der DDR in großem Maße existierten und die in der Slowakei nicht vorhanden waren, absolviert. Ich habe gewusst, dass es damals in Leipzig auch eine andere theologische Fakultät der Kirche gab, es war also möglich, außerhalb der staatlich kontrollierten Fakultät zu lernen. Während der theologischen Ausbildungszeit wohnten wir im Missionshaus. Dort gab es ein theologisches Seminar für Mission und ab und zu nahmen wir dort an Veranstaltungen teil. Es gab die junge Gemeinde, die wir besuchen konnten. Es gab die Jugendevangalisationen öffentlich. Wir kamen nach Hause mit Koffern voll von Büchern, die wir von Verlagen in der DDR mitbringen konnten und in der DDR gedruckt worden waren. Man hatte sie in der DDR produziert, auch wenn sie ursprünglich aus dem Westen stammten. Insgesamt: Wir hatten das Gefühl, wir sind dem Paradies.

Von daher ist meine Frage, die ich jetzt kurz stellen möchte: Wart Ihr euch dessen bewusst, dass die Kirche einen Freiraum hatte, einen Raum von Selbstständigkeit, wie wir es nicht kannten? Dass der Pfarrer zum Beispiel keine staatliche Genehmigung für seinen Dienst brauchte, so wie wir das hatten? Und wenn Ihr das wusstet, was hat das für eine Rolle hat das gespielt?

*Herr Cyranka:*

Diese Freiheiten haben für mich eine große Rolle gespielt. Es hat mich sehr gestärkt, dass mir in Begegnungen mit Menschen aus der Slowakei, aus Polen und in Ungarn immer wieder erschreckend deutlich geworden, wie es gut es uns ging. So wie in diesen Ländern hätte es auch mit uns werden können. Und dass wir diese Freiräume nutzten, war wichtig. Ich habe es genossen, dass wir Möglichkeiten hatten und uns nicht verstecken mussten

*Frau Beck:*

Das würde ich auch so sagen. Nach der Schule war es für mich wie eine Befreiung, an einer Universität studieren zu können, sich unter gleichen zu fühlen, nicht mehr diesen Druck wie in der Schulzeit zu haben; dann auch in meiner Berufstätigkeit Freiheit zu haben, z. B. Freiheit zu haben, die Gedanken, die für mich persönlich waren, zu äußern. Natürlich gilt das, was vorhin gesagt wurde: Man wusste dennoch trotzdem nie, wie sich das auf andere auswirkte. Bei uns gab waren die Einrichtungen ziemlich ausgeweitet, in anderen Ländern war das nicht der Fall. In anderen Ländern kam ich mir doch immer wieder glücklicher vor als sie.

*Herr Peikert:*

Ich bin niemals im unmittelbaren Pfarrdienst gewesen. Ich habe seit Beginn der achtziger Jahre regelmäßig Seelsorgekurse durchgeführt und geleitet und konnte Supervision in Anspruch nehmen. An dieser Stelle gab es tatsächlich die Möglichkeit, nicht nur dass wir die Supervisorenausbildung selber machen konnten und dass wir dadurch die Voraussetzungen für eine eigene Seelsorgeausbildung bekamen, sondern dass wir sie auch relativ ungestört durchführen konnten.

*Frau Beck:*

Hierzu zähle ich auch, was ich in meinem Beruf als dankbar erlebt habe, nämlich die Unterstützung, die wir durch die westdeutschen Kirchen bekommen haben. Ich kann von mir sagen, dass wir uns vieles nicht hätten leisten können, wenn wir nicht diese Unterstützung von den westdeutschen Kirchen bekommen hätten. Und die fehlte ja bei den anderen Ostblockstaaten.

*Herr Cyranka:*

Aber ich möchte hier auch einen kleinen Abstrich machen: Bei allen Vorteilen und Möglichkeiten, die wir gehabt haben, wir haben immer in einem kleinen, einem abgetrennten Nischenraum gelebt. Da fehlte dann auch ein Stück einer härteren Auseinandersetzung untereinander. Bei uns war der Feind draußen, untereinander ist die Auseinandersetzung meistens liegen geblieben. Das haben wir dann erst nach 1989 gemerkt. Es war eine merkwürdige Welt. Wir haben in diesem Land gelebt und tragen mit an den Folgen, die in dieser Gesellschaft gesetzt wurden.

Ich denke, nach 89 sieht die Situation noch einmal ganz anders aus. Wir sind gefordert, unsere eigene Geschichte sorgfältiger anzugucken und sich mit ihr auseinanderzusetzen. Das war unsere Absicht in diesen Stunden hier, nämlich nicht allgemein gültige Erklärungen abzugeben, um zu verstehen, wie man diese Geschichten in Zeiten des Kommunismus sehen muss, sondern unterschiedliche Beispiele dafür zu geben, wie wir diese Zeit erlebt haben. Etwas erlebt zu haben, heißt noch lange nicht, es auch verarbeitet zu haben. Der Prozess ist noch im Gang. Er ist für uns nicht abgeschlossen. In diesem Sinne haben wir hier auf dem Podium Platz genommen und von uns erzählt.

*Frau Franke:*

Vielen Dank Ihnen allen, sowohl für Ihren Einstieg wie auch für die Bereitschaft, sich jetzt zum Gespräch zu stellen mit ihren verschiedenen Beiträgen. Vielen Dank auch an das Plenum für die engagierten und offenen Beiträge.

Ich hoffe, dass wir in den weiteren kleineren Gruppen noch vielfältige Stimmen, Erfahrungen und Perspektiven aus den Länder zu hören bekommen, die bei dieser Tagung vertreten sind.

(Großer Applaus)

# Russland

---

## Eine Lebensgeschichte zwischen Russland und der DDR

*Nadja Tiptenko*

Auszüge aus dem Tonbandmitschnitt eines Gespräches zwischen  
Nadja Tiptenko und Hanna Manser. Beide kennen sich schon etliche Jahre durch die  
Frauenarbeit in der Evangelischen Kirche.  
Moderation im Gespräch mit dem Plenum: Hanna Manser

*Nadja Tiptenko hat schon einiges aus ihrer Lebensgeschichte erzählt, als dieser Abschnitt der Tonaufzeichnung beginnt. Sie hatte u.a. erzählt, dass sie in der Sowjetunion Deutsch studiert und danach einen Offizier der Armee geheiratet hatte. Als dann die Versetzung Ihres Mannes in die DDR nach Halle/Saale anstand, freute sie sich, nach Deutschland zu kommen und deutsch sprechen zu können. In Halle wollte sie gerne Kontakte knüpfen, was aber ziemlich schwierig war, da Offiziersanwärterinnen und Armeeingehörige außerhalb des Kasernengeländes immerzu beobachtet wurden. Auch war es kaum möglich, Einheimische zu sich in die Kasernenwohnungen einzuladen. Deshalb sprach sie in einem Kaufhaus in Halle/Saale eine Verkäuferin auf Deutsch an, wurde von der Kassierein nach Hause eingeladen, was sehr ungewöhnlich war. Allmählich entstand so im Laufe der Zeit eine Freundschaft zu einer Familie Müller.*

*Frau Tiptenko:*

Ich wollte diese deutsch-sowjetische Freundschaft wirklich weitermachen. Ich wollte in ihr leben, aber ich wusste nicht wie. Ich hatte Angst, insbesondere um die Karriere meines Mannes. Wenn etwas ans Licht gekommen wäre, dann wäre der normale Ablauf so gewesen, dass er innerhalb von 24 Stunden strafversetzt worden wäre. Das hätte bedeutet, die Koffer zu packen - und: "Weg mit euch!" Wir hätten in die Sowjetunion zurück müssen. Man durfte sich in solchen Fällen aber nicht die Stadt aussuchen, in der man dann leben musste. In der Regel wurde man in solchen Fällen ganz weit in den Osten versetzt. Sibirien ist sehr weit! Die Stadt, aus der ich stamme, das wäre noch nicht einmal die schlimmste gewesen, es gab noch viel schlimmere Orte.

Wir haben also diese Familie der Verkäuferin aus dem Kaufhaus besucht. Wir haben es nur noch abends gemacht und nicht sehr oft. Einmal war diese Familie sogar bei uns (sc. in dem Kasernenbereich). Das war sehr gefährlich und das war auch sehr aufregend. Es hat aber gut geklappt und wir haben etwas zusammen gefeiert.

*Frau Manser*

lädt zu Nachfragen aus dem Plenum ein.

---

*Nadja Tiptenko*, Frauenarbeit in der ELKRAS (Lutherische Kirche in Russland, der Ukraine, in Kasachstan und Mittelasien), Kaliningrad, Russland.  
*Pfarrerin Hanna Manser*, Projektstelle für Osteuropa-Begegnung; Petersberg, Deutschland

Es gibt dann einige Erzählungen aus dem Publikum, wie es ihnen in der DDR ergangen ist als sie als Schüler Russisch lernen mussten. Es werden auch Szenen von Begegnungen mit Besatzungsoffiziersanwärtern geschildert. Es wird von Mitleid mit jungen russischen Soldaten gesprochen, die von ihren Vorgesetzten brutal behandelt wurden, auch wenn es in der Öffentlichkeit war. Ein Mann aus dem Publikum, offensichtlich aus Halle/Saale: "Nadja, dir muss es ja ganz elend ergangen sein in unserer Stadt!"

*Frau Tiptenko:*

Nein, das will ich nicht sagen. Ich war glücklich. Das waren meine besten Jahre. Wirklich die besten Jahre meines Lebens!

*Frau Manser:*

Mich haben die Erfahrungen sehr beeindruckt, die Du bei der Geburt eurer Töchter gemacht hast. Magst Du davon erzählen?

Zunächst aber noch neue Stimmen aus dem Publikum

*Ein Mann, der in der DDR gelebt hat:*

Ich habe sehr gerne Russisch gelernt und ich habe auch sehr gerne Russisch gesprochen. Es war aber deutlich die Sprache der Besatzer. Mit meinen Eltern gab es darum große Probleme. Wenn ich mittags aus der Schule nachhause kam und ein russisches Lied gelernt hatte und es singen wollte, dann wurde ich zum Schweigen ermahnt. Von beiden Seiten waren die Kontakte nicht gewünscht. Bei den offiziellen Empfängen war das aber immer anders.

*Frau Tiptenko:*

Aber von unserer Seite war es gewünscht. Wir hätten es uns gerne gewünscht, aber wir durften das nicht laut äußern.

*Mann:*

Aber für uns waren Sie ja die Besatzer!

*Frau Tiptenko:*

Aber Sie persönlich, haben Sie das auch so gesehen?

*Mann:*

Ich habe das nur negativ gesehen. Es war nur, weil ich die Sprache so liebte! In dem Ort, in dem ich lebte, konnte ich dauernd die russischen Armeekonvois durchfahren sehen. Manchmal machten diese Konvois in der Nähe unseres Dorfes auf einer freien offenen Strecke der Chaussee zwischen den Feldern halt. Wenn sie dann da eine Pause gemacht haben, sind wir Kinder alle aufgeregt zu ihnen hingelaufen. Wir haben dann dort unsere Sprachkenntnisse auszuprobieren versucht. Die Offiziersanwärter waren alle sehr freundlich zu uns Kindern. Sie haben uns schwarzes Kasten-Brot gegeben oder Dosen mit Fisch. Wenn ich mit solchen Dingen aber zuhause ankam bei meinem Vater, gab es sofort heftige Nachfragen. Mein Vater sagte in diesen Momenten immer: „Geh hin, bring das zurück!“ Das deutsch-russische Verhältnis war in der Praxis wirklich ganz anders als wenn es offiziell immer hochgejubelt wurde. Es waren von unserer Seite große Ressentiments da. Es war allgemein nicht gewünscht, dass man in einen engeren Kontakt kam.

*Annemarie Franke aus dem Plenum:*

Ich wollte auf die Frage eingehen, wie es uns damit geht, wenn wir Nadja so erzählen hören. Ich antworte darauf von der Position einer Frau, die jünger ist und im Westen gelebt hat und die außerdem die Sowjetunion auch nicht aus der Zeit vor 1989 kennt. Für mich klingen die Schilderungen von Nadja wie Schilderungen aus einem Science-Fiction-Film. Es klingt für mich ganz unglücklich, nicht vorstellbar, dass Du, Nadja, wenn du Kontakte mit mütter-

sprachlich Deutschen haben wolltest, schon in ein Kaufhaus gehen musstest, und dass du dazu dort dann eine Verkäuferin ansprechen musstest: das ist für mich ein unglaubliches Zeugnis dieser Zeit! Das kann sich als eine reale Szene keiner mehr vorstellen, der nicht in dieser Zeit gelebt hat. Deshalb wollte ich mich bei dir bedanken, dass Du uns das so frei erzählst!

*Frau Manser:*

Für mich machen die beiden Äußerungen von dem Herr, der gesprochen hat, und Frau Franke eben deutlich, welche unterschiedlichen Ebenen es gab. Du, Nadja, hast ja mit dieser Familie herzengute Menschen gefunden. Du hast den Kontakt ausgebaut und gehalten bis heute. Auch die Erfahrungen, auf die ich eben gerade hingedeutet hatte, die Erfahrungen im Krankenhaus, das waren ja Erfahrungen über alle Verbote hinweg.

*Frau Tiptenko:*

Ja, ich habe wirklich gute Erfahrungen gemacht in der DDR, in Halle. Und das war wirklich eine glückliche Zeit für mich. Ich bin also damals schwanger geworden, und ich habe mich sehr gefreut, dass ich endlich ein Kind kriege. Dann hatten wir beide Urlaub, mein Mann und ich, und wir waren in unserer Heimatstadt in Russland bei seinen und meinen Eltern. Da bin ich ins Krankenhaus gegangen - das erste Mal zur Untersuchung. In der DDR wäre die nächste Frauenärztin für das Militär, das in Halle stationiert war, ini Beelitz gewesen. (Das wäre südlich von Berlin gewesen). Das wäre zu weit für mich gewesen, und nach Berlin selbst durften wir nicht hinein. Das war für uns eine verbotene Stadt. Wir haben das alle gewusst. Wahrscheinlich war das irgendwie riskant. Ich habe mich also auch nicht getraut hinzufahren. Mein Mann konnte mich nicht nach Beelitz bringen. So haben wir beschlossen, dass wir nachhause gehen, damit mein Kind dort zuhause in Russland geboren wird. Es war klar, dass meine Mutter mir dabei helfen würde ó auch die ersten Monate über. Dann war ich wieder bei der Ärztin. Bei der Untersuchung hat sie gesagt, dass ich meine Schwangerschaft unterbrechen müsste.

*(Zusammenfassung: Die Ärztin wies auf die Herzkrankheit von Frau Tiptenko hin, und dass sie damit keine Kinder bekommen dürfte. Sie wollte also gleich einen Krankenwagen telefonisch herbeirufen, der die Schwangere zum Abbruch gebracht hätte. Zum Glück gab es damals aber noch nicht genügend Telefonleitungen. In ihrem Büro gab es überhaupt keinen Telefonapparat.)*

Sie musste dazu in ein anderes Zimmer gehen und das habe ich genutzt, um nachhause zu gehen. Ich bin ganz schnell weggegangen. Ich hatte mir so etwas selber gar nicht zugetraut und erwartet. Ich hätte gar nicht erwartet, dass ich so schnell sein kann! Und auch, dass ich so tapfer bin. Unterwegs habe ich sehr geweint. Zuhause hat dann mein Mann gesagt, dass wir doch zusammen nach Belitz fahren würden.

Dann bin ich nach dem Urlaub wieder nach Halle gekommen. Da ich gut Deutsch sprechen konnte, war ich auch viel unterwegs mit Familien, deren Kinder krank waren oder die irgendwelche Unfälle gehabt hatten. Ich habe so sehr oft deutsche Kliniken und Krankenhäuser besucht. Dort habe ich für solche Familien dann gedolmetscht. Dann habe ich eines Tages gedacht, dass ich einfach zu einem Frauenarzt gehe. Das habe ich dann auch gemacht. Es war dort eine sehr nette Frau, der ich erzählt habe, dass ich schwanger sei. Ich habe ihr auch gesagt, dass ich gerne Kinder haben möchte. Sie hat nur zurück gefragt, wo denn das Problem wäre. Ich habe ihr dann geschildert, wie die untersuchende Ärztin in der UdSSR mir das eigentlich verbieten wollte. Diese Ärztin hat dann aber gesagt, sie würde mich erst einmal untersuchen. Sie hat die Untersuchung gemacht und mich abgehört und schließlich gesagt: "Wir machen einfach einen Kaiserschnitt!" Das wäre heute überhaupt kein Problem mehr, wenn es irgendwelche Komplikationen gebe.

Tatsächlich kam meine Tochter dann in der Universitätsfrauenklinik zur Welt. Ich bin bis



heute dieser Frau Dr. Steinbach unendlich dankbar, dass sie das für mich gemacht hat! Ich weiß gar nicht einmal, ob es für sie eigentlich gefährlich war, dass sie also die Frau eines sowjetischen Offiziers bei sich in der Klinik behandelte. Sie hat dieses nie als ein Problem erwähnt. Sie war immer freundlich und war immer gut zu mir und hat mich immer getröstet. Als ich das zweite Mal schwanger geworden bin, hat sie mich auch ermuntert und sofort gesagt: „Wir kriegen das hin!“ Da es damals schon Ultraschalluntersuchungen in Halle gab, hat sie nach der Untersuchung dann gesagt, dass ich meinem Mann sagen könnte, er dürfte sich freuen, weil nun das zweite Mädchen kommen würde. Er wollte aber eigentlich einen Jungen haben.

Also zwei Kinder uns sind in Halle geboren.

*Frau Manser:*

Schön, dass es sich so gefügt hat. Es hat trotz aller Verbote auch immer wieder Menschen gegeben, die Dir sozusagen von Herz zu Herz begegnet sind.

Erinnern sich Deine Töchter eigentlich an der Zeit in der DDR? Ihr seid ja später dann noch einmal in Jena gewesen - etwa um die Zeit der Wende. Wie redet ihr zuhause über diese Zeit?

*Frau Tiptenko:*

Als wir Halle verlassen haben, sind wir nach Sibirien geschickt worden, etwas weiter nördlich, in die große Stadt Omsk. Mein Mann hatte da seinen Dienst, aber ich habe wieder neu nach Arbeit suchen müssen. Wir lebten wieder in einer Kaserne, es gab keine Schule, kein Krankenhaus, gar nichts - es gab auch keine Arbeit für mich. Dieses Militärstädtchen war fünf Kilometer von Omsk entfernt. Es gab eine Busverbindung einmal pro Stunde - oder so ähnlich. Im Sommer ging es noch mit dem Bus zu fahren, aber im Winter war es schrecklich, besonders wenn man dann den Bus verpasst hatte und noch stundenlang in der Kälte stehen musste. Schließlich habe ich in einer Schule in Omsk Arbeit gefunden, aber nicht als Deutschlehrerin. Es gab in dieser Stadt genug Deutschlehrerinnen.

Mein Mann hatte das Privileg, sehr viel zu arbeiten, um 8:00 Uhr fing sein Arbeitstag an und er dauerte täglich bis 20:00 Uhr oder noch später. Der Samstag war immer ein Arbeitstag. Sonntags musste er auch morgens arbeiten und den Nachmittag hatte er frei.

Es gab immer sehr, sehr viel Arbeit für ihn. Darum habe ich meine Kinder ganz alleine erzogen. Und es gab auch immer wieder lange Manöverzeiten, in denen mein Mann mit seinem Bataillon unterwegs war, auch mehr als einen Monat. Ich habe mit den Kindern dann alleine gelebt. Da habe ich alles gelernt, was man zum Leben braucht: ich kann tapezieren, renovieren - ich kann im Hause alles machen.

Nun zu deiner Frage wegen meiner Kinder und ihre Erinnerungen.

Meine beiden Töchter waren ja noch sehr klein, als wir Halle verlassen haben. Die kleine war acht Monate, sie kann sich an nichts erinnern. Die andere Tochter durfte in Halle schon in den deutschen Kindergarten gehen. Das war möglich, aber es war eine große Überraschung. Der Kindergarten hieß „Mischka, der Bär“. In dieser Zeit konnte ich nicht allein zuhause sitzen, ich habe immer nach Arbeit gesucht und wünschte mir Aktivität. Ich habe dann auch eine Arbeitsstelle in der sowjetischen Kommandatur als Dolmetscherin gefunden. Ich habe meiner Tochter später diesen Kindergarten gezeigt, heute gibt es ihn nicht mehr. Als Mitarbeiterin der Kommandatur hatte ich auch immer Kontakte zu der Stadtverwaltung in Halle. Doch meine Kontakte und Beziehungen hätten dafür nicht gereicht, mein Kind im Kindergarten unterzubringen, weil ich nur eine kleine Sekretärin war. Aber der Kommandant selbst hat dann dafür gesorgt, dass ich für mein Kind einen Platz im Kindergarten bekommen habe. In der allerersten Zeit meiner Arbeit hat eine Nachbarin noch auf mein Kind aufgepasst und ich war in dieser Zeit immer sehr unruhig. Aber dann habe ich eben Glück gehabt. Es war für

mich auch ein Glück, dass mein Kind dort im Kindergarten Deutsch lernen konnte. Das war eine große Freude.

*Frau Manser:*

*(Sie erinnert an gemeinsame Erfahrungen bei Seminaren in Kreisau und in Kaliningrad, die sie und Nadja Tiptenko erlebt haben. Darin ging es um deutsch-russische Frauenbegegnungen.)*

Kannst du etwas nennen aus diesen Seminaren, was im Blick auf deine persönliche Geschichte für dich auch wichtig geworden ist?

*Frau Tiptenko:*

Ich möchte aber noch etwas ergänzen. Meine Begeisterung für die deutsche Sprache und für die Deutschen war nicht alles, was ich erlbt habe. Es gab auch große Enttäuschungen.

Ich habe viele meiner deutschen Freunde nach der Wende verloren. Ich habe hier die Wende miterlebt. Mein Mann sollte eigentlich nach Afghanistan geschickt werden. Er war sogar schon beim Stab der Armee in Novosibirsk. Von da aus sollte er nach Afghanistan gehen. Es wird wohl jede Frau verstehen können, dass ich deshalb sehr geweint habe. Ich hatte immer Angst, dass er nicht lebendig wieder zurückkommen würde. Da war ja Krieg dort.

Dann kommt er plötzlich und sagt zu mir, ich sollte mir vorstellen, dass wir wieder nach Deutschland fahren sollten. Das wollte ich damals gar nicht glauben. Wir sind dann nach Jena gezogen. Im Frühjahr 89 war das. Dann kam die Wende und ich habe mich darüber für meine Freunde so sehr gefreut. Eigentlich habe ich mich auch für alle Deutschen gefreut. Wir durften zu der Zeit nicht nach draußen. Die Kaserne wurde vollkommen abgeriegelt. Posten standen überall, die Offiziersanwärter durften nur mit Offizieren herausgehen oder in Gruppen.

Vor der Wende sind meine beiden Töchter sogar alleine in die deutsche Musikschule gegangen. Sie waren sehr selbstständig und ich habe auch wieder gearbeitet. Plötzlich ging das nicht mehr. Meine Töchter durften nicht mehr in die Schule. Es wurde für uns sehr gefährlich. Aus uns wurden plötzlich die Besatzungstruppen. Wir hatten uns nicht als Besatzungstruppen gefühlt. Vor allem ich hatte mich nicht so gefühlt. Dann plötzlich hieß es, dass wir Feinde wären. Wir wären hier Fremdkörper und wir müssten raus. Wir müssten raus, egal wohin, auch wenn wir keine Wohnung hätten, auch wenn in Russland niemand auf uns warten würde, auch wenn bei uns die Perestroika angefangen hatte, auch wenn die Sowjetunion schon zusammengebrochen war.

Es war eine schlimme Situation, über die ich aber hier nicht sprechen möchte.

Aber die deutschen Freunde, die ich für Freunde gehalten hatte, waren plötzlich keine Freunde mehr. Sie wollten nicht mehr mit mir kommunizieren. Wenn ich sie besuchen wollte, ging das nicht - oder wenn ich sie eingeladen habe, dann sind sie einfach nicht mehr erschienen. Sie haben nur noch nach Westen geguckt, das war für sie interessanter. Ich konnte sie ja auch irgendwo verstehen. Endlich konnten sie ihre Verwandten besuchen. Endlich konnten sie dort Freunde besuchen. Aber dass es so plötzlich passiert ist, dafür war ich gar nicht vorbereitet. Es gibt ja auch so ein gutes deutsches Sprichwort: *šIn der Not kommen Freunde auf ein Lotó.* Es sind dann nur noch ganz wenige geblieben ó das ist tatsächlich so. Aber einige wenige sind doch geblieben. Die haben mir dann sehr geholfen, weil ich in der Zeit alleine geblieben war. Mein Mann wurde mit seiner ganzen Technikabteilung in die Sowjetunion versetzt. Wir als Sowjet-Frauen hatten keine Pässe, keine Ausweise. Ich hätte darum auch gar nicht reisen können. Ich bin ohne Papiere und mit zwei Töchtern geblieben. Ich habe darauf gewartet, dass der Kommandeur meines Mannes aus Sibirien zurückkommt und dass er dann in Dresden für uns alle und für mich Pässe besorgen würde. Viele der Kommandeure sind nicht einmal zurückgekehrt. Mein Mann ist aber zurückgekehrt. Ich habe dann auch einen Pass bekommen

und ich durfte nach einem weiteren Monat reisen. Ich war mit meinen beiden Töchtern die einzige und letzte in einem großen fünfstöckigen Haus geblieben. Ich hatte in der Zeit in dem Haus immer eine tierische Angst gehabt. Ich hatte keine Nachbarn und war ganz alleine und es gab immer viele Jugendliche, die ganz aktiv waren. Ich lebte ganz oben, aber ganz alleine mit meinen Kindern. Das war für mich eine traurige Zeit.

Zurück nun zu deiner Frage, Hannah. Ich wollte aber das noch erzählen dass ich beides erlebt habe, Glück und Enttäuschung, Trauer, Unglück. Neben all der Freude ó das gehört auch zum Leben.

*Frau Manser*

*öffnet die Diskussion zum Plenum hin.*

*Eine Frau aus dem Publikum fragt nach:*

Mich würde interessieren, wie du glauben gelernt hast, wenn du doch so erzogen worden bist? Gerade gestern haben wir dazu in dieser Tagung schon viel gehört, wie es in einer atheistischen Umgebung fast unmöglich war, zum Glauben zu kommen. Du bist doch jetzt sehr aktiv und tust ganz viel in der Kirche, wie ist das zu Stande gekommen?

*Frau Tiptenko:*

Ich bin erst 2004 konfirmiert worden. Da war ich 48 Jahre alt.

Wie bin ich zur Kirche gekommen? Wie bin ich zum Glauben gekommen?

Auch das habe ich der deutschen Sprache zu verdanken! Ich habe in Omsk an einer Uni als Dozentin gearbeitet und eine meiner Kolleginnen hat mich gefragt, ob ich bereit wäre, bei einer Synode zu übersetzen.

Im Omsk hatten wir eine evangelisch-lutherische Kirche. Ein schönes Gebäude, das neu gebaut worden war. Ich habe in dem Moment gar nicht gewusst, dass es überhaupt so etwas gibt. Bis dahin war ich nie zu einer Kirche gegangen. Die Kollegin hat zu mir gesagt, dass sie Dolmetscher suchen würden. Daraufhin bin ich mit ihr hingegangen. Es war sehr anders als in der orthodoxen Kirche. Ich habe mich in diese Kirche sofort verliebt und in diese Ordnung, und wie die Pastoren das alles machen, - den ganzen Gottesdienst, ich konnte auch alles verstehen. Und der Pastor hat auch direkt zu mir gesprochen. Das war ganz anders als bei der orthodoxen Kirche bzw. dem Gottesdienst dort. Das alles war für mich ganz neu. Es war auch sehr schwer, dort alles gut zu übersetzen. Ich sah gar keinen Unterschied zwischen Pastor, Bischof, Erzbischof, Priester oder wie sie alle hießen: Sie waren hier für mich alle gleich. Und ich wusste auch nicht, was das Wort šSynodeō bedeutet. Ich kannte diese Gebete und auch diese Art der Versammlungen überhaupt nicht. Ich kannte das auch nicht, dass man aus der Bibel gelesen hat. Es wurden auch Geschichten von Jesus gelesen und ich kann mich an eine Stelle noch besonders erinnern: Ich stand also ganz vorne und habe den Gottesdienst bei dieser Synode übersetzt, und dann kam die Stelle, an der Jesus zu seiner Mutter sagt: šDu bist nicht meine Mutter!ō Für mich war das aufregend und empörend. Es war ja seine Mutter ó und wie konnte er dann so etwas sagen? Das war alles direkt schockierend für mich. Es war so neu ó aber gleichzeitig auch so interessant! Da habe ich beschlossen, dass ich darüber auch etwas lernen will. Und wenn so viele glauben, dann muss es ja etwas geben. Ich hab früher an mein Schicksal geglaubt. Dass es so etwas wie ein Schicksal gibt. Aber dann bin ich auch mit meinen Kindern öfters zum Gottesdienst gegangen. Meine Töchter sind noch ganz schnell auch in Omsk konfirmiert worden. Sie waren sehr begeistert. So etwas passiert ja bei Jugendlichen viel schneller als bei uns. Bei mir war zwar auch Begeisterung da. Aber ich war zur Taufe noch nicht bereit. Ich war noch nicht bereit, diesen Glauben anzunehmen. Ich habe gedacht, ich bin ja eigentlich orthodox und ich bin in Russland, wenn ich die Kirche wechsele, dann verrate ich mein Land. Und das ist ja auch eine ganz fremde Kirche.

Als die Synode vorbei war, bin ich noch geblieben. Die Gäste sind alle nachhause gefahren. Ich dachte, hier sind ja sehr viele Pastoren, und vielleicht kommt jemand auch aus dem Süden. In Omsk gab es damals den Bischof Seiler. Den mag ich sehr. Seine Frau auch. Er hat mir auch in meinem Leben sehr viel geholfen, auch in meinen Glauben. Er hat viel Geduld mit mir gehabt. Er hat immer wieder viel erzählt und erklärt. Dann durfte ich auch im Konfirmandenunterricht bei ihm übersetzen. Das konnte ich nicht bei jeder Stunde machen, weil ich an zwei Universitäten gearbeitet habe und auch noch abends beim Goethe-Institut. Das war nötig, weil bei uns die Lehrer so schlecht bezahlt wurden. Ich habe also sehr viel gearbeitet. Als dann am Ende des Konfirmandenkurses die Konfirmation kam, hat Bischof Seiler gesagt, dass er mich nicht konfirmieren würde. Ich hätte zu viel versäumt. Ich war sehr enttäuscht und traurig, ich hatte ja gedacht, er hat mir so viel erzählt, jetzt darf ich auch konfirmiert werden. Innerlich war ich bereit. Aber für ihn war es noch nicht richtig. Meine Familie und ich, wir sind dann nach Kaliningrad gegangen. Dort habe ich auch eine evangelisch-lutherische Gemeinde gefunden. Dann habe ich begonnen, in der Kirche beruflich als Dolmetscherin zu arbeiten. Ich habe dann auch im Büro gearbeitet und den Konfirmandenunterricht regelmäßig besucht. Ich habe da auch immer wieder übersetzt. Wir hatten immer sehr viele Pastoren aus Deutschland. Schließlich durfte ich dann auch konfirmiert werden.

*Frau Manser*

*gibt das Wort an einen Mann im Publikum.*

*Dieser Mann*

hinterfragt die Offenheit, mit der Nadja erzählt hat. Er hält das für eine Art von Naivität und interpretiert das alles als eine Schutzfunktion aus Angst heraus, mit der sie sich vor der Wahrnehmung der Realität damals schützen wollte. Der Grund, warum sie eigentlich in der DDR war, war ja realistischere Weise ein anderer, nämlich als Ehefrau eines Offiziers der Besatzungstruppen.

*Frau Manser*

*unterbricht und verweist darauf, dass die Übereinstimmung für die Tagung ist, erzählen zu dürfen und Erzählungen zuzuhören und sie nicht zu interpretieren.*

*Helmut Weiß:*

Ich möchte hier als Mitglied des Reflektionsteams sprechen. Ich möchte mich zunächst für ihre Lebensgeschichte und das, was sie erzählt haben, bedanken. Ich muss Ihnen gestehen, dass ich solch eine Geschichte zum ersten Mal höre. Diese Geschichte ist mir sehr fremd. Die Welt, von der sie erzählen, ist so weit weg, dass ich mir das kaum vorstellen kann. Es ist da eine große Fremdheit. Ich kann diese Fremdheit an manchen Punkten auch überhaupt nicht überspringen.

Das geht mir auch in anderen Fällen so, wenn ich Geschichten von Menschen aus ganz anderen Kontexten, aus ganz anderen Systemen höre, dass ich dann den Eindruck von Entfernung und von Fremdheit habe.

Das ist das eine.

Das andere ist, dass ich mich Ihnen ganz nahe fühle. Ich fühle mich Ihnen nahe mit Ihrer Spontanität, mit ihrer Aufgeschlossenheit.

Es gibt also zwei Ebenen, die nicht zusammenkommen, wenn ich Ihnen zuhöre. Und ich denke, das ist ein Merkmal, das uns immer wieder begegnet ó auf jeden Fall mir immer wieder begegnet: fremde Geschichten - und doch eine mögliche Beziehung.

Mich beschäftigt, wie ich damit umgehen soll.

Ich habe aber doch noch eine Frage: Ich hatte mir etwas anderes vorgestellt bei ihrem Referat.

Ich hatte gedacht, ich würde etwas hören über *Škommunistische Zeit*. Da bin ich jetzt etwas ratlos. Das klingt für mich so, als ob es für sie keinen Kommunismus gegeben hätte. Ich habe für mich jedenfalls wenig darüber gehört. Sie haben gesagt, dass sie studiert haben, Marx und Engels studiert haben. Die Heroen des Kommunismus. Was hat Ihnen das bedeutet? Was hat Ihnen diese Philosophie bedeutet, wie hat sie Sie beeinflusst?

Es ist also für mich auch noch vieles neben der Fremdheit und neben der Nähe offen, wo ich noch weiter auf Sie neugierig bin.

*Ein Mann aus dem Plenum:*

Als Sie in Halle angekommen sind, bin ich etwa um die gleiche Zeit in der Bundesrepublik Deutschland angekommen. Wir beide sind nicht weit voneinander entfernt geboren, beide in Nord-Kasachstan. Aber ich bin damals in der Bundesrepublik Deutschland gelandet. Soviel zur Einleitung.

Für mich ist die Frage spannend, wie Sie das heute erleben, wie Sie heute das Miteinander von Christinnen und Christen in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Russland erleben, das Miteinander von denen, die während der Zeit des Kommunismus ihr Christsein gelebt und erlitten haben, und von denen, die später aus der kommunistischen Partei oder ihr nahestehend heute in die Evangelisch-Lutherische Kirche eingetreten sind. Wie gestaltet sich das Miteinander heute - aus Ihrer Sicht?

*Klaus Dieter Cyranka:*

*(Reaktion auf die Bemerkung von Helmut Weiß)*

Es kommt wohl immer auf den Hintergrund und Kontext an, den man erlebt hat und von dem aus man eine Geschichte hört.

Mir ist der Hintergrund sehr lebendig. Was ich eben gehört habe, das hat mir überhaupt keine Schwierigkeiten bereitet. Ich bin voll in meinem Gefühl gewesen. Und diese ganze Welt, die auch eine schreckliche war, ist noch einmal an mir vorbei gezogen. Für mich war es sehr emotional, ein ganz lebendiger Kommentar über die Zeit und zu der Bedeutung des Kommunismus.

*Frau Manser:*

Können wir vor allen Dingen die Frage nach dem Miteinander von Christen in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Russland aufnehmen?

*Frau Tiptenko:*

Ich habe hier bei uns in der Tagung einen Mann gesehen, der das auch alles weiß. Er war jahrelang als Professor im theologischen Seminar tätig bei uns in St. Petersburg. Er hat russische Pastoren für meine Evangelisch-Lutherische Kirche ausgebildet. Mit ihnen arbeite ich heute bzw. besser gesagt, sie mit mir, weil ich heute Koordinatorin für Frauenarbeit in der Propstei Kaliningrad bin. Diese Begeisterung am Glauben ist bei mir nicht vergangen, ich bin immer noch begeistert, ich bin immer noch beim Lernen. Ich habe noch viele Lücken und viele Fragen, weil ich Germanistik studiert habe und nicht Theologie. Deshalb bin ich unendlich dankbar den deutschen Pastoren gegenüber, den deutschen Frauen gegenüber aus den verschiedenen Vereinen ó so wie Hanna, die damals Frauen aus Mitteldeutschland in Kontakt gebracht hat ó dass sie alle zu uns kommen, dass sie sich bereit erklärt haben, uns zu helfen. Es ist so: Wir haben bei uns im Gebiet viele kleine Gemeinden, Dorfgemeinden, das sind meistens acht oder zehn Menschen, die einmal die Woche zusammen kommen, um zu beten, und zu denen einmal alle zwei Wochen ein Pastor kommt. So wie ich, haben diese Frauen viele Fragen: Warum hat der Pastor ein Talar, warum ist der schwarz, wie kann man den Altar schmücken, passen künstliche Blumen dazu oder müssen Blumen frisch sein? Welche Lieder singen wir

zu Ostern, ist es nicht verkehrt, wenn wir russisch singen, wir verstehen Deutsch nicht mehr ó und der Pastor singt deutsch? Oder wie verläuft der Gottesdienst, wie muss das sein? Wie kann ich noch mehr für meine Gemeinde tun und was? Wie feiere ich kirchliche Feiertage, wie beerdige ich meinen Nächsten, was sagt man bei der Beerdigung, wenn ich ein Gemeindeglied bin, wenn ich zur Kirche gehöre, wenn ich jetzt Christ bin? In der kommunistischen Zeit war für uns alles klar. Diese Zeit hat sehr lange gedauert, und wir haben gewusst, wie es läuft. Wir haben das alles in der Schule gelernt. Aber jetzt als Christ zu leben, das ist neu. Für die Frauenarbeit und für die Frauen aus Deutschland, die uns besuchen, dafür können wir nur einen ganz großen Dank sagen und für das, was sie mitbringen: die Bücher und die Bibeln und alles, was wir aus Deutschland bekommen.

Wir feiern den Weltgebetstag und das haben wir auch den deutschen Frauen zu verdanken. Ich bekomme Materialien aus dem Weltgebetstagskomitee ó ich übersetze das alle ins Russische und wir verteilen die Vorschläge an die Dorfgemeinden. Ich erzähle, wie man sich in dem Land, aus dem die Liturgie des Weltgebetstages kommt, kleidet oder wie die Leute dort leben. Wir machen Workshops. Solche Sachen habe ich früher nicht gekannt, solche tollen Sachen und Methoden. Das habe ich alles gelernt. Das will ich auch weiter erzählen, weil es sehr schön ist, heute als Christ zu leben.

Zu Ihrer Frage von vorhin, ob ich heute Angst habe? Angst habe ich heute nicht. Ich hatte diese Angst auch damals nicht in der Zeit in Jena. Es gab den Präsident Gorbatschow und die Zeiten waren lockerer geworden. Wir konnten auch schon atmen und es kam frische Luft auch von der Regierung auf.

Ich habe in dieser Zeit in einer sowjetischen Schule als Deutschlehrerin gearbeitet und ich hatte Kontakte zu einer deutschen Schule. So wie ich eines Tages in die Klinik gegangen war, so bin ich eines Tages auch in eine nahe liegende deutsche Schule gegangen hat. Da habe ich eine Lehrerin gefunden, die bereit war, mit ihrer Klasse zu uns zu kommen. Dann haben wir gemeinsam Picknick gemacht und alles Mögliche. Wir haben auch Ausflüge zusammen gemacht. Wir zwei, wir Lehrerinnen, sie als Englischlehrerin, und ich als Deutschlehrerin in der sowjetischen Schule, wir und unsere Kinder haben bis heute noch Kontakt miteinander aus diesen beiden Klassen heraus.

Angst habe ich nicht im Hintergrund gehabt. Sie irren sich.

Angst um die Gesundheit meines Mannes heute oder Angst um meine Mutter, dass sie jetzt allein ist, ja! Angst habe ich auch um meine Kinder, wie es ihnen immer weiter geht. Das sind aber eher ganz menschliche Gefühle und dabei ist es auch egal aus welchem Land jemand kommt.

*Frau Manser:*

Ich habe die Memerkung und Frage so verstanden, dass auch nach der Angst in der früheren Zeit gefragt wurde. Wir haben noch drei Tage hier miteinander Zeit und wir begegnen uns auch beim Essen oder sonst und man kann auch dort das eine oder andere noch nachfragen.

Ich habe das dringende Bedürfnis an dieser Stelle meine eigene Sicht einzubringen. Du hast einen Satz gesagt, der mich immer ein wenig elektrisiert, nämlich wenn du sagst: Wir sind den deutschen Frauen dankbar. Das hört sich so an, als kämen wir zu euch, um euch Gutes zu tun. Mir ist aber immer ganz wichtig zu sagen, dass diese Begegnungen für uns in Deutschland mindestens ebenso wichtig sind wie für euch. Sie sind für unser Lebensgefühl wichtig. Ich beschreibe das immer so: Ich komme mit einer Gruppe von Frauen mit einem relativ hohen Lebensstandard und wir treffen auf Gruppen mit einem niedrigen Lebensstandard. Ich komme mit Frauen, deren Lebenshoffnung eher nach unten geht, und treffe auf Frauen, deren Lebenshoffnung eher nach oben geht. Es ist die freudige Erwartung auf das, was das Leben

noch bringt, was mir der Glaube schenkt, was durch den Glauben und durch unsere Begegnungen möglich ist. Wir treffen uns und fahren reich beschenkt zurück.

Die Begegnung für uns mit euch ist sehr wichtig. Wir haben zum Teil eine gemeinsame Geschichte. Dass wir im Ostblock groß geworden sind, das verbindet uns. Wir treffen bei unseren Besuchen in Russland auf Menschen, die waren in unserem Land stationiert, und ich habe sie nicht wahrgenommen! Unsere Großeltern haben durch den Zweiten Weltkrieg eurem Volk Furchtbares angetan. Das ist alles mit dabei. Es bedeutet mir viel, euch zu begegnen.

(Längeres Schweigen)

*Sabine Beck:*

Ich möchte hier noch etwas sagen - auch in meiner Rolle als Mitglied des reflektierenden Teams.

Mich hat das sehr berührt, was Sie erzählt haben, Ihre ganze Lebensgeschichte. Es traf auch auf eigene Erfahrungen, die wir in der DDR gesammelt haben.

Aber was mich besonders bewegt, wenn ich auf Ihre Erzählung schaue, ist die Frage, wie die heutige Nadja auf die zurückblickt, die sie früher einmal war? Mit welchen Gefühlen? Da war ja nicht nur ein Bruch in der Politik, der Zusammenbruch des Kommunismus, den wir erlebt haben. Ich habe auch sehr stark empfunden, dass es einen eigenen Bruch gab, eine eigene Wende sozusagen. Wie ist das jetzt auf die zurück zuschauen, die Sie früher waren?

*Frau Tiptenko:*

Es ist eine sehr interessante Frage, ob ich mit der Zeit anders geworden bin, als ich war. Das sich muss sich mehr erst überlegen.

Es ist durchaus anders, mit dem Glauben zu leben. Glauben Sie mir das bitte. Ohne Glauben kann man auch leben. Aber mit dem Glauben verändert sich die Welt und man kann jeden Tag wertschätzen, neu entdecken, lernen und es irgendwie anders erleben ó das ist schwer zu erklären. Aber ich bin glücklich, dass ich lebe, und ich bin sehr dankbar, dass ich Christin geworden bin. Ich bin den Menschen sehr dankbar, die mir diesen Weg gezeigt haben, und auch dafür, dass Gott diesen Weg für mich gewählt hat. Dass ich in der kommunistischen Zeit auch gelebt habe, dafür bin ich auch dankbar, weil ich das sonst nicht verstanden hätte. Ich hätte mich nicht so gefreut auf das andere Leben und hätte es auch nicht gewusst, dass es irgendwie anders sein kann. Hanna, du hast mir erzählt, dass die Kirche immer für dich so selbstverständlich war und der Glauben auch. Du bist in einer Pastorenfamilie geboren. Ich aber überhaupt nicht. Ich bin wirklich glücklich, dass ich jeden Tag etwas entdecke, - dass ich die Bibel jetzt lesen kann. Ich besitze auch eine Bibel und auch das ist wunderbar.

*Sabine Beck:*

Ich meine jetzt damit auch das andere noch, dass Sie ja relativ naiv dem Kommunismus gefolgt sind, so wie Sie das jetzt beschrieben haben. Die kommunistische Ideologie, wie Sie das jetzt beschrieben haben, war Ihnen so selbstverständlich.

*Frau Tiptenko:*

Ja, das war alles so selbstverständlich. Wir haben das nicht kritisiert. Ich weiß, dass in Moskau, in den großen Städten andere Jugendlichen waren, die waren viel kritischer, und es gab auch welche, die protestiert haben gegen das System. Ich aber nicht ó ich nicht. War ich naiv oder bin ich so erzogen worden oder hatte ich dafür keine passende Umgebung, keine dafür passenden Eltern gehabt, dass sie nicht gegen dieses System waren?

*Eine Frau aus dem Plenum aus Polen:*

Ich möchte dazu etwas sagen, wie Sie zu ihrem Glauben und zu der Evangelischen Kirche gefunden haben.

Im Jahr 1979 kam aus Petersburg ein junger Mann, ein Wissenschaftler zu meinem Mann (der als Professor für Mathematik an der Universität in Wroclaw arbeitet) dienstlich. Das war damals am 7. November, diesem wichtigen Feiertag. Es war noch ein anderer Professor aus Petersburg dabei, auch ein junger Mathematiker aus Jena und noch andere Kollegen meines Mannes. Ganz unverhofft besuchte uns ein Pfarrer aus unserer Pfarrgemeinde. Er wollte etwas übermitteln. Da sah ich in den Augen von dem jungen Herrn solch einen Schreck. Er wurde ganz stumm. Ich dachte, was das wohl sein könnte. Erst dann habe ich überlegt, dass es ihm wohl unmöglich war, dass ein Geistlicher in eine Familie nach Hause kommt. Er hatte bestimmt Angst gehabt, dass das irgendwie rauskommt und dass er dann aus diesem Grunde Schwierigkeiten bekommen würde. Das ist die erste Begegnung, die mir einfällt.

Danach waren wir mit diesem jungen Mann oft zusammen, wir haben zusammen Reisen gemacht und wir wollten ihm etwas von Schlesien zeigen. Wir waren auch an einem Pilgerort, der mir persönlich sehr nahe liegt. Er hat dann gefragt, ob er mitkommen und ob er am Gottesdienst teilnehmen dürfte. Wir haben ihn eingeladen und ihm Verschiedenes erzählt. Als ihn seine Frau etwas später besuchte, sind sie beide nach Krakau gefahren und dort wollten sie in die Kathedrale gehen. Er hat sich aber nicht getraut. Er hat später erzählt, dass dann aber ein Priester zufällig daher kam und er dem Priester sagte, er käme aus Russland käme, sei nicht gläubig, möchte aber gerne die Kathedrale besichtigen. Dürfe er das? Der Priester hat ihn dann sehr herzlich eingeladen und die beiden sind ins Gespräch gekommen. Als er zu uns zurückkam, sagte er: „Das ganze Jahr habe ich hier mathematisch vielleicht nicht sehr viel gearbeitet, aber für mich oder für uns beide war dieser Besuch sehr wichtig. Wir haben durch ihn unsere ganze Lebensansicht geändert. Wir haben jetzt andere Prioritäten. Das ist das Wichtigste, was wir in diesem Jahr hier bekommen haben.“

*Ein Mann aus dem Plenum:*

*(dankt Frau Tiptenko noch einmal für ihre Schilderung. Er erzählt von einem Projekt seiner Kirchengemeinde, mit dem sie in den letzten zehn Jahre oft in eine Stadt in Weißrussland gefahren sind, um dort eine alte lutherische Gemeinde wieder zum Leben zu erwecken. Das war schwer und belastend. Die Fröhlichkeit und die Freude über das Glück des Glaubens hätte er dort aber niemals erlebt. Die Erfahrungen für ihn dort wären so schlimm gewesen, und auch so bedrückend, dass gar nichts von Begeisterung zu spüren gewesen wäre. Da wäre nur etwas zu spüren gewesen von Regeln, die man einhalten musste und von gegenseitigen Vorwürfen in der Gemeinde.)*

Mich freut es sehr, dass Sie das alles so anders sehen können. In Kaliningrad sieht es bei den Lutheranern offensichtlich ganz anders aus als in Weißrussland. Die Gemeinde, die wir besucht haben, hat sich dann irgendwann folgerichtig auch abgespalten von der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Russland. Denen wünschte ich etwas von ihrer Freude!

*Ein Mann aus dem Plenum:*

Ich danke Ihnen sehr für diesen Einblick in diese Zeit, in der Sie in der Kaserne in der DDR gelebt haben. Das war für uns DDR-Bürger ein weißer Fleck auf der Landkarte. Wir konnten nichts mitkriegen, was hinter den Kasernenmauern passierte. Ab und zu hörte man, dass sich ein Offiziersanwärter erschossen hätte. Das sprach sich bei uns herum durch mündliches Weitererzählen. Was mir besonders wichtig war und was mich sehr berührt hat: Ihr Bericht über das Leben als „normale Sowjetbürgerin“, ohne christlichen Hintergrund. Sie haben gesagt, dass das alles gut gewesen sei und Sie sich wohl gefühlt hätten. Sie waren sozusagen überzeugt von dem System und meinten, dass das alles so richtig wäre. Ich bin in einer Pfarrfamilie groß geworden, ich habe also von Anfang an in Opposition zu unserem Staat gelebt.



Ich war sozusagen auf der Seite *meiner* Gruppe ó und die anderen, die Leute, die so wie Sie aufgewachsen sind, das waren für mich wirklich šdie Anderenõ. Zu denen hatte ich keinen Kontakt oder nur ganz wenig Kontakt. Und ich habe mich auf Kontakte auch nie eingelassen. Darum bin ich Ihnen sehr dankbar, dass sie mir diese Zeit nochmal aus dieser anderen Sicht nahe gebracht haben. Danke sehr.

*Frau Manser:*

Danke Nadja, dass Du uns in dieser Offenheit und Fröhlichkeit und in deinem Glaubensmut dieses alles erzählt hast!

Wenn Du zu dem, was Du hier gehört hast, noch etwas sagen möchtest, dann möchte ich Dir das letzte Wort übergeben.

*Frau Tiptenko:*

Ich danke dir für unsere Freundschaft, ich danke Gott, dass er unsere Wege zusammengeführt hat, Du, Hanna, bist eine große Hilfe für mich in meinem Leben geworden und für die Frauenarbeit auch.

Ich danke auch allen hier für die Aufmerksamkeit. Das war nicht leicht, anderthalb Stunden zu sitzen, zu hören und ganz fremden Menschen zuzuhören. Ich danke auch für alle Fragen, sie waren sehr wichtig für mich und ich hoffe, dass ich durch diese Fragen auch noch einmal über mein Leben weiter nachdenken kann, was richtig war und was falsch war.

Ich kann noch weiter darüber nachdenken, wie schön es ist, dass es Gott gibt und dass er mir geholfen hat, diesen Weg zum Glauben zu finden und wie arm ich früher ohne Gott war. Ich beneide alle, die als Kinder in gläubigen Familien aufgewachsen sind. Aber ich kenne eben auch ein anderes Leben, und das ist gut so. Wir alle gehören zu den glücklichen Menschen, die die Wende erlebt haben. Das kann nicht jeder für sich sagen. Wir aus dem Osten, wir kennen zwei Welten.

Ich wünsche Ihnen allen, jeden Tag Glück zu finden. Auf dieser Welt zu leben, das ist ja Glück!

# Slowakei

---

## Mut zum Leben des Glaubens in der Öffentlichkeit

### Gesellschaftlicher Kontext und persönliche Geschichten im Dienste des Herrn

*Julius Filo*

#### Ein paar Bemerkungen zur Einführung

Diese Konferenz hier in Kreisau gibt uns die Chance, eigene persönliche Geschichten zu erzählen, um aus diesen Geschichten lernen zu können. Dahinter steht sicherlich eine Überzeugung, dass das Erlebte eine breitere Bedeutung hat als nur eine persönliche. Die einzelnen Geschichten, wenn sie zusammen getragen und wirken dürfen, gewinnen eine gesellschaftliche Kraft.

Ich verstehe die Intention dieser Tagung auch so, dass man sagen will, dass das Erlebte unter schwierigen Umständen eine dauerhafte Bedeutung hat. Es soll nicht vergessen werden, was in kommunistischer Zeit geschehen ist. Es ist wichtig, weil diese schwierige Zeit für die Kirche und Theologie nicht nur eine Belehrung für ähnliche schwierige Zeiten hinterlassen soll. Es war vor allem eine Zeit für eine authentische Existenz des Glaubens, echte Erfahrung der Gottes Gnade und Wärme der christlichen Gemeinschaft unter spezifischen Begebenheiten.

Das gegenseitige Teilen der persönlichen Geschichten aus der Slowakei, wenn wir es gewagt haben, sie uns gegenseitig zu erzählen, brachte oft die Erfahrung mit sich, dass auch in unserem Land sehr unterschiedliche Umstände geherrscht haben. Es gab auch unterschiedliche Erfahrungen mit dem Leben des Glaubens in der Öffentlichkeit. Wenn man die Gründe dafür zu erforschen versucht, macht man verschiedene Entdeckungen:

- Die Stärke der christlichen Kirchen war an bestimmten Orten unterschiedlich. Es gab in der Slowakei eine Ost-West-Asymmetrie. Im Osten war und ist das religiöse Leben intensiver.
- Es gab auch unterschiedliche Fähigkeiten, die persönliche und öffentliche Intensität des geistlichen Lebens der Kirchen zu bewahren.
- Es gab unterschiedliche Perioden im Laufe der Zeit – leichtere und schwierigere.
- Die Boshaftigkeit der politischen Herrscher zeigte sich mehr an bestimmten Orten als anderswo. Und nicht zuletzt:
- Die Unterschiede kann man auch in der persönlichen Verarbeitung und Überwindung der Ereignisse durch den eigenen durch die Gnade Gottes gestärkten Glauben feststellen.

---

*Bp Prof. Dr. Julius Filo*; ehemaliger Generalbischof der Evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in der Slowakei; Professor für Praktische Theologie an der Evangelischen Theologischen Fakultät der Comenius Universität in Bratislava; Prodekan der Fakultät.

Ist das Thema dieser Tagung noch heute relevant? Für wen ist es interessant? Warum ist es wichtig, die persönlichen Erfahrungen zu teilen? Mehr als 21 Jahre nach der Wende sind im öffentlichen Leben viele Menschen, die den Kommunismus nicht mehr erlebt haben. In der Kirche sind viele neue Mitarbeiter beschäftigt. In der Kirche sind die Wandlungen vielleicht sogar stärker als in der Gesellschaft: Mehr als 70% unserer Pfarrer haben ihren Dienst nach 1989 angefangen und so haben sie kaum persönliche Erfahrungen mit der Mission der Kirche unter kommunistischer Herrschaft.<sup>1</sup>

Das Anliegen dieser Tagung kann sicher nicht nur pastoral sein. Es geht nicht nur darum, dass man die älteren Mitarbeiter und Mitglieder der Kirche begreift und als einen integralen Teil des Dienstes und der Kirche versteht und akzeptiert. Sicher geht es letztlich um die Einheit der Kirche, um das Wahrnehmen der Aufgabe der Kirche in der Welt unter den jeweils herrschenden Umständen.

### 1) **Autobiografische Daten und Rahmenereignisse**

Wenn ich jetzt zurückblicke, sehe ich, dass ich in vielerlei Hinsicht meinem Gott dankbar sein kann. Er hat mich geschützt und gesegnet und durch schwierige Situationen geführt.

Ich wurde am 17. Dezember 1950 in einer Pfarrerrfamilie geboren. Ich lebte bis zu meinem 19. Lebensjahr zusammen mit meiner Familie, dort wo mein Vater Pfarrer war, nämlich in Vy-ná Boca, Poprad - Velká. In Velká habe ich die Grundschule besucht und danach eine allgemeinbildende Mittelschule in Poprad bis 1969.

Verbunden mit viel Hoffnung auf Humanisierung und Demokratisierung des Sozialismus habe ich sehr intensiv den Prager Frühling 1968 miterlebt. Nach dem Einmarsch der Truppen der sozialistischen Nachbarländer, vor allem der Russen, in die damalige Tschechoslowakei habe ich mich an den Protesten beteiligt. Abitur habe ich in einem humanistisch ausgerichteten Studiengang mit sehr viel Englisch, Französisch, Lateinisch und Geschichte gemacht. Unser Jahrgang musste wegen der Liberalisierung der Dubcek-Zeit in Russisch kein Abitur machen. Wir konnten zwischen English, Französisch und Russisch wählen. Drei meiner Lehrer hatten in der persönlichen Biografie deutlich etwas mit der Kirche zu tun. Der Vertreter des Direktors war ein ehemaliger katholischer Theologe, der auch eine Theatergruppe leitete, in der ich auch mit Freude mitgewirkt habe. An der Schule arbeiteten auch zwei Töchter eines evangelischen Pfarrers. Die Stimmung an der Schule war gut.

Als ich angekündigt, Theologie studieren zu wollen, führte ich mehrere interessante Gespräche mit Professoren – niemand hat jemand versucht, mich davon abzuhalten. Bei meiner Wahl des Hochschulstudiums war deutlich, dass ich frei bin, eine Möglichkeit zwischen vielen zu wählen. Mein Vater freute sich über meine Wahl, er hat mir immer die Freiheit der Wahl gelassen und zugleich deutlich gemacht, was diese Entscheidung mit sich bringen wird. Ich habe damals meinen Freunden erzählt, dass der geistliche Dienst das ist, was die Gesellschaft braucht. Und ich habe auch gespürt, dass mein Herr diesen Weg für mich eröffnet hat und mich in diesem Dienst braucht. Sicher war auch die Intensität meiner Beteiligung an dem Gemeindeleben ein Grund dafür.

Ich habe vom 10. bis 19. Lebensjahr in der Kirche regelmäßig bei den Gottesdiensten Orgel gespielt und mich an allen Aktivitäten beteiligt. Ich habe mich oft über die klaren, kommunikativen Predigten mit meinem Vater unterhalten.

---

<sup>1</sup> Im Jahre 1994 haben in der Evangelischen Kirche A.B. in der Slowakei 252 Pfarrer, davon 37 Rentner, gewirkt. Im Jahre 2006 waren es 378 Priester und davon 28 Rentner. Mehr als 250 Geistlichen waren jünger als 42 Jahre. Siehe mehr in: Filo, J. Holcik J: *V slufbe obnovy a jednoty* S. 674

Theologie habe ich in Bratislava 1969 ó 1974 absolviert. Im Studienjahr 1973 ó 74 verbrachte ich mit drei anderen Kollegen zwei Semester an der Sektion Theologie der Karl-Marx-Universität in Leipzig. Dort habe ich neue Dimensionen der Theologie und des Dienstes kennen gelernt, ich nenne diese drei wichtigsten:

- Öffentliche Jugendarbeit und Evangelisationen unter der Jugend.
- Diakonie der Kirche und die Diakonik als Theologische Fachdisziplin. In der Slowakei war die gesamte diakonische Arbeit der Kirche verstaatlicht. Die Kirche konnte sie nicht organisieren und nicht durchführen. Alle vier Slowaken in Leipzig haben in den Semesterferien diakonische Praktika in den Anstalten der Diakonie in der DDR absolviert. Diese Erfahrung war auch für meinen wissenschaftlichen und pädagogischen Weg sehr wichtig.
- Einkehrtage als ein Instrument der geistlichen Erneuerung. Ich habe mich zweimal an den šstillen Tagenõ in Heiligenstadt unter der Leitung von dem evangelischen Pfarrer Dr. Wolf aus Holzhausen bei Leipzig beteiligt. Da habe ich einen starken Schub in meiner Entscheidung erfahren, als Pfarrer Gott zu dienen.

Ich bin zusammen mit zehn anderen Kollegen im Jahre 1974 ordiniert worden und dann zu einem Dienst als Vikar nach Rufflombrok (Rosenberg) ausgesandt worden. Dort habe ich meine heutige Ehefrau Anna getroffen. Die Trauung war im Juli 1976 zuerst standesamtlich und gleich danach in der Kirche.

Ich bin nach einem Jahr des Vikariats an die theologische Fakultät als geistlicher Leiter des Studentenheimes berufen worden. Ich war auch lehrend als Assistent aktiv und habe zugleich das Doktorandenprogramm mitgemacht. Das Thema der Dissertation war šDas Leben und der Tod im Hellenismus und im Neuen Testamentõ. Mein Doktorvater war Prof. ThDr. Karol Gabri-. Meine zweite fachliche Ausrichtung war die Praktische Theologie. Im Jahre 1981 wurde ich promoviert. Seit dieser Zeit habe ich die Stelle des Dozenten der Praktischen Theologie eingenommen.

Im Jahre 1984 habe ich mit einer relativ großen Gruppe von Theologiestudenten an der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes (LWB) teilgenommen (in Budapest, Ungarn; Motto: "In Christus - Hoffnung für die Welt"). Ich habe in der Jugend-Vorkonferenz, die der LWB missionarisch sehr klug zu einer Massenbegegnung von Jugend aus Ost und West gestaltete, in einer Podiumsdiskussion zum Thema šBekenntnis zu Christus in einem sozialistischen Landõ gesprochen. Diskussionsleiter des Podiums war Rev. Risto Lehtonen. Er suchte damals einen Jugendkoordinator für den Lutherischen Weltbund. Dafür bewarb ich mich und erhielt die Stelle. Zusammen mit meiner Familie bin ich mit gewöhnlichen Reisepässen im Sommer 1985 in die Schweiz nach Genf an den Sitz des LWB ausgereist. Diese Aufgabe hat mich mit missionarischen Jugendleitern aus der ganzen Welt zusammen geführt. Es war für mich eine große Ehre, für den Herrn in dieser Aufgabe zu dienen.

Im Jahre 1990, das heißt gleich nach der Wende, sind wir wieder zu Aufgaben in der Slowakei zurückgekommen. Dort war ich ein Jahr lang Dekan der Fakultät, danach 12 Jahre Generalbischof der Ev. Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in der Slowakei, parallel dazu zehn Jahre lang im Vorsitz des Ökumenischen Rates der Kirchen, Mitglied des Rates des LWB in Genf und sieben Jahre Vizepräsident des LWB. Ich arbeite z. Z. als Professor an der Evangelischen Theologischen Fakultät, die seit 1990 Teil der Komenius Universität in Bratislava ist. Wir haben nach der Wende neue Studiengänge entwickelt, etwa die Ausbildung der Religionslehrer, die als Sprachlehrer zugleich an der Pädagogischen Fakultät ausgebildet werden. Wir haben auch das Studienprogramm Evangelische Theologie auf den sozialen Dienst und auf Management des sozialen Dienstes ausgerichtet und entwickelt. In diesem Bereich studiert heute etwa die Hälfte aller Studierenden, um später diakonisch aktiv zu sein. Nachdem

ich zwei volle Perioden des Dienstes als Generalbischof abgeschlossen habe, bin ich weiter als Pfarrer an der Stelle eines Vikars in einer aktiven Kirchengemeinde in Vrbovce tätig. Ich erachte meine Berufung zum Pfarrer als die erste und wichtigste.

## 2. Lebensgeschichten, die geformt und ermutigt haben

### *Familie und Gemeinde*

Ich bin in einer Familie des evangelischen Pfarrers Julius Filo aufgewachsen. Mein Vater hieß genauso wie ich; ich hatte an demselben Tag wie er Geburtstag, er war aber 29 Jahre älter. Meine Mutter arbeitete für uns in der Familie und war auch die erste freiwillige Mitarbeiterin meines Vaters in der Gemeinde. Mein Vater wurde im Jahre 1969, als ich in meinem ersten Studienjahr an der theologischen Fakultät war, zum Bischof des Ostdistriktes gewählt. Sicher war dies eine wichtige Tatsache, die meinen Dienst begleitete.

Die großen Privilegien meiner Kindheit waren: meine liebevolle Familie und die aktive Gemeinde. Meine Eltern haben mir vorgelebt, was Glaube bedeutet und wie er sich auch öffentlich artikulieren kann. Ich werde dazu Beispiele auf drei Ebenen präsentieren.

### *Die ermutigenden Erfahrungen in der Gemeinde und Kirche*

In der Kirchengemeinde Poprad-Velká, die 850 Mitglieder hatte und in den Jahren des Dienstes meines Vater wuchs, beteiligten sich am Sonntagsgottesdienst im Jahre 1969 durchschnittlich 250 Mitglieder. Am Samstagabend gab es immer einen Gottesdienst zur Vorbereitung zum Sonntag mit etwa 80 Beteiligten. Der Gemeindesaal war immer voll. Ich saß hinter dem Harmonium, spielte der Choräle und begleitete den Gesang. Kindergottesdienst wurde regelmäßig mit 80 ó 100 Kindern abgehalten.<sup>2</sup> Am Anfang des Schuljahres sowie am Ende waren Kinder mit Eltern um 7 Uhr morgens in der Kirche.

Nach dem Staatsverfassung Art 24 Abs. 3 sollte damals šdie gesamte Erziehung und das Unterrichtsweisen auf der wissenschaftlichen Weltanschauung beruhen und auf einer engen Verbindung der Schule mit dem Leben und der Arbeit des Volkesš.<sup>3</sup> Religionsunterricht war in der sozialistischen Schule gesetzlich möglich. Es war eine Pflicht des Pfarrers nach dem Gesetz 218 vom 10. 10. 1949 über die wirtschaftliche Sicherung von Kirchen und religiösen Gesellschaften durch den Staat § 5, diesen Unterricht kostenlos zu erteilen.<sup>4</sup> Es gab eine Woche im September, wenn die Eltern zu dem Direktor der Schule kommen konnten, um ihre Kinder zu dem Religionsunterricht anzumelden. Man versuchte die Eltern davon abzuhalten. Druck gab es auch oft durch den Arbeitgeber. Es waren trotzdem Kirchengemeinden, die in den Schulen die ganze sozialistische Zeit hindurch Religionsunterricht gehalten haben. Nach 1968 gab es eine Wiederbelebung dieses Programms vor allem in der Katholischen Kirche.

In der Schule meiner Kindheit gab es immer Religionsunterricht, zunächst acht Stunden pro Woche, dann sechs und vier. Zuletzt vor dem Jahr 1968 waren es 40 Kinder in 2 Stunden pro Woche.<sup>5</sup> Als Kind hatte ich keine Ahnung über die Schwierigkeiten, die es gab. In meinem Gedächtnis blieb die volle Klasse, Kinder saßen sogar auf dem Fußboden und wir haben die geistlichen Lieder gesungen und in der Schule die biblischen Geschichten gehört und gelernt.

In dem zweijährigen Konfirmandenunterricht und bei der Konfirmation waren wir 27 Kinder. Es war ein Ereignis, das ich klar in Erinnerung habe.

---

<sup>2</sup> FILO, J. 1998. *Spomienky a úvahy*. S. 92

<sup>3</sup> VOSS, E. 1984. Die Religionsfreiheit in Osteuropa. S 217

<sup>4</sup> VOSS, E. 1984. Die Religionsfreiheit in Osteuropa. S 220

<sup>5</sup> FILO, J. 1998. *Spomienky a úvahy*. S. 105

Ich kann mich gut an ein großes Treffen der Jugend im Seniorat (Kirchenkreis) erinnern, woran sich 1000 Jugendlichen im Jahre 1969 beteiligt haben.<sup>6</sup> Mein Vater organisierte es. Es gehörte seitdem zu den hellen Punkten der Biografie meines Lebens genauso wie die Treffen der Jugend und die Ausflüge der Jugend der Gemeinde.

Es gab auch stolze Erfolge, die uns Gott schenkte. Mein Vater hat irgendwann um 1962 eine Kirchengemeinde in Velký Slavkov als Pfarrer übernommen. Ich habe ihn als Organist immer begleitet. Als er dorthin kam, stellte er der Gemeinde die Frage, ob die Eltern die Kinder zum Religionsunterricht in der Schule angemeldet hätten. Die Antwort war: Nein. Er schreibt darüber: šDas hat mich traurig gemacht und es hat mich verletzt. Ich habe die Eltern mit Liebe ermahnt und gebeten, dass sie in dem nächsten Schuljahr nicht ihr Recht vergessen und die Kinder anmelden. Und ich sagte ihnen, dass in Velka Religionsunterricht ordnungsgemäß erteilt wird. Es hat geholfen. Im September waren alle 27 Kinder dieser Gemeinde angemeldet.<sup>7</sup> Und es gab noch etwas, was uns sehr gefreut hat. Die evangelischen Eltern haben auch die katholischen angesprochen und so haben auch die Katholiken wiederum Religionsunterricht in der sozialistischen Schule gegeben.

Zu den Siegen des Glaubens kann man wohl auch eine Geschichte aus der Konfirmandenarbeit in der Gemeinde meiner Kindheit zählen. šEtwa drei Wochen vor der Konfirmation haben die Kinder berichtet, dass sie der Genosse Direktor in der Schule nach dem Unterricht zu sich geholt hatte und eine atheistische Vorlesung hielt, um sie vom Glauben abzubringen und von der Konfirmation abzuraten. Danach hat er sie aufgefordert, dass sie mit der Hand abstimmen, dass sie nicht mehr glauben. Niemand aus der Gruppe der 20 Kinder hat dies gemacht. Das hat ihn sehr verärgert und es folgte noch eine Stunde atheistischen Unterrichts. Die Kinder wollten nach Hause und so haben sie danach die Hand gehoben. Der Direktor war zufrieden, die Kinder traurig. Am nächsten Tag beim Konfirmandenunterricht haben sie darüber berichtet. Einer von der Gruppe sagte: Wenn wir auch hundertmal in der Schule abstimmen müssten, wir werden doch an Gott glauben. In drei Wochen haben alle Kinder begeistert bei der Konfirmation ihren Glauben an Gott bekannt.<sup>8</sup>

Eine besondere Freude stellte der Kirchenchor dar, in dem ich später mitgesungen habe. Er sang vierstimmig, hatte 40 Mitglieder und diente in unserer Gemeinde regelmäßig über viele Jahre von 1952 bis 1970. Als mein Vater Konsenior wurde, diente der Chor auch in anderen Gemeinden.<sup>9</sup> Wenn der Chor geheimnisvoll unser Treppenhaus am Heiligen Abend füllte und das Lied šStille Nacht<sup>10</sup> anstimmte, war das das größte Geschenk der Weihnachten für uns alle.

#### *Die böse Macht zeigte sich schon in der Kindheit.*

In meinen Erinnerungen bleibt eine Erinnerung: Ich war elf Jahre alt als mein Vater mit einer Zahnbürste in der Tasche in der Wohnung auf dem langen Korridor hin und her lief. Er war besorgt. Einige seiner Kollegen waren verhaftet worden. In dieser Zeit gab es bei uns in der Wohnung regelmäßig Treffen der Pfarrbrüder im Dienst zur Vorbereitung der Predigten. Mehrmals war er durch die Polizei verhört worden, was ich später erfahren habe. Ich kann mich an die Besuche in der Pfarrei in der Gemeinde Spi-ská Nová Ves erinnern. Der Freund von uns, Pfarrer Julius Madarás, wurde 1962 mit anderen drei Freunden meines Vaters verhaftet. Dreijährige Strafe. Zwölf Monate war er im Gefängnis.<sup>10</sup> Ich kann mich an die Tränen, die Sorgen, aber auch an die Sammlungen und die Solidarität, derer man sich versichert hatte, erinnern. Grausamkeit der kommunistischen Macht.

<sup>6</sup> FILO, J. 1998. *Spomienky a úvahy*. S. 105

<sup>7</sup> FILO, J. 1998. *Spomienky a úvahy*. S. 106

<sup>8</sup> FILO, J. 1998. *Spomienky a úvahy*. S. 92f

<sup>9</sup> FILO, J. 1998. *Spomienky a úvahy*. S. 93

<sup>10</sup> UHORSKAJ, P ó TKACIKOVA, E. 1997. *Evanjelici v dejinach slovenskej kultury 2*. S 13.

Später erfuhr ich von den Wellen der Verhaftungen und Versetzungen der Pfarrer in den 50er Jahren. Ich habe aus den Zeugnissen der Märtyrer der Kirche viel gelernt, etwa durch meinen Vorgänger im Bischofsamt, ThB. Pavel Uhorskaj, der 1951 eine Gefängnisstrafe erhielt und darüber in seinem Buch *„Von Gott will ich nicht lassen“* eindrucksvoll berichtet.<sup>11</sup>

*Trotz der Gefahr und Feindschaft Interesse an der gesellschaftlichen Diakonie*

Folgendes gehörte auch zu meinen Erfahrungen aus der Kindheit, die mich geprägt haben. Ich werde nur ein Beispiel nennen.

Mein Vater war ein Fachmann im Bereich Imkerei. Im Bezirk von Poprad gab es einen sehr gut funktionierenden Verein der Imker mit 300 Mitgliedern. Ich war auch oft dabei, da ich von Kind an bei den Bienen geholfen habe. Der Pfarrer aus Poprad-Velka, also mein Vater, war der Geschäftsführer dieses Vereins. Es gab Schulungen, gesellschaftliche Anlässe, Treffen. Viele Tonnen von Honig wurden für die Wirtschaft verkauft. Die kommunistischen Genossen erfuhren davon und wollten eine Wiederwahl dieses Geschäftsführers verbieten. In seinen *„Erinnerungen und Erwägungen“* schreibt mein Vater darüber: *„In meinem Leben war ich nie in dem Bezirksbüro der Kommunistischer Partei, aber jetzt bin ich gegangen. Ich habe den zuständigen Genossen aufgesucht und direkt nach den Gründen fragte.“*<sup>12</sup> Als mein Vater sagte, dass er diesen bestfunktionierten Verein im Bezirk verlassen wird, aber er garantiert nicht, was danach kommt, hat sich der Genosse zurückgezogen. Darüber wusste ich damals nichts. Ich habe aber schon damals gesehen, dass der Pfarrer auch in dieser Zeit nicht in der Gemeinde verschlossen leben konnte, sondern auch gesellschaftlich aktiv war.

### **3. Gesellschaftlichen und juristischen Rahmenbedingungen für das Leben des Glaubens und den Dienst der Kirche**

Wie sind die Schranken gesetzt worden? Was haben die Gesetze gesagt? Was für einen Spielraum hat das Leben des Glaubens gehabt? Was musste man wagen, wenn man treu vor dem eigenen Gewissen und Gott bleiben wollte?

Die staatliche Gesetzgebung hatte eine starke Kontrolle der Kirchen durchgesetzt. Das Gesetz §218 vom 10. 10. 1949 über die wirtschaftliche Sicherung von Kirchen und religiösen Gesellschaften durch den Staat hatte eine amtliche Kontrolle der Kirchen und ihres Programms und ihrer Mitarbeiter eingeführt. Der Name des Gesetzes spricht über die wirtschaftliche Sicherung der Kirchen. Gehälter der Geistlichen wurden durch den Staat gedeckt und die zentralen Verwaltungsstellen der Kirchen hatten eine staatliche Finanzierung. Eine Vorbedingung dafür war, die Aufsicht des Staates in allen Personal-, Wirtschafts- und Programmfragen der Kirchen zuzulassen. Dafür waren die Kirchensekretäre auf der Bezirksebene, Kreisebene oder das Ministerium der Kultur zuständig. Nicht nur eine Wahl eines Pfarrers in der Gemeinde oder eines Bischofs musste zuerst staatlich genehmigt werden, sondern auch eine Vertretung eines Pfarrers in der Urlaubszeit. Es gab auch eine amtliche Kontrolle der Auslandsbeziehungen, der Aussendungen zum Dienst im Ausland und der Aufnahme von Gästen aus dem Ausland. Dafür war ein Amt für die Regulierung der Beziehungen mit dem Ausland bei dem Federalministerium in Prag zuständig. Der §178 des Strafrechts sorgte dafür, dass eine Verhinderung der Staatsaufsicht über die Kirche gar nicht erst versucht wurde. Freiheitsentzug bis zu zwei Jahren oder eine Geldbusse war die Strafe, wenn man die Aufsicht behinderte.<sup>13</sup>

Das, was erlaubt war, stand in der Kirchenverfassung. Als ich später Kirchenrecht an der Fakultät gelesen habe, habe ich den Studenten deutlich gemacht, wie groß der Raum der Freiheit war, um die zukünftige Pfarrer zu ermutigen, mindestens den gewährleisteten Raum zu nüt-

<sup>11</sup> UHORSKAJ, P. 1994. *Von Gott will ich nicht lassen*.

<sup>12</sup> FILO, J. 1998. *Spomienky a úvahy*. S. 97

<sup>13</sup> VOSS, E. 1984. *Die Religionsfreiheit in Osteuropa*. S 218

zen. Unsere Kirchenverfassung von 1951 wurde in der Nachkriegszeit vorbereitet. Man konnte dort alle wichtigen Gemeindeaufgaben finden wie auch Familiengottesdienste in den Häusern der Gläubigen, Jugendarbeit, Bibelstudien, Kindergottesdienste, thematische Abende und anderes.<sup>14</sup>

Es gab aber auch eine gesetzliche Regelung für eine andere Form der Kontrolle. Das Gesetz 40/1974 von 24. April 1974 hat die Kompetenzen des Nationalen Sicherheitsdienstes definiert. Die Aufgabe war: Der Schutz des sozialistischen Gesellschafts- und Staatssystems, der öffentlichen Ordnung und des Eigentums im sozialistischem Besitz. Alles wird dort durch die Ziele und Richtlinien der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei bestimmt. Die Aufgabe war, feindlichen Aktivitäten zu entdecken und ihre Gründe zu beseitigen.<sup>15</sup>

Da die Kirchen für die Vertreter des Staates die einzige ideologisch unabhängige Gruppierung war, war es für die Sicherheit des Staates wichtig, dass sie keine Bedrohung des Staates bedeuteten. Deshalb gab es solch eine Konzentration des Interesses des Sicherheitsdienstes auf die Kirchenvertreter.

Als man nach der Wende in der Tschechoslowakei ein Lustrationsgesetz (Gesetz über die Mitarbeit im Staatssicherheitsdienst) verabschiedete, hatte man noch im Gedächtnis, wie stark sich die Staatssicherheit auf die Kirche konzentrierte. Deshalb wurde beschlossen, die Kirchenvertreter solle man nicht auf die so genannte Zusammenarbeit mit dem Staatssicherheitsdienst überprüfen. Vor allem sehr viele höhergestellte Vertreter der Kirche wurden von den Beamten des Staatssicherheitsdienstes besucht und kontrolliert. Ihre Namen standen in den Listen, die man nach der Wende fand. Man könnte diese Kontrolle sportlich als šVorcheckingō in Eishockey bezeichnen.

Die persönlichen Verletzungen, die durch diese geheimen Kontrollformen verursacht waren, waren sehr groß. Unsere Bischöfe haben gleich nach den Veröffentlichungen der ersten inoffiziellen Listen der geheimen Mitarbeiter nach dem Jahr 1990 bekannt gemacht, dass keine neue Verfolgung der Pfarrer, die bis jetzt durch das kommunistische System verfolgt waren, kommen wird. Sie haben zu pastoralen Gesprächen eingeladen, damit die Bischöfe auf die offenen Fragen der Schuld und der Verletzungen mit den Betroffenen eingehen können.

Die politische Wende im Jahre 1989 brachte in der Beziehung von Staat und Kirche sofort eine Korrektur der sozialistischen Gesetze in Bezug auf die Kirchen und in den Kirchen eine Erneuerung der internen Gesetzgebung.

In staatlichen Gesetzen ist vor allem die Aufhebung der Kontrolle über die Kirchen vorgenommen worden. Dies ist geschehen durch das das Gesetz 16/1990 vom 23. Januar 1990. Dadurch sind die Bestimmung über die Kontrolle des Staates durch das Gesetz über die wirtschaftliche Sicherung der Kirchen (siehe oben) außer Kraft gesetzt worden.

#### **4. Die Lebensgeschichten, die eine persönliche Herausforderung im Dienst bedeuteten**

##### *Im Dienst als Vikar*

Nach der Ordination bekam man eine Einführung in den Dienst, die klar stellte, wo der Dienst stattfinden sollte, und die zugleich viele Fragen aufwarf. Die Regierungsverordnung Nr. 223 vom 18.10.1949 sagt im § 19, dass Voraussetzung zur Ausübung einer geistlichen Tätigkeit das Ablegen des Treueeids zur Tschechoslowakischen Republik ist. Ich werde nur den ersten Satz zitieren: šIch gelobe bei meiner Ehre und meinem Gewissen, dass ich der Tschechoslowakischen Republik und ihrer volksdemokratischen Gesellschaftsordnung treu bleiben und nichts unternehmen werde, was ihren Interessen, ihrer Sicherheit und ihrer Integrität zuwider-

<sup>14</sup> Ústava a –tatúty Slovenskej evanjelickej cirkvi a.v. v SR. Bratislava 1959.

<sup>15</sup> So die Präambel des Gesetzes 40 ó 1974 über den Nationalen Sicherheitsdienst.



läuftí õ.<sup>16</sup> Was sagt mein Gewissen, wie verstehe ich die Interessen des Staates? Religionsfreiheit ist auch Teil der Interessen des Staates sowie der Schutz der Menschen- und Bürgerrechte. Wie ist es aber mit der staatlichen Aufsicht über die Kirche und mit den Bemühungen, die Aktivitäten der Kirchen zu bremsen oder sogar zu stoppen? Das Gewissen kam sicher in Konflikt bei so einem Treueeid, mindestens bei den ideologischen Zielen der kommunistisch dominierten Gesellschaft. Das ist mir immer klar gewesen, weil man Gott mehr gehorchen soll als die Menschen.

Die Anwesenheit der staatlichen Geheimbeamten war gleich im Vikariat zu erfahren. Ab und zu kamen sie zum Besuch zu meinem Vorgesetzten, um zu sehen ob šdie sozialistische Gesellschaftsordnung vielleicht doch nicht bedroht wirdõ. Oder ging es einfach um einen regelmäßigen Rundgang, der im Arbeitsplan vorgesehen und oft auch mit einer Bewirtung begleitet war?

*Meine nächste Aufgabe seit September 1975: Im Studentenheim der Theologischen Fakultät eine Gemeinde zu bauen*

Ich habe schon erwähnt, dass ich nach dem Vikariat als geistlicher Leiter an die Theologische Fakultät berufen wurde. Damit war auch die Verantwortung für die Studenten im Studentenheim verbunden. Im Studentenheim heizte man in den Zimmern mit Kohle, was gefährlich und schmutzig war. Ich habe gleich im ersten Jahr meines Dienstes mit Hilfe einiger eifrigen Studenten eine bautechnische Erneuerung angeleitet. Wir haben den ganzen Sommer gearbeitet. Nach dem ersten Jahr gab es im Studentenheim eine Zentralheizung mit Gaskessel, eine neue Einteilung der Zimmer wurde geschaffen – und geistlich waren wir eine Familie geworden, die zusammenwuchs.

Es war wichtig, die Studenten zusammen zu führen und zu schützen. Neue Reihen der Bibelarbeiten und ein Chor haben dazu beigetragen. In den fünf Jahren habe ich sehr viele gute Erfahrungen mit der Gemeinschaft der Studenten gemacht. Die äußere Gefahr hat uns oft zusammengebracht. Wir haben z.B. geheim Skiurlaube organisiert. Es war für alle Beteiligten reizvoll, dass nicht einmal der Dekan davon wusste. Die Studenten wollten unbedingt mit. Wir waren untergebracht in den Bergen in einem Erholungsheim der Sozialistischen Jugendorganisation. Dort wussten die Zuständigen auch nicht, wer bei ihnen zu Gast war.

Einmal im Sommer kam zu mir ein Pfarrer, der früher wegen seiner Aktivitäten versetzt worden war, ein aktiver Diener Gottes. Er wollte mit einem Bus voller Gemeindeglieder zu mir kommen. Das Studentenheim war leer. Werde ich Mut finden sie aufzunehmen? Ich nahm diese Herausforderung als Befehl von dem Herrn an. Die Gäste waren zufrieden. Niemand von denen, die mich kontrolliert haben, hat es jemals erfahren.

An dem Erziehungsprogramm der Fakultät teilzunehmen, bedeutete, verschiedene Formen der Kontrolle und Aufsicht zu dulden. Das hat mir auch der Bruder Dekan gleich klar gemacht. Die Aufgabe war, auch unter diesen Umständen treu zu sein. Manchmal habe ich mich gefragt: Welche dieser Kontrollen war schmerzhafter, die des Staates oder die der Kirche? Ich hörte einmal durch die dünne Wand meinen älteren Kollegen, wie er einem anderen Kirchenvertreter über mich berichtete. Das verletzte mich mehr als wenn ich die Staatsvertreter treffen sollte, deren feindliche Ziele und Aufgaben ich genau kannte. Das Misstrauen und die Unaufrichtigkeit der Brüder verletzte mehr als eine Konfrontation mit den Gegnern, mit den Beamten der staatlichen Kontrolle.

*In der Kirchengemeinde*

In der Kirchengemeinde, in der ich als Gemeindepfarrer gearbeitet habe, fing ich im August 1980 an. Mein Vorgänger war sehr tüchtig und ich konnte an seine Arbeit anschließen. Er war

<sup>16</sup> VOSS, E. 1984. Die Religionsfreiheit in Osteuropa. S 226

dort aber sehr lange (40 Jahre lang) und so gab es am Ende seiner Zeit weniger Menschen in der Kirche und keine Kinder- und Jugendarbeit mehr. Ich fand es wichtig, diese Arbeit wieder zu erneuern. Es hat sich gelohnt. Als ich meinem Vorgesetzten sagte, dass ich mit der Jugendarbeit nach der Konfirmation wieder beginnen würde, schaute er mich voller Angst an und warnte mich. Kirchliche Jugendarbeit war offensichtlich gefährlich für das System. Nach der Wende erfuhr ich, dass die Tatsache, dass ich mit der Jugend arbeitete, auch die šgeheimen Mächteō mit Besorgnis registriert hatten.

Ein gewisser Höhepunkt dieser Zeit stellte eine Schulung der Mitarbeiter für die Kindergottesdienste dar, die in unserer Kirchengemeinde hinter verschlossenen Türen ohne eine Erlaubnis des Staates geheim stattfand. Es war eine klare Verletzung des Gesetzes. Die Beziehungen, die unter uns Gott bei dieser für die Kirche wichtigen Aktivität gebaut hat, dauern bis heute an.

#### *An der Fakultät*

Es war für mich eine große Freude, die klassischen und neuen Fächer der praktischen Theologie neu gestalten zu dürfen. Mein Studium in Deutschland und die internationalen Beziehungen haben ihre Früchte getragen. Das positive Echo der Studenten war mein Lohn.

Die Schattenseiten dieser Aufgabe an der Fakultät waren aber sichtbar. An der Fakultät war es Pflicht, die šhohen sozialistischen Festeō (wie am 7. November die große sozialistische Oktoberrevolution von 1917 oder am 25. Februar den šsiegreichen Februarō 1948) mit allen Studenten zusammen zu feiern und einem Vortrag eines theologischen Professors zuzuhören. Es war peinlich und schmerzhaft und mir taten die bedauernswerten älteren Kollegen leid, die sich dem zu unterziehen hatten. Diese Vorlesungen wurden dann oft auch veröffentlicht. Ich war froh, dass ich zu jung war, eine solche Aufgabe übernehmen zu müssen.

#### *Im Ausland*

Kirche brauchte die Auslandskontakte. Ich bin durch die Kirche ab und zu ins Ausland zu Zusammenkünften und Konferenzen der Jugendprogramme geschickt worden. Der Grund dafür könnte sein, dass ich einige Fremdsprachen beherrschte und sicher auch dass mein Vater als Bischof eine gewisse Garantie war, dass ich keine Probleme machen würde. Zu den Auslandskontakten gehörte auch eine Delegation in den Stab des Lutherischen Weltbundes im Jahre 1985. Dort arbeitete ich während einer fünfjährigen Periode als Koordinator des internationalen Programms für Jugend und Studenten vor allem in den Missionskirchen. Es war für mich eine neue šUniversitätō über die wunderbaren Taten Gottes in der Menschheit.

Alle Reisen mussten regelgerecht beantragt werden, man brauchte eine Ausreisewilligung. Oft hatte man wie bei einer Dienstreise einen Reisebericht zu schreiben. Ich bemühte mich, nur darüber zu schreiben, was man sonst auch in den Zeitungen lesen konnte. Die Intensität der Aufsicht hat meiner Erfahrung nach in den letzten Jahren vor der Wende nachgelassen, aber sie war da und bedeutete immer eine Gefahr.

#### **Zum Schluss: Der öffentliche Dienst der Kirche unter dem Kreuz der totalitären Macht war wichtig und gesegnet.**

Das war meine Überzeugung und sie bleibt als eine bestätigte Erfahrung aufrecht erhalten. Es war wichtig, dass die Kirche in Sozialismus auch unter sehr schwierigen Umständen öffentlich existierte. Die Gnade Gottes, das Wort und die Sakramente waren öffentlich zugänglich. Die Kosten der Bereitschaft, unter diesen Umständen öffentlich zu dienen, waren oft groß und schmerzhaft, vor allem für die Mitarbeiter der Kirche, aber auch für viele anderen, sogar manchmal für Kinder.

Dieser Dienst war aber wichtig und wir wissen, dass diejenigen zur Kirche kommen konnten, die es wagten, sich der Kirche anzuschließen. Diejenigen, die gekommen sind, haben es letztlich nicht bereut, dass sie in den sozialistischen Zeiten der Kirche treu geblieben sind, auch wenn sie die eine oder die andere Form der Verachtung oder sogar Unterdrückung erleiden mussten.

Ich weiß, dass meine Lebensgeschichte nicht dramatisch ist. Ich war wunderbar durch Gott geschützt. Ich kann sogar jetzt sagen, dass ich meinen öffentlichen Dienst unter diesen riskanten Umständen gerne geleistet habe. Die Verletzungen, die ich erlitten habe, waren für mich eher eine Mahnung und später oder sogar gleichzeitig eine Stärkung.

Es ist wunderbar, dass diese kommunistische Ideologie, die diese Welt ohne Gott und die Liebe Jesu mit Gewalt gestalten wollte, eine hinter uns liegende Geschichte ist. Und es ist sehr gut, dass Gott *Seine Macht der Gnade* auch damals den Menschen durch die öffentlich zugängliche Kirche anbieten konnte. Seine Kraft hat sich gegenüber der kommunistischen Ideologie als die siegreiche bewiesen.

Literatur:

FILO, Július - HOL ÍK, Ján. 2006. *V Službe obnovy a jednoty*. Pre-ov: Vydavate stvo Michala Va-ka, 2006. 591 s. ISBN 80-7165-572-4

FILO, Július. 1998. *Spomienky a úvahy*. Pre-ov: Vydavate stvo Michala Va-ka, 1998. 223 S. ISBN 80-7165 142-7

UHORSKAJ, P. 1994. *Von Gott will ich nicht lassen*. Zollikon: G2W Verlag. 1994. 200 S. ISBN 3 85710 0370 0

UHORSKAJ, Pavel ó TKÁ IKOVA, Eva. 1997. *Evanjelici v dejinách slovenskej kultúry 2*. Liptovský Mikulá=: Tranoscius. 1997. 200 S. ISBN 80-7140-155-2

*Ústava a -tatúty Slovenskej evanjelickej cirkvi a.v. v SR*. Bratislava 1959

VOSS, Eugen. 1984. *Die Religionsfreiheit in Osteuropa*. Zollikon: G2W Verlag. 1984. 272 S. ISBN 3 85710 032 X

*Zákon 218/1949ZB. O hospodárskom zabezpe ení cirkví -átom*. [www.justice.sk](http://www.justice.sk) jaspí

*Zákon 40/1974 Zb. O zbore národnej bezpe nosti*. [www.justice.sk](http://www.justice.sk) jaspí

# Das letzte Wort hat Gott

## Eine Lebensgeschichte aus der kommunistischen Slowakei

*Miroslav Hvořd ara*

*šHerr, wende unser Schicksal auch jetzt zum Guten, so wie du das Wasser wieder zurückbringst und die ausgetrockneten Bäche plötzlich füllst! Wer mit Tränen sät, wird mit Freuden ernten.š*

*Psalm 126*

### Einleitung

Die Gemeinde Christi hat von Anfang an viel Kummer, Leiden und Verfolgung tragen müssen. Sie hat auch Angst und Trübsal erlebt. Selbst Jesus Christus sagte: šIn der Welt habt ihr Angst! š (Joh 16, 33a). Schon das auserwählte Volk Gottes im Alten Testament hat viel gelitten.

Man kann sagen, dass auch das Volk meiner Heimat, der Slowakei, ebenso wie Gottes Volk Israel 40 Jahre in der Wüste gewandert ist, gekämpft hat und geprüft wurde. Auf diesem Weg hat es viel Verzweiflung, Angst und Hoffnungslosigkeit erlebt, aber das Volk wusste, dass Gott Rettung im Sinn hat. Beim Propheten Jesaja gibt es eine kostbare Zusage, dass die Schwerter zu Pflugscharen gemacht werden (Jes 2, 4). Wir in der ehemaligen Tschechoslowakei wussten gut, dass diese Zusage nicht nur für das zukünftige vollkommene Reich Gottes gegeben wurde, sondern bereits für die Zeit hier auf Erden. Wir wussten sehr wohl, dass Gott für jeden Menschen und für jedes Volk seine Gnadenzeit hat. Er will aber sein Volk erproben, prüfen und dadurch innerlich stärken. Er verlangt aber von uns Geduld, Gehorsam und Vertrauen und dann gibt er uns mehr, als wir erwarten. Gott hat sich doch auch unser in der Slowakei erbarmt und uns seine unglaublich große Gnade und Liebe erwiesen.

In meinem persönlichen Leben wurde die Gnade und Liebe Gottes auch klar spürbar. Ich habe ein volles Vierteljahrhundert unter dem kommunistischen Regime verbracht. Ich bin unter dem Regime geboren, aufgewachsen und habe in dieser Zeit studiert und gearbeitet. Ich habe auch Angst erlebt. šDie Kirche muss lernen, sich wieder zu fürchtenš, sagte am Anfang der šNormalisierungsäraš der damalige šKirchenchefš Karel Hrdza (der tschechische Familienname dieses Mannes šHrdzaš bedeutet in der Übersetzung šdie Schreckenš), der einen hohen Rang in der Geheimpolizei hatte und der die Waffe des Abschreckens sehr gut beherrschte.

Aber Jesus hat damals auch zu mir gesagt: šAber seid getrost, ich habe die Welt überwundenš (Joh 16, 33b). Bei jedem Schritt habe ich die gnadenvolle Hand meines Herrn gespürt und deswegen wäre es nicht richtig, wenn ich darüber schweigen würde.

---

*Pfarrer PhD Miroslav Hvořd ara; Pfarrer der Evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in der Slowakei; Dozent an der Evangelischen Theologischen Fakultät der Comenius Universität in Bratislava.*

## 1. Als Kind

Als ich geboren wurde (1964), wurde mein Vater als ev.-lutherischer Pfarrer in eine Gemeinde im strengsten kommunistischen und atheistischen Gebiet in der Slowakei, nach Slavo-ovce im Gemersensiorat geschickt. Sein Vorgänger Pfarrer Tarnoczy war im Gefängnis (für 2 ½ Jahre), der Nachbarpfarrer Juras aus Ľiarna Lehota wurde für 12 Jahre verurteilt und der andere Nachbarpfarrer Agnet aus Ochtiná für 3 Jahre. In der Zeit wurden 13 evang. Pfarrer und eine ev. Pfarrerin interniert und verurteilt. Das waren damals 5 % von allen ev.-luth. Pfarrern in der Slowakei, insgesamt wurde ein Drittel polizeilich untersucht.<sup>1</sup>

Zur evangelischen Kirchengemeinde gehörten zu einem halben Teil die armen und elenden Roma (Zigeuner), die unter den grausamsten Bedingungen lebten. Meine Eltern, die Gott aufrichtig liebten, waren für diese Leute ganz offen und standen ihnen Tag und Nacht immer als Hilfe zur Verfügung. Außer dieser vielseitigen Hilfe konnten sie im Pfarrhaus auch die guten ĽArzneienŃ für ihr unordentliches und ungeordnetes geistliches Leben finden. Das Zeugnis über Christus haben die Roma auch durch die Besuche meiner Mutter, die Hebamme war, in ihren Häuschen bekommen. Da das nächste Krankenhaus 50 km entfernt war, war meine Mutter besonders bei den zahlreichen Geburten behilflich. Mein Vater hatte auch das medizinische Fachabitur.

Als ich anfang, die erste Klasse der Grundschule zu besuchen, zwangen uns die Lehrer nicht nur zum Marxismus-óLeninismus, sondern sie bemühten sich auch, uns von der Herrlichkeit und Unfehlbarkeit des Kommunismus zu überzeugen. Gleich von Anfang an erzählten sie uns in der Schule, wie herrlich alles in der kommunistischen Gesellschaft in 10 Jahren aussehen würde, wie wir alle Dinge gemeinsam haben würden, wie jeder sich aus den Geschäften alles nehmen können, was er bräuchte. Und die Lehrer haben mit ihren Verblödungsmethoden bei uns kleinen Kindern allzu oft Erfolg gehabt, so dass wir uns auf das kommunistische Paradies auf Erden aufrichtig gefreut und darüber untereinander mit Begeisterung viel gesprochen haben.

Erst als die Lehrer in der Schule unter der Führung ihres atheistischen Schuldirektors begannen, uns, nämlich drei Pfarrerssöhne, zu erniedrigen und verspotten<sup>2</sup> und uns mit ungerechten Noten zu schaden<sup>3</sup> sowie mit keiner Möglichkeit der weiteren Ausbildung zu drohen, konnte ich selbst besser erkennen, was ĽLeiden für das EvangeliumŃ bedeutet.

Als Kind habe ich es mit meinen beiden Brüdern immer schwer getragen, dass uns die Lehrer öffentlich vor allen unseren Mitschülern auslachten und als Beispiele zur Warnung und zur Abschreckung anführten. Als die älteren Kinder aus den ungläubigen kommunistischen Familien das sahen, unterstützten sie die Lehrer in ihren difamen Absichten und lachten uns aus, schickanierten und griffen uns an wegen unserer ĽPfarrerssohnschaftŃ und unserer Ľabnorma-

---

<sup>1</sup> Bancíková, D. ĽNa-a nádej ó spravodlivos pre v-etkýchŃ (ĽUnsere Hoffnung ó Gerechtigkeit für alleŃ); in The Zion, Juni 1990, USA, S. 6.

<sup>2</sup> Die Schikanierung der gläubigen Kinder äuerte sich z. B. bei der Übergabe der Anmeldungen zum Religionsunterricht an der Schule. Da die Pfarrerskinder gewöhnlich in den Religionsanmeldungen die ausdauerndsten waren, während die anderen einer nach dem andern stufenweise dem gro en Druck und den Bedrohungen unterlagen und die Anmeldungen zurück zogen, wurden sie besonders zum Ziel der Angriffe der Lehrer. Allen Lehrer war nämlich Ľvon obenŃ befohlen worden, ihre Schüler von dem ĽunsinnigenŃ Vorhaben abzubringen. Die Lehrer wandten dazu verschiedene Methoden an. Einige warfen die Anmeldung des Kindes vor den Augen aller Mitschüler in den Papierkorb, das Kind wurde ausgelacht und gedemütigt. Andere begannen, dem Kind mit der Unmöglichkeit einer weiteren Ausbildung zu drohen.

<sup>3</sup> Wie ungerecht das Regime auch zu uns Kindern war, bezeugt auch das folgende Beispiel: Der grausame Schuldirektor befahl allen Lehrern in der Schule, alle Noten im allerentscheidendsten Zeugnis meines älteren Bruders, das für die Aufnahmeprüfung für die weitere Ausbildung wichtig war, um zwei ganze Notenstufen zu verschlechtern.

lenõ Ansichten. Es war für mich immer eine schwere Last und Demütigung. Gott aber sorgte in der Zeit wunderbar für mich. Er hat mir immer zur rechten Zeit die zahlreichen kameradschaftlichen Roma aus unserer Kirchengemeinde geschickt, Roma, die unsere Familie wegen der Hilfe meiner Eltern gekannt haben. Sie haben mich, wenn nötig war, auch mit ihrer škörperlichen Kraftõ verteidigt.

Die erwähnten Roma haben Mut gehabt, uns nicht nur vor den älteren Kindern aus den kommunistischen Familien, sondern auch vor den Lehrern, die uns gläubige Schüler schikanierten, zu verteidigen. Sie hatten immer am wenigsten Angst, dass das Regime ihren Jammer, ihr Elend und ihre Armut noch mehr vergrößern könnte.

Ihre Verteidigungsweise gehörte manchmal nicht zu den anständigsten. Z. B. der grausame Schuldirektor, dessen Haus gleich neben der Schule lag, hatte ständig von ihnen eingeschlagene Fensterscheiben. Ich persönlich habe es den Roma nicht befohlen ó aber auch nicht verboten.

Auch im Unterricht selbst waren die Roma bereit, die christliche Wahrheit zu schützen und die Lehrer manchmal buchstäblich zu schockieren. Ich erinnere mich, wie z. B. ein mutiges Romamädchen auf die Theorie Darwins, die uns gerade jener Schuldirektor im Fach Geschichte aufdrängen wollte, reagiert hat. Als er uns erklärte, dass wir von keinem Gott geschaffen worden seien, aber dass wir von den Affen abstammten, sprang jenes Mädchen plötzlich von ihrer Schulbank auf und antwortete dem Direktor folgendes: šGenosse Direktor, wir alle stammen von unserem lieben Gott ab, und Sie selbst, wenn Sie es schon so unbedingt wollen, von den Affen. Und im Übrigen interessiert uns Ihre Verwandtschaft mit den Affen gar nicht!õ

Mein Vater ermahnte mich ständig zu besonderer Behutsamkeit und Vorsicht in allem Reden und Handeln. Aufgrund seiner eigenen Erfahrungen aus den Verhören, zu denen er oft gerufen wurde, sagte er uns, dass die Geheimpolizei über jedes unserer Worte und jeden unserer Schritte alles genau wüsste.

Wie unbarmherzig das kommunistische Regime war, hat unsere ganze Familie später auch gespürt, als meinen Vater wegen seiner eifrigen Arbeit die staatliche Zustimmung zum Dienst entzogen wurde und als unsere Familie die beliebte Kirchengemeinde mit kameradschaftlichen Roma im Laufe weniger Tage verlassen und nicht nur aus dem Dorf, sondern aus der Ostslowakei ausziehen musste.<sup>4</sup>

Meine starke Sehnsucht Pfarrer zu werden, die ich von Kindheit an hatte, wurde durch die oben erwähnten Erfahrungen nicht erschüttert. Im Wege zu diesem Ziel standen aber noch viele Hindernisse. Ich musste noch das Gymnasium absolvieren.

## **2. Als Student**

Ich habe die Aufnahmeprüfung mit der Hilfe Gottes erfolgreich abgelegt. Es war für mich eine große Enttäuschung, als mein Vater mir einen Tag danach mitteilte, dass ich leider nicht ins Gymnasium aufgenommen wurde. Es hat ihm nämlich der gutherzige Direktor der Schule šheimlichõ erklärt, dass ihm švon obenõ, d.h. von der kommunistischen Kreisregierung, befohlen wurde, šden Pfarrerssohn nicht anzunehmenõ, obwohl ihm in der Schule noch einige Jungen fehlten. Es sah also so aus, als ob ich mein klares Ziel gleich von Anfang an nicht erreichen würde. Durch den Eindruck, dass die šHerren von obenõ mich noch als Junge an eine

---

<sup>4</sup> Die Geistlichen wurden direkt vom Staat bezahlt, und zwar nach eigenen Gehaltsstufen und Einschränkungen. Es durften beispielsweise nur solche Personen als Geistliche tätig sein, die im Voraus die Zustimmung der Regierung erlangt hatten. Die Ernennung von Geistlichen war nur erlaubt, wenn die Regierung die betreffende Person und das von ihr zu übernehmende Amt vorher genehmigt hatte.

Maschine in einen Betrieb, in dem man sein eigenes Wort nicht hören konnte, ſwerfenō wollten, fühlte ich einen Ekel gegenüber dem Kommunismus. Ich habe damals meine Situation in die Hände Gottes befohlen. Dank einem Rat durch den erwähnten mitfühlenden Direktor, dass ich mal versuchen sollte, mich mit dem Ergebnis meiner Aufnahmeprüfung an irgend einem Gymnasium außerhalb unseres Kreises anzumelden, habe ich doch eine Hoffnung bekommen, und der Herr hat mir geholfen, eine Schule zu finden, die weit genug entfernt war und die mich dann doch schlussendlich aufgenommen hat.

Die vier Jahre meines gymnasialen Studiums sind schnell vergangen. Jedes Jahr mussten wir Studenten in den offiziellen Fragebogen vorläufig schreiben, was wir nach dem Abitur studieren wollten. Meine Klassenlehrerin bekam damals große Angst, dass ihre Prämien für ſmeine unrichtige Erziehungō reduziert würden. In dem Fragebogen, den ich ausfüllte und der weitergegeben werden musste, korrigierte sie jedes Jahr einen einzigen leichtveränderbaren Buchstaben und veränderte damit das slowakische Wort ſteológiaō (Theologie) zu ſgeológia (Geologie). Inzwischen bemühte sie sich, alles zu tun, damit ich selbst diese ſunvernünftigeō Entscheidung änderte. Ich erinnere mich, als sie uns im Fach Deutsch eine Aufgabe ſMein beliebtestes Bildō gab. Ich habe mich damals konsequent vorbereitet und das Bild von Leonardo da Vinci ſDas heilige Abendmahlō beschrieben. Als sie es in der nächsten Unterrichtsstunde entdeckte, gab sie mir sofort eine Fünf. Das war nur ein Beispiel ihrer Schikane. Außerdem durfte ich in der Schule kein Kreuz auf der Kette tragen. Trotzdem hat sie mich von meinem Vorhaben nicht abgebracht.

Da auch die Geheimpolizei mein Ziel, Pfarrer zu werden, schließlich erfuhr, wurden mir von ihr zwei attraktive Studiumsmöglichkeiten mit der Garantie des problemlosen Lebens angeboten, und zwar die Medizin und die Hochschule der musizierenden Künste, zwei Hochschulen, an denen nur die Kinder von ausgewählten Prominenten studieren durften. Da ich sehr wohl wusste, dass es nur ein Versprechen oder ein taktisches Manöver war, um mich von meinem Ziel abzubringen, habe ich ihre Angebote selbstverständlich nicht aufgenommen.

Der Herr hat mir trotz vielen anderen Hindernissen schließlich geholfen, Pfarrer zu werden.

### 3. Als Pfarrer

Als ich dann im Jahre 1987 in die Ostslowakei in das Gebiet der Unterzips kam, um dort als Pfarrer in vier Kirchengemeinden, die mir anvertraut wurden, zu arbeiten, habe ich gesehen, wie die Christen jener Gemeinden mit ihren Kräften am Ende waren. Sie gingen damals durch eine der größten Prüfungen. Einige Monate zuvor war ihr Pfarrer Michal Hre-ko, mein Vorgänger, nach seiner langjährigen ehrlichen und eifrigen Arbeit aus seinem Pfarrhaus ohne Verabschiedung von der Familie und den Kirchengemeinden abgeholt und ins Gefängnis geworfen worden. Als Grund für diese Verhaftung wurde genannt: die Arbeit und die organisierten Ausflüge und Treffen mit Kindern und Jugendlichen beim Wort Gottes, die Verwendung von christlicher Literatur aus dem Ausland und der Kontakt mit Christen aus dem Westen, die für unseren sozialistischen Staat gefährlich seien. Außerdem wurde seiner Frau, die als ausgebildete Pfarrerin mit ihm die ihnen anvertrauten Kirchengemeinde betreute, die staatliche Zustimmung zum Dienst entzogen. Pfarrer Hre-ko wurde damals schon längere Zeit von der Geheimpolizei beobachtet und bei den erwähnten Ausflügen oft fotografiert, so dass sie mehrere ſBeweiseō hatten, um ihn zu verhaften.<sup>5</sup>

---

<sup>5</sup> Es hat mich überrascht, welche Haltung die dort lebenden Roma zur Verhaftung vom Pfarrer Hre-ko hatten. Er hat ihnen Jahre lang vielseitig geholfen und nach seiner Verhaftung spuckten sie vor dem Pfarrhaus mit der schmutzigen Bemerkung aus: ſVerräter!ō Die staatlichen Behörden verbreiteten in den Dörfern, Pfarrer Hre-ko sei ein Spion gewesen, er habe im Hof ein Funkgerät, um mit Deutschen darüber zu sprechen, wie man das herr-

Mit Pfarrer Hre-ko wurden auch zwei Studenten verhaftet. Die Polizei hatte nämlich in ihrem Auto mehrere Gesangbücher in der slowakischen Sprache, die in Österreich gedruckt waren, entdeckt. Als die Polizei die Gesangbücher durchsuchte, fand sie vorne den Stempel der Evangelischen Kirchengemeinde, in der Pfarrer Hre-ko arbeitete.

Für viele Leute in der Slowakei war es ein Schock, weil alles schon in der Zeit der sowjetischen Perestrojka geschah und als Gorbatschow schon an die Macht gekommen war.<sup>6</sup> Obwohl Gorbatschow später bei vielen nicht beliebt war, bedeutete er für mich persönlich in jener Zeit große Hoffnung, die Gott uns nach der schweren Zeit schenkte (auch sein Nachname war für uns šprophetisch, weil wir die einzelnen Buchstaben seines Nachnamens in der slowakischen Sprache GORBA OV so lasen: šGenerálna Oprava Reřlimu Breřneva, Antropova, ernenka a Ostatných Vagabundov, d. h.: Generalreparatur des Regimes von Breznev, Antropov, Tschernenko und anderer Wahnsinnigen).

Gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft in der Unterzips kamen die Gemeindeglieder ins Pfarrhaus, nicht nur um mich zu begrü en, sondern gleichzeitig auch zu warnen: šHerr Pfarrer, fangen Sie bitte gar nicht an, mit den Kinder und der Jugend zu arbeiten, sonstí (enden Sie, wie Ihr Vorgänger, im Gefängnis)!ō Selbst der Gemeindeguru ermahnte mich: šGott behüt, Herr Pfarrer, dass sie mit der Jugend sowie mit den Kindern anfangen zu arbeiten.ō

Unter solchen Bedingungen, in großer Angst und Unsicherheit lebten die Gläubigen damals in diesen Gemeinden. Da die Geheimpolizei nicht nur in die Häuser, sondern auch in die Schulen ging, um die Kinder abzuholen und manchmal für 2-3 Stunden zu verhören, meldeten die Eltern in keiner der vier mir zugeteilten Schulen ihre Kinder zum Religionsunterricht an. Auch die Jugendlichen hatten Angst, sich zu treffen, um zusammen zu beten, zu singen und Gottes Wort zu lesen. Die anderen hatten Angst, während der Woche ins Pfarrhaus zu gehen. Durch die ständige Überwachung und staatliche Kontrolle durch die Geheimpolizei und durch die Bedrohungen hatten viele Leute Angst, ihren Beruf zu verlieren, sie fürchteten, dass ihren Kindern keine Studienmöglichkeiten gewährt würden und dass ihre Kinder später keinen Beruf ausüben könnten. Sie wollten ihre eigene Ruhe haben und Stress vermeiden und deshalb kamen sie nicht mehr zur Kirche. Solche angstvolle Herde bekam ich damals als junger geistlicher Hirte. Das Gemeindeleben war auch eingeschränkt. Au ergottesdienstliche Veranstaltungen wurden nicht erlaubt. Der Staat hatte einen großen Teil des Gemeindegüter beschlagnahmt und erlaubte nicht, das Notwendige ohne spezielle Bewilligung anzuschaffen.

Das andere Problem, das bei mir selbst zu Besorgnis und Unsicherheit führte, war die christliche Literatur und waren die Kontakte mit Brüdern und Schwestern aus dem Westen. Besonders die oben erwähnte Erfahrung meines Vorgängers, der ja auch gerade wegen dieser Kontakte im Gefängnis sitzen musste, mahnte mich zur größten Vorsicht. Wir waren sehr dankbar, dass die gläubigen Geschwister in dieser schweren Epoche an uns dachten, uns Literatur in unserer Muttersprache druckten und unter großer Gefahr durch die Grenze transportierten.<sup>7</sup> Ich erinnere mich daran, wie ich mit der alten gläubigen Messnerin, die die Verhaftung meines Vorgängers erlebt hatte, ein paar mal christliche Literatur im Pfarrhaus schnell verstecken musste. Ich kann nicht vergessen, wie uns beiden damals das Herz klopfte, als wir Literatur aus dem Westen erhalten sollten. Geschwister einer westlichen Missionsgesellschaft wollten uns an einem zuvor festgelegten Ort und auf die Minute pünktlich Bücher und Hefte überge-

---

liche Leben im Lande zerstören könnte. Und einige Roma, die während des Sozialismus vom Staat viel Unterstützung bekamen, glaubten dies und verurteilten Pfarrer Hre-ko öffentlich.

<sup>6</sup> Nach dem Jahr 1968, als die Tschechoslowakei von der sowjetischen Armee besetzt wurde, wussten wir, dass zunächst Änderungen in der Sowjetunion geschehen müssten, wenn es zur Wende auch im Ostblock kommen sollte. Und in der Sowjetunion hat die Wende angefangen.

<sup>7</sup> Ein gläubiger Bruder aus der deutschen christlichen Mission šLicht im Ostenō hat mir erzählt, wie er einmal an der Grenze entdeckt wurde und wie er noch vor der gründlichen Untersuchung einen kleinen Zettel mit meiner Adresse schnell verschlucken musste, um mich zu retten.



ben, die wir im Schutze der Nacht sehr schnell umladen mussten. Ich sehe noch genau, wie wir beide dann in unserem Pfarrhaus die Fußbodenbretter mit einer Eisenstange anhoben, um ein sicheres Versteck für die kostbaren Schriften zu schaffen. Es lohnte sich, behutsam zu bleiben. Im Jahre 1988 überraschte mich nämlich im Pfarrhaus die Geheimpolizei mit der Genehmigung zur Untersuchung des Pfarrhauses. Als zwei Männer mich nach drei Stunden fragten, ob hier Ausländer gewesen wären und mir zufällig etwas gegeben hätten, stellte ich mich ein wenig dumm. Während der ganzen Zeit betete die oben erwähnte Frau in der Speisekammer auf den Knien, dass die ungewünschten Gäste die Literatur, die unter den Bibliothekschränken versteckt waren, nicht entdecken. Schließlich fanden sie im Regal ein deutsches Buch „Naturschönheiten der sozialistischen Heimat“, das mir einmal eine Familie aus der ehemaligen DDR zum Geburtstag geschenkt hatte. Als ich ihnen den Titel übersetzte, war es nicht gefährlich und die Literatur unter den Fußbodenbrettern ist durch den Schutz Gottes unberührt geblieben.

Als Pfarrer habe ich unter dem Kommunismus noch viel erlebt. Alle solche Erfahrungen haben mir zwar kurzfristig die Kräfte geraubt, aber für die Zukunft machten sie mich innerlich stark. Gott hat mich dadurch mit innerem Reichtum zugerüstet, und dafür bin ich Ihm sehr dankbar. Er hat mir außerdem auch viele schöne Erfahrungen geschenkt, die mir Freude gebracht haben.

#### **4. Der Segen durch das Leiden**

Es war zwar erbarmungslos, dass die Geistlichen keine Bibel, kein Kreuz oder keinen Kelch im Gefängnis und Arbeitslagern haben durften. Aber sie entdeckten, dass sie sogar ohne alle diese Dinge auskommen konnten, indem sie sich unmittelbar an Gott im Gebet wandten. Die Gitter am Fenster, durch das sie ihren Blick auf den blauen Himmel heften konnten, waren ihr Altar, der sie selbst in ihrem Leiden zum reichen Segen führte. Da sie viel aus dem Wort Gottes auswendig wussten, hat ihr Gefängnisaufenthalt fast immer auch die anderen Mitgefangenen geistlich bereichert. Als zum Beispiel Pfarrer Hreško aus dem Gefängnis zurückkam, erzählte er uns in unserer Gemeinde, welch ein Hunger und welch eine Sehnsucht nach dem Wort Gottes im Gefängnis und welch eine Begeisterung unter ihren Mithäftlingen gewesen sei, wenn sie Worte aus der Bibel gehört hätten. Er sagte folgendes: „In der Zelle, in der ich mit meinen Mithäftlingen schwere, aber gesegnete Zeit verbracht habe, begriff ich, dass mein Herr mich hinter die Gefängnismauern berufen hatte, um Zeugnis abzulegen.“

Die treuen Diener Gottes haben unter dem kommunistischen Regime in der Tschechoslowakei um des Evangeliums willen viel verloren. Der Kommunismus, der das Christentum in wenigen Jahren ausrotten wollte, hat ihnen persönliche Freiheit, Ehre, Anerkennung, Kraft, Gesundheit, Ruhe, Geld, materielles Eigentum und vieles mehr geraubt, er hat sie vielmals der Familie, der Gemeinde, den Amtsbrüdern, den Bekannten, Freunden entrissen, er hat sie um schöne Stunden, Tage, Monate, Jahre hier auf Erden bestohlen, aber ihren Herrn Jesus Christus konnte er ihnen auf keine Weise wegnehmen. Der Heiland ist ihnen geblieben. Es wurden bei ihnen die Worte des Apostels Paulus aus dem Brief an die Römer (8, 38 f.) erfüllt: „Denn ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“

Im Fall der treuen Diener Gottes in der kommunistischen Slowakei wurde das Leiden zum großen Segen und zur Verherrlichung Gottes. Leiden war für sie Hilfe zum Leben, weil ihnen im Leiden Kräfte von Gott zugewachsen sind, die sie sonst nicht gehabt hätten. Die Stunde der Angst und die Stunde des Leidens war bei ihnen immer die Stunde, in der Gott Seinen Namen verherrlicht (Joh 12, 23 ff.). Wenn sie ihre Leiden auf sich nahmen, durften sie auch

wissen, dass Jesus sie auch in die Herrlichkeit führt, die er durch Seinen Tod für uns geschaffen hat. Daher war ihr Leidensweg kein planloser; er bekam durch ihren Herrn ein großes Ziel, und zwar Frucht des Reiches Gottes zu tragen. Frucht, nicht nur für sie selbst, sondern auch für die anderen Menschen, für die das Leiden der Diener Gottes ein wirkungsvolles Zeugnis war. Je mehr die Diener das Leiden auf sich nahmen, desto mehr zogen sie die Aufmerksamkeit der anderen Menschen auf Gott, der den Seinen Kraft gibt. Die Christushasser sahen und hörten, wie die Nachfolger Jesu im Leiden mit vollem Frieden im Herzen ihren lieben Herrn bekannten und priesen und wie sie bereit waren, um Seinetwillen zu leiden und auch zu sterben.

Das Wissen um die Gegenwart Jesu und die Hoffnung auf Seinen Endsieg machten Seine treuen Diener stark. Nur von der großen eschatologischen Hoffnung erfüllt, konnten sie die Verfolgung durchstehen. Sie wussten, dass in ihrem Leben und in der Geschichte nicht Menschen das letzte Wort sprechen würden, sondern der Auferstandene und Wiederkommende. Wo dieses Wissen vorhanden war, konnten sie getrost alles auf sich nehmen, denn sie standen auf der Seite dessen, der seine kämpfenden Diener und Nachfolger in die Herrlichkeit führen würde. Sie haben so mit fröhlichem Herzen in die köstlichen Worte des Apostel Paulus einstimmen können, die ihnen während der ganzen Zeit große Hoffnung gegeben haben: § Denn gleichwie wir des Leidens Christi viel haben, so werden wir auch reichlich getröstet durch Christusõ (2. Kor. 1, 5).

### **Schlusswort**

Trotz der ziemlich schweren Bedingungen unter dem kommunistischen Regime erlaubte Gott aber den satanistischen Kräften nicht, die Kirche in der Slowakei zu zerstören. Es gab dort immer noch viele treue Diener und Christen, denen Er geholfen hat, auch das Schwerste auszuhalten und den Glauben an Ihn selbst als das eine Wichtigste und Wertvollste in ihrem Herzen zu bewahren. Sie wussten dabei, dass das Leiden §um Gerechtigkeit willenõ immer ein selbstverständliches Zeugnis des Glaubens vor der Welt war. So verstanden sie auch ihr eigenes Leiden wegen ihres festen Glaubens.

Die Geschichte jeder Kirche und jedes Volkes wird ja zu einer Belehrung und Warnung, aber auch zu einer Ermutigung, jede Verfolgung oder Erniedrigung abzulehnen und zu beseitigen und Gerechtigkeit für alle zu verteidigen.

Der allmächtige Herr kann alles. Bei Ihm ist alles möglich. Und wir freuen uns auf das Weitere, das Er mit uns vorhat, ganz besonders aber auf das uns noch Verborgene, das kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist (1 Kor 2, 9).

# Ungarn

---

## Der Käfig ist geöffnet

### Personen, Bilder und Szenen aus meinem Leben

*Sándor Ferentzi*

Die ersten 39 Jahre meines Lebens habe ich in kommunistischer Zeit verbracht und dabei viel erlebt. Für meine Ausführungen habe ich aus meiner Erinnerung nach Geschichten, Bildern und Szenen gesucht, die für die damalige Zeit typisch waren. Ich reihe sie einfach nacheinander auf, ohne streng chronologisch vorzugehen. Sie sind wie Rückblenden in einem Film ó sie erläutern, wie es mir damals ergangen ist und wie wir damals gelebt haben. Es sind zumeist alltägliche Erfahrungen und sie sollen zeigen, dass wir sogar in Unterdrückung überleben können, auch wenn das oft einen Preis gekostet hat.

#### **Die Revolution in Ungarn**

1956 war ich 5 Jahre alt und ich erinnere mich, dass mein Vater, der fast nie mit uns Kindern spazierenging, mich bei meiner Hand nahm und mit mir auf die Straße ging. Ich höre noch heute den schrecklichen Lärm der russischen Panzer auf dem Kopfsteinpflaster unserer Straße und ich sehe noch heute den russischen Soldaten vor der Post stehen. Ich erinnere mich nicht, ob mein Vater etwas gesagt hat, er wollte mir offensichtlich nur zeigen, was da geschah ó das denke ich jedenfalls.

Mein Vater stammt aus Transylvanien, aus Erdély, heute Rumänien. Dort leben noch fast zwei Millionen Ungarn. 1919 nach dem ersten Weltkrieg hat Ungarn diesen Teil des Landes verloren. Mein Vater stammt aus diesem Teil. Er gehörte einer adligen Familie an. In dieser Familie gab es viele Offiziere, Juristen, Apotheker, studierte Leute.

Erst hatte er seine Heimat verloren, jetzt erlebte er, wie der Freiheitswille der Ungarn von den russischen Kommunisten niedergewalzt wurde ó und ich erlebte es mit.

#### **Eingebunden in die Geschicke meiner Familie**

Mein Großvater war Oberst bei der Gendarmerie in Siebenbürgen. Während des zweiten Weltkrieges war er schon pensioniert. Die Großeltern bekamen nur ein Kind, meinen Vater. Die Mutter meines Vaters starb als mein Vater 18 Jahre alt war. Er studierte Jura in Ungarn und als er sein Studium beendet hatte, bekam er einen Arbeitsplatz in Körmend, einer Kleinstadt in Westungarn nahe an der österreichischen Grenze. Dort wurde er Referendar und arbeitete danach etwa 10 Jahre als Strafrichter. Als mein Vater nach Körmend zog, holte er seinen Vater auch dorthin.

1946 ergriffen die Kommunisten die Macht. Die Absicht der kommunistischen Partei - oder der russischen Besatzungstruppe - war die Vernichtung bestimmter Klassen, dazu gehörten die Gendarmerie, die Akademiker usw., also auch meine Familie. Aus dieser Angst heraus verließen mein Großvater und Vater das Land, dem sie so sehr verbunden waren.

---

*Sándor Ferentzi* ist Pfarrer der Reformierten Kirche in Magyarszecs d, Ungarn

Mein Großvater ist nicht damit fertig geworden und ist freiwillig aus dem Leben geschieden. Es war ein Tabu, darüber in der Familie zu sprechen.

1947 kam mein Vater zurück und heiratete meine Mutter im gleichen Jahr. Sie ist 1916 in Körmend geboren und war die älteste von drei Geschwistern. Sie war eine begabte Frau, ausgezeichnet in der Schule, die aber wegen der schwierigen finanziellen Lage der Eltern nicht weiterstudieren konnte. Nach der Schule arbeitete sie im Kino als Kassiererin und später als Sekretärin in einem Rechtsanwaltsbüro. Dort hat sie meinen Vater kennengelernt. Im Alter von acht Jahren war meine Mutter an Kinderlähmung erkrankt, wodurch ihr ganzes Leben hindurch ein Bein gelähmt blieb und immer eine spezielle Stütze tragen, um gehen zu können. Ich erinnere meine beiden Eltern eigentlich immer nur als körperlich behindert.

Trotz dieser Behinderungen bekamen meine Eltern fünf Kinder ó ich war das vierte, der einzige Sohn.

1952 wurde mein Vater vom Gericht entlassen. Da der Grossvater bei der Gendarmerie gewesen war, wurde mein Vater als šKlassenfeindö bezeichnet, der nicht mehr als zuverlässig galt. Danach hat sich das Leben unserer Familie völlig verändert. Bis zum Ruhestand musste mein Vater ó als studierter Jurist - auf der Schreibmaschine in einer kleinen Baugenossenschaft als Sekretär arbeiten. Durch die sitzende Tätigkeit wurde die Rückgratverkrümmung, die er schon längere Zeit hatte, immer schlimmer. Anstrengende physische Arbeiten konnte er nicht verrichten.

Mein Vater war in der Kirchengemeinde sehr aktiv. Oft habe ich mit ihm Besuche bei Gemeindegliedern gemacht. Es war üblich, dass wir am Sonntag nach dem Gottesdienst jemanden aufsuchten. Meine Mutter hatte etwas Essen vorbereitet, was wir dann armen Menschen mitnahmen.

Ich erinnere mich, dass wir einmal eine alte Frau besuchten, deren Sohn im Gefängnis einsaß. Nachdem wir das alte Haus betreten hatten, räumte mein Vater das Zimmer auf, da die alte Frau im Bett lag und dies nicht selbst besorgen konnte. Plötzlich kamen zwei schwarzgekleidete Männer ins Zimmer, die bestimmt von der Polizei waren. Sie vermuteten wahrscheinlich, dass hier ein geheimes Treffen veranstaltet wurde. Als sie sahen, dass mein Vater die alte kranke Frau trocken legte, verließen sie schnell das Haus.

Mein Vater konnte gut deutsch und französisch. So konnte er viele Briefe in den Westen schreiben. Durch diese Briefe haben viele Menschen in den Zeiten der Knappheit durch das Rote Kreuz viel Hilfe erhalten. Er hatte z.B. gute Kontakte zu großen Arzneifirmen, an die er viele Bittgesuche von Kranken weiterleitete. Kürzlich habe ich einen Brief erhalten von einer Frau, der damals dank der Bitte meines Vaters sehr geholfen wurde. Sie fand es wichtig, mir das zu schreiben. Die Medikamente damals waren lebensnotwendig.

Aber auch in vielen anderen Hinsichten hat sich mein Vater sehr für andere Menschen eingesetzt. Am Sonntagnachmittag kamen regelmäßig viele Leute mit verschiedenen Bitten zu uns und sageten etwa: šBitte schreiben Sie für mich einen Bittbrief, dass ich nicht so viele Steuern zahlen mussö. Oder: Setzen Sie sich doch ein, dass die Strafe meines Sohnes verkürzt wird.ö Vor allem solche Leute suchten ihn auf, die nicht in die sozialistischen šLandwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaftenö (LPG) eingetreten waren oder eintreten wollten und sich massiv dagegen wehrten. Die Behörden wollten diese Widerständler durch hohe Steuern klein kriegen. Mein Vater hat für seinen Einsatz nie Geld verlangt, aber die Leute bezahlten in Naturalien, das heißt mit Lebensmitteln, vor allem in den 50er und Anfang der 60er Jahre.

Etwa 1952 haben meine Eltern ein kleines Haus gekauft, wo wir mit Grosseltern insgesamt mit zehn Personen lebten. Die Enge kann man sich heute kaum mehr vorstellen. Meine Eltern mussten die Raten mühsam abzahlen.

Mein Vater ist im Jahre 1991 gestorben, er hat noch miterlebt, dass die kommunistische Zeit zu Ende gegangen war.

### **Erinnerungen an meinen Patenonkel ó ein wichtiger Mann**

Es ist interessant dass mein Patenonkel eine grosse Karriere zur damaligen Zeit als landwirtschaftlicher Vizeminister machte, also ein ganz wichtiger Mann im kommunistischen Ungarn wurde. Seine Frau war die Schwester meiner Mutter. Er lebte mit seiner Familie ó mit zwei Söhnen und zwei Töchtern - in Budapest, aber wenigstens einmal im Jahr kamen sie nach Körmend und wurden unsere Gäste. Das bedeutete, dass meine Mutter immer Geld ausleihen musste, um den Verwandten eine gutes Gastmahl anbieten zu können und sie gut zu versorgen, so hat es mir kürzlich meine Schwester erzählt. Es gab immer Leute, die bereit waren uns auszuhelfen. Mit uns Kindern haben unsere Eltern aber nie über finanzielle Probleme gesprochen, damit haben sie uns verschont.

Mein Patenonkel kam immer mit dem grossen schwarzen russischen Auto Marke šTschaikaõ. Dann konnten alle in der Stadt sehen, dass er uns und seiner Heimatstadt einen Besuch abstattet. Er war immer fröhlich, war gut genährt und man konnte sofort erkennen, dass er sich seiner Macht und Wichtigkeit bewusst war. Mit den Vettern hatte ich nie eine gute Freundschaft. Sie waren immer šdie Jungen von Budapestõ, die mehr über die Welt wussten als šSanyiõ (das war ich) von dem Land. In meinem Gedächtnis bis heute die Bilder eingepřagt, dass die Jungen einmal einen Igel fanden, ihn quälten und töteten - und ich hatte keinen Mut, etwas dagegen zu sagen.

Mein Patenonkel hatte schon sehr bald ein Haus am Balatonsee, wo die Familie den ganzen Sommer verbrachte. Mit dreizehn wurde ich eingeladen, mit ihnen dort sechs Wochen zu verbringen. Der šrussische Mercedesõ Tschajka fuhr mit Chauffeur bei uns in Körmend vor, um mich abzuholen. Man kann sich vorstellen, wie sich der Dreizehnjährige dabei gefühlt hat.

Während der Ferien am Balaton pflückte ich mit den Kindern des Patenonkels Pfirsiche, was mir sehr gut gefallen hat. Mir wurde ein Fahrrad für diese Zeit zur Verfügung gestellt und lernte innerhalb eines Tages Fahrradfahren. Wir lebten dort sehr gut, wir hatten Semmel mit Butter, mit Käse, mit Salami und auch noch Paprika. Ich erinnere mich, dass ich dachte: šWir haben doch schon Butter auf der Semmel ó warum brauchen wir noch etwas auf die Butter?õ

So gut es mir im Kreise der Patenfamilie ging, ich war doch ganz scheu und zurückhaltend. Irgendwie fühlte ich mich nicht wohl. Ich habe immer den großen Unterschied gefühlt ó beim Sprechen, bei der Verwendung der Worte, bei den Kenntnissen, bei allem. Es war wirklich schwierig für mich. Dann aber spielten wir einmal Fussball und ich ganz gut, viel besser als meine Vettern ó und das hat mich stolz gemacht und mir geholfen, mich nicht so minderwertig zu fühlen. Die Sommerferien gingen zu Ende und mein Patenonkel wollte mich im folgenden Jahr wieder einladen, ich aber ich wollte nicht mehr dort meine Ferien verbringen.

Aber auch diese Verwandschaft war irgendwie wichtig für mich, weil ich noch ein ganz anderes Leben als zu Hause kennen lernen konnte. Damals hörte ich immer wieder die Frage, gerade auch von diesen Verwandten: šNo, Kind, was wirst du werden?õ Meine Antwort war: šIn der Woche werde ich in der LPG arbeiten und am Sonntag predige ich in der Kirche.õ Das waren *meine* Karrierepläne.

### **Eine glückliche Kindheit**

Ich habe immer gern den Jagdgeschichten meines Vaters zugehört, der mit seinem Vater schon als junger Bursche zum Jagen ging. Sie hatten immer sehr kluge Jagdhunde und mein Vater hat sich viel mit Hunden beschaeftigt. Ja, er war einziges Kind, und hatte alles was er

wollte. Ich muss sagen, auch meine Kindheit war wirklich glücklich. Ich hatte Tiere, einen Puli, einen kleinen langhaarigen ungarischen Schäferhund; ich hatte viele Kaninchen und sehr schöne unterschiedliche Tauben. Die Käfige für sie habe ich selbst gebaut. Ich habe meinem Puli vieles beigebracht. Dazu hollte ich mir alle Bücher über Hundebildung aus der Bibliothek, die dort vorhanden waren. Der Puli konnte auf Spurensuche angesetzt werden, Personen suchen und finden, sich setzen, warten, ablegen usw. Mein Puli war mein besonderer Spielkamerad. Die Kaninchen, die ich züchtete, waren wichtig für die Familie. Schon sehr bald lernte ich, sie zu schlachten, ihnen das Fell abzuziehen und sie küchenfertig zu machen.

Mein Vater arbeitete bei einer Baugenossenschaft in Körmend. Nach jenen Wochen mit meiner Patenfamilie am Balaton arbeitete ich fast jeden Sommer dort. Mit den Jahren beherrschte ich alle Mauerarbeiten, was mir später sehr zugute kam. Als meine jüngere Schwester heiratete, baute ich mit ihrer Hilfe ein kleines Haus für sie und ihren Mann. Damals hatte ich Zeit, denn ich hatte mein Studium an der Theologischen Akademie beendet und war noch nicht angestellt.

### Schulzeit und Studium

Im Gymnasium habe ich nicht zu viel Zeit mit Lernen verbracht, wozu auch, ich war gut in der Schule. Als ich die zweite Klasse beendet hatte, wussten alle schon, dass ich Pfarrer werden möchte. Zuerst trat ich aus dem šKommunistischen Jugendverbandö aus, was einen großen Aufruhr in der Klasse auslöste. Danach aber wurde ich sehr fleißig, denn ich wollte unbedingt ein sehr gutes Abitur machen, was ich dann auch schaffte. Ich wollte nicht, dass Schüler, Lehrer und Eltern sagten: Sándor studiert Theologie, weil sein Abitur zu schwach für eine andere Universität ist. Während es davor undenkbar war, bestand damals dann die Möglichkeit, mit einem holländischen Stipendium in Debrecen in Ostungarn weiter zu studieren. Dort gab es das einzige Gymnasium im ganzen Lande, das von der Reformierten Kirche getragen war. Um dort studieren zu können hätten meine Eltern und ich die Genehmigung der eigenen Kirchenleitung unseres westungarischen Kirchendistriktes benötigt, um dieses holländische Angebot annehmen zu können. Die Erlaubnis wurde mir verwehrt, was ich demütigend empfand.

Mein Patenonkel sagte öfters: Mach bloß deine Abitur, dann kannst du an der Universität studieren und Tierarzt zu werden. Und ich habe ihm immer wieder geantwortet: Na ja, danke, danke. Denn ich wollte etwas anderes. So wandt ich mich an die theologische Fakultät und bat dort um Aufnahme. Als dann im Sommer mein Patenonkel wie immer nach Hause zu Besuch kam, teilte er mir mit: šAn der Universität findet man deinen Aufnahmeantrag wegen des Studiums als Tierarzt nicht.ö Ich: šDas ist richtig. Ich werde Pfarrer und nicht Tierarzt.ö Danach habe ich ihn nur noch selten gesehen, obwohl ich ihn und seine Familie in Budapest einige Male besucht habe. Er hat nach Jahren Selbstmord begangen.

1969 habe ich an der Theologischen Akademie das Studium begonnen mit 22 anderen Kollegen. Das erste Jahr war dem Lernen der alten Sprachen gefüllt, was mir Freude machte. Im zweiten Jahr erfuhr ich von der Möglichkeit, während des Sommers in der DDR ein Ökumenisches Aufbaulager zu besuchen. So es wurde es mir möglich, in die DDR zu fahren und auch deutsch zu lernen. Mit anderen jungen Menschen aus verschiedenen Ländern verrichteten wir vierzehn Tage lang soziale Arbeit. Vormittags stand die Arbeit im Mittelpunkt, nachmittags und abends hatten wir immer genügend Zeit zum Singen und zum Diskutieren. Ich habe es gleich bemerkt, dass die politische Stimmung ó wenigstens in diesen Lagern - ganz anders war als bei uns in Ungarn. Dort habe ich zum ersten Mal das Wort Gulag gehört und was damit gemeint war, und dort habe ich auch das Lied von Martin Luther King: šWe shall overcomeö gelernt. Einige ältere Studenten waren der Meinung, dass es ist gut sei, wenn ein

Pfarrer auch einen anderen Beruf hat. Dem konnte ich nur zustimmen. Vor meinem Studium hatte ich schon daran gedacht, zuerst Maurer zu werden und dann zu studieren.

Zurück in Budapest konnte ich einen Beruf nebenbei erwerben, nämlich als Lastkraftfahrer, was ich dann auch ausführte. Viele Gemeinden hatten damals keine Pastoren und wir mussten als Theologiestudenten schon früh in der Gemeinde als Aushilfe für Pfarrer arbeiten und nebenbei studieren. Im fünften Jahr wurde ich als Aushilfe nach Magyarszecs d versetzt, weil der Pastor krank war. Einmal im Monat fuhr ich nach Budapest zum Studium, sonst aber war ich in der Gemeinde aktiv. Am 1. Advent 1973 habe ich zum erstemal in Magyarszecs d gepredigt, in der Kirche einer kleinen Stadt im Westen Ungarns, nicht weit von Körmend entfernt.

Viermal in der Woche hielt ich Religionsunterricht in der Schule - in den Städten war das nicht möglich. Mein Vorgänger hatte damals sein 10 jähriges Dienstjubiläum begangen, deshalb fierten wir ein kleines Fest. Dieser Pfarrer erzählte mir über die Gemeinde und über die Aufgaben, ich wollte das alles fortführen und auch meine eigenen Ideen zusätzlich verwirklichen. Nach sieben Monaten zog er mit seiner Familie weg und starb bald darauf mit 61 Jahren. Nun wurde ich Pfarrer in der Gemeinde von Magyarszecs d ó und bin es bis zum heutigen Tage, also fast 40 Jahre.

### **Meine Tätigkeiten als Pfarrer ó ich musste ein guter Handwerker sein**

Die größten Sorgen bereitete der Gemeinde das Dach der Kirche. Der Deckenputz war an mehreren Stellen vom Regen durchnässt. Bei der Berechnung der Reperaturkosten kamen Fachleute auf 30.000 Forint. Was tun? Als erstes veranstalteten wir eine Sammlung in der Gemeinde, die 16.000 Forint einbrachte. Wie aber den Rest beschaffen? Mein monatliches Gehalt betrug 600 Forint, das der Gemeindeglieder war ebenfalls gering. Damit würden wir die Kosten nie bezahlen können.

Es war im Mai. Was nun? Ich ging zu meinem Vorgesetzten, dem Senior der Pfarrer, um Hilfe zu erbitten. Der aber fertigte mich ab, indem er sagte: šDu musst zu deinen Bauern gehen und bei ihnen um Unterstützung bittenö. Da war mein Plan fertig, nämlich: Das machen wir selbst. Ich schrieb zwei Freunden, die zwei Jahre jünger waren als ich. Sie studierten auch Theologie. In dem Brief stand: šIch habe für euch im Sommer eine schöne Arbeit. Wir renovieren das Kirchendachö. Nun konnte man das allerdings nicht so ohne weiteres machen, als Privatpersonen oder als Gemeinde bekam man kein Material. Deshalb gaben wir uns nach der Gewohnheit der damaligen Zeit einen Namen: šSozialistische Brigade voní (mit einem Namen dahinterí )ö. Einer der Ältesten in der Gemeinde war bereit, mit uns das Dach zu erneuern. Wir mussten feststellen, dass einige Balken schon faul waren, zwei oder drei müssten wir ganz neu ersetzen. Der Sommer war sehr heiss, eigentlich völlig ungeeignet für solch eine Arbeit, wo man der Sonne ausgesetzt ist. Deshalb begannen wir sehr früh am Morgen, hörten um 11.00 Uhr auf und machten etwa um 5.00 Uhr nachmittags weiter. Abends in der Dunkelheit stellten wir drei Autolampen so auf, dass sie Licht auf das Dach warfen. Die Arbeit dauerte zwei Wochen. Jede einzelne Dachziegel nahmen wir in die Hand, putzten und prüften sie, bevor wir sie auflegten. Ein Fachmann kam, um die Qualität der Arbeit zu kontrollieren. Und er stellte fest, dass die Arbeit gut gelungen sei. Erst nach dreißig Jahre wurde es notwendig, das Dach wieder neu zu reparieren. Mit meinen Freunden feiern wir jede zehnte Jahreswende unserer šsozialistischen Brigadeö, die damals das Kirchendach erneuert hat. Meine Freunde leben und arbeiten in Ostungarn. Später haben wir auch andere Arbeiten zusammen gemacht. Damals aber hat es mich so sehr verletzt, wie mein Vorgesetzter jede Hilfe verweigerte, so dass ich ihn nie wieder um etwas gebeten habe.

Unser vielleicht noch grösseres Problem waren aber die nassen Wände der Kirche. Die Seite nach Norden hin war die schlimmste. Das Wasser stand drei bis vier Meter hoch in der Wand. Dann fiel mir etwas ein. In der DDR hatte ich die Isolierung von Häusern gesehen. Dadurch wusste ich, was zu tun sei: An einem Samstag kamen etwa 30 Leute zusammen und gruben die Erde rund um die Kirche gleich neben dem Fundament aus. Am nächsten Wochenende füllten wir dann diesen Graben mit grossen Steinen aus und erledigten noch einige Kleinigkeiten. Es war viel Arbeit, aber billig und es funktionierte ausgezeichnet. Nach zwei bis drei Monaten konnte man die sinkende Wasserlinie an der Wand sehen. Unsere selbst entdeckte Methode wurde von mehreren Kirchgemeinden mit Erfolg übernommen.

Durch die Teilnahme an ökumenischen Ferienlagern in der DDR kam ich auf die Idee, auch in Magyarszecs d solche zu veranstalten. Es ging darum, das Pfarrhaus im Jahr 1982 umzubauen und viel Hilfe war nötig. Deshalb lud ich junge Leute aus der DDR ein, angehende Pastoren, Lehrer, Maler, insgesamt etwa 12 Personen. Zwei Wochen lang wurde fleißig gemauert, gemalt und alles Nötige gemacht. Meinen Vorgesetzten habe ich lediglich davon informiert und nicht um Erlaubnis gefragt. Seine Antwort war, ich könne das zwar machen, aber er werde es beim Staatlichen Amt für Religionsachen melden. Folglich hatten wir täglich mehrere polizeiliche Kontrollen, wir wurden aber nicht bei unserer Arbeit gestört.

### **Ost und West**

Ich erinnere mich, dass in kommunistischer Zeit eine Radioserie mit dem Name Szabó Család ó Familie Szabó - lief. Der Hintergrund dieser Serie war, die Bevölkerung geschickt auf den Kommunismus einzustimmen. Die Sendung begann nach der Revolution 1956. Ich erinnere eine Episode darüber, warum es sich nicht lohnt, in den Westen Europas oder gar nach Amerika zu gehen. Es hieß, dort gibt es als Wert nur Geld und Geschäft, aber keine guten Freundschaften. So wurde auch gesagt, man könne sich nicht miteinander unterhalten, nicht einmal mit den Nachbarn. Ein Dissident, der Ungarn schon lange verlassen hat, erzählte, der Kapitalismus sei viel schlimmer als der Kommunismus.

Wir aber machten folgende Erfahrungen: Im Alter von drei Jahren wurde bei unserem Sohn ein Herztumor entdeckt. In Ungarn war es nicht möglich ihn zu operieren. Die holländische Kirche aber sammelte für uns so viel Geld, dass wir das Kind nach London in ein Herzzentrum bringen konnten. Die Operation kostete eine Million Forint und dazu kamen noch die Reise- und Hotelkosten. Während der täglichen Visite in London las ich in den Papieren meines Sohnes. Die Chefärztin hatte geschrieben: ŝIn diesem Fall schreibe ich keine Rechnungö und darunter waren die Unterschriften von 10 weiteren Ärzten. Der Westen ganz anders als man es uns immer erzählt hatte.

### **Nach der Wende**

1990 bekam die Reformierte Kirche das alte Gymnasium in Pápa in Westungarn, das nach dem Krieg annektiert worden war, zurück. Es war in einem desolanten Zustand. Woher das Geld zur Renovierung nehmen? Alle Gemeinden in unserem Bezirk ó etwa 220 - erhielten eine Bitte um Hilfe. Wir haben gesammelt. Mit unserem Pony Lejka, das aus Bayern stammte, zogen wir mit 12 Kindern von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und führten zehnmal ein einstudiertes Theaterstück auf. Es gab reichlich Spenden, die wir am Ende unserer Tour stolz überreichen konnten, denn dafür waren wir täglich 15-20 km gelaufen. Der Direktor begrüßte und als wir wieder zu Hause in der Stadt Pápa waren vor der Tür der Schule und sagte: ŝEuer deutsches Pony mit seinem russischen Namen ist in unsere ungarische reformierte Kirchengeschichte eingegangenö.

Ja, wir haben 1989 die Freiheit unheimlich genossen. An der Grenze standen damals viele verlassene Trabis ó DDR-Bürger hatten sie stehen lassen und waren zu Fuß über die ungari-



sche Grenze nach Österreich, in die Freiheit geflohen. Damals verfolgten wir die ganze Nacht die Nachrichten, so aufregend waren die Ereignisse.

Jemand hat gesagt: Im Kommunismus ist das Schlimmste, was nacher kommt. Auch wenn der Käfig geöffnet ist, kannst du nicht mehr fliegen. Aber wir sind sogar in der Zeit des Kommunismus geflohen ó wir haben uns nicht verbiegen lassen. Dennoch: Es war ein langer Weg vom Gefängnis bis zur Freiheit.

# Zur seelsorglichen und beraterischen Arbeit mit Biographien

---

## Biographien:

### Konstruktion des Selbst - Deutungen des Lebens

*Helmut Weiß*

Der folgende Abschnitt ist der Nachdruck des Kapitel C (Das Mittel der Seelsorge: Beziehungsarbeit) 5 (Biographiearbeit in der Seelsorge) aus dem Buch *Helmut Weiß, Seelsorge ó Supervision ó Pastoralpsychologie; Neukirchener Theologie; Neukirchen-Vluyn; 2011, S. 103 ó 109*. Dieser Abschnitt diente in einem Workshop der Tagung als Grundlage, einen konkreten Abschnitt einer Lebensgeschichte aus Polen als Beispiel für seelsorgliche Arbeit mit Biographien zu bearbeiten. Der Abschnitt der Lebensgeschichte wird aus Gründen der Anonymität nicht aufgezeichnet.

#### 5 Biographiearbeit in der Seelsorge

##### 5.1 Lebensgeschichte als Konstruktion des Selbst

###### 5.1.1 Lebensgeschichte und ihre Bedeutung für gegenwärtige Situationen

Jede Lebensgeschichte ist ein Ausdruck der Einzigartigkeit, Unverwechselbarkeit und Identität eines Menschen. Wenn ein Mensch sich vorstellen oder darstellen will, erzählt er seine Lebensgeschichte, beim Vorstellen in kurzen Stichworten, beim Darstellen in längeren Passagen. Vor allem zwei Elemente machen den Menschen aus: sein Körper und seine Lebensgeschichte. Die Lebensgeschichte ist wie eine zweite Haut. Die eigene Lebensgeschichte beinhaltet alles, was eine Person erlebt hat, die eigene Vergangenheit, das eigene Gewordensein, die Entstehung des Ichs. All dies ist eingeschpeichert im Körper, vor allem im Gehirn. Insofern ist Lebensgeschichte an den eigenen Körper gebunden. Gleichzeitig ist Lebensgeschichte ein Zeichensystem, mit dem sich Personen konstruieren, um ein Bild von sich zu bekommen und es anderen mitzuteilen.

Die eigene Lebensgeschichte ist nie etwas Vergangenes, sondern dauernd präsent, aber nie als etwas Festgelegtes. In ihrer Präsenz erweist sie sich erstaunlich flexibel: Was gestern war, erinnere ich nur noch in Bruchteilen und noch einmal anders als ich es in Wirklichkeit erlebt habe. Im einen Moment halte ich von gestern bestimmte Wirklichkeiten fest, in einem nächsten fallen mir noch ganz andere Ereignisse ein und werden wichtig. So wird Lebensgeschichte zu einer dauernden Dekonstruktion und Konstruktion. Das Geschehene aus der Vergangenheit präsentiert sich im Moment der Erinnerung oder des Gedenkens auf andere Weise als damals ó die Person dekonstruiert, was damals war, und konstruiert es neu. Menschen, die gestern aus ihrer Kindheit erzählt haben, erzählen die gleiche Szene heute anders.

---

*Helmut Weiß*, Pfarrer i.R.; Lehrsupervisor in der Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie, Vorsitzender der Gesellschaft für Interkulturelle Seelsorge und Beratung / SIPCC

Der Kontext ó andere Zuhörer, eine andere Situation, eine andere Thematik ó erfordern eine neue Sicht auf die Szenen aus der Lebensgeschichte. Ich konstruiere also dauernd auf unterschiedliche Weise das Geschehen meines Lebens ó und suche nach Zusammenhängen, damit die Geschehnisse und Ereignisse nicht in unverständliche Einzelteile zerfallen. In der gegenwärtigen Situation suche ich Verbindungen zu früheren Geschehnissen, um sie für hier und jetzt zu integrieren und eventuell auch für die Zukunft fruchtbar zu machen.

Mit dem Erzählen aus der Lebensgeschichte wird Bedeutung für die gegenwärtige Situation markiert. In der Regel geht es dabei darum, in Beziehung zu sich selbst und zu anderen zu kommen. In der lebensgeschichtlichen Selbstoffenbarung wird die Begegnung mit anderen gesucht. Anteilnahme, Interesse und Würdigung für den Erzählenden soll entstehen. In diesem Moment kann es gut sein, dass Zuhörende sich an eigene Szenen, Bilder und Gefühle aus ihrer Lebensgeschichte erinnern, dass also eine zirkuläre Kommunikation entsteht, in der Personen sich emotional annähern oder auch entfernen.

### 5.1.2 Die Einbettung von Lebensgeschichten in die Geschichte

Jede individuelle Lebensgeschichte, so einzigartig und besonders sie ist, wird geprägt von kollektiven Geschichten. In der Lebensgeschichte eines Individuums ist zugleich Familiengeschichte, Kulturgeschichte und Weltgeschichte enthalten. Jede einzelne Geschichte wird konstruiert aus dem, was um sie herum geschehen ist und geschieht. Ein Beispiel, erzählt in einem Seelsorgekurs in Polen:

šIch erinnere mich, dass ich in der Schule šKatzeø genannt wurde, weil ich als Einziger in der Schule evangelisch war und die Katholiken sagten, die Evangelischen hätten einen šKatzen-glaubenø, also keinen richtigen Glauben. An einem šTag der Befreiungø den wir in der Schule begingen, sollte ich ein Gedicht vortragen. Ein Teilnehmer am Schlesischen Aufstand war eingeladen. Er erzählte vom Krieg, von Bombardierungen und vom Kampf gegen die Deutschen. Er erzählte auch, dass die Deutschen im Krieg schwarz-weiße Schachbrettmuster auf die Dächer ihrer Häuser malten, um nicht attackiert zu werden. Die Evangelischen hätten das auch getan und die Deutschen hätten sie verschont. Ich stand auf dem Podium des Saales zusammen mit den anderen Vortragenden ó und plötzlich richteten sich alle Augen auf mich. Ich kann mich nicht genau an die Situation erinnern, aber es war sehr schwierig und peinlich für mich. Ich erzählte und beklagte mich zu Hause bei meinen Eltern über diesen Vorfall. Mein Vater, der nichts mit der Kirche zu tun hatte, reagierte sofort. Er ging zu dem Haus dieses Mannes, der in der Schule gesprochen hatte, und machte ihm eine furchtbare Szene, obwohl sie gute Freunde waren. Es wird berichtet, dass es Entschuldigungen gab, aber ich kann mich daran nicht erinnern.ø

Lebensgeschichte sind also šKompositionenø aus vielen Elementen, Konstruktionen von šWirklichkeitø. Das, was geschehen ist, kann gar nicht unmittelbar in die Gegenwart transportiert werden, sondern muss šübersetztø und für die Gegenwart gedeutet werden. Dazu braucht es Reflexion über sich selbst, über die vergangene und über die gegenwärtige Situation und über die Einbindungen in andere Geschichten. Lebensgeschichte ist immer situativ und kontextuell, sowohl im Erleben wie im Erinnern und Nacherzählen, aber immer mit anderen Menschen und anderen Situationen verbunden. Lebensgeschichte kann plural erlebt und gedeutet werden ó sie ist immer mehrdeutig und flexibel und wird doch auch immer eingegrenzt und eingeengt von den Lebensgeschichten anderer und vom Gang der Gesamtgeschichte. Lebensgeschichte muss und kann immer wieder neu ausgelegt werden, um ihre Lebendigkeit zu behalten ó und doch ist die Auslegung nicht beliebig, sondern wird bestimmt von dem, was den Menschen widerfahren ist.

### 5.1.3 Lebensgeschichte kann neu gedeutet werden

Das Erinnern von Lebensgeschichte hat in der jeweiligen Situation einen Zweck. Mit dem Erzählen soll etwas erreicht werden, Geschehenes soll Sinn bekommen. Dies kann natürlich auch dazu führen, dass Lebensgeschichten geschönt oder gar verfälscht werden. Den Interpretationen von Lebensgeschichten ist also immer auch zu misstrauen. Wenn in Seelsorge Lebensgeschichten erzählt werden, geht es nie darum, ob das wirklich so war oder ist, sondern um die Frage: Was will diese Szene aus der Lebensgeschichte in diesem Moment mitteilen? Was will die Person von sich sagen?

Weil Lebensgeschichte vielfältige Deutungen zulässt, kann sie umgedeutet und neu verstanden werden. Das ist für Seelsorge und Therapie äußerst wichtig. Die bisherige Konstruktion von Wirklichkeit kann durch eine andere abgelöst werden. Identitäten können sich wandeln, bisher Unverständliches kann sich offenbaren, Verborgenes kann ans Licht kommen. Was vorher wie eine Katastrophe aussah, kann Sinn bekommen. Ein biblisches Beispiel: Als Joseph von seinen Brüdern nach Ägypten verkauft wurde ó eine schreckliche persönliche und familiäre Katastrophe ó konnte er den Sinn dieses Weges nicht verstehen. Aber viel später, als er seinen Vater und seine Brüder retten konnte, formulierte er: šIhr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machenō (1. Mose 50,20). Jetzt kann er seinen Weg umdeuten, jetzt versteht er die Wege Gottes. Und: In seiner persönlichen Geschichte sieht er heilsgeschichtliches Handeln Gottes.

Während sich Menschen in traditionellen Kulturen mit der Konstruktion ihrer Lebensgeschichten an Traditionen und kollektiven Gepflogenheiten orientieren konnten, müssen sie in postmoderner Zeit ihre Lebensgeschichte verstärkt selbst zusammensetzen. Biographien zeigen sich zunehmend fragmentiert. Es gibt kaum noch Lebensläufe, die geradlinig laufen. Familiäre und berufliche Brüche nehmen zu, Lebensentwürfe sind auf kürzere Zeiten angelegt. In dieser Situation ist es eine hohe Herausforderung, Orientierung und Linien für sich zu entdecken. Seelsorge will dabei eine Hilfe sein, indem sie sich Lebensgeschichten erzählen lässt und Deutungen dazu sucht. Aber auch früher waren Lebensläufe wie Puzzles, die zusammengesetzt werden mussten, um ein Bild zu ergeben. Je mehr sich Menschen mit ihrer Lebensgeschichte beschäftigen und in sie vertiefen, desto deutlicher wird ihnen, dass Bilder von sich selbst immer fragmentarisch bleiben. Nicht nur unser Wissen ist Stückwerk, wie der Apostel Paulus (1. Kor 13) sagt, sondern auch unsere Konstruktion von uns selbst und unserer Lebensgeschichte. Wir sehen jetzt šdurch einen Spiegel ein dunkles Bildō. Jetzt erkennen wir uns selbst und unsere Lebensgeschichte stückweise. Aber das ist ja nicht das letzte Wort über uns und unsere Geschichte. Durch Gott werden wir erkennen, wie wir erkannt sind. Neben unseren eigenen Deutungen von Lebensgeschichten dürfen wir Gott zutrauen, dass er seine eigenen Deutungen hat ó Deutungen, die Sinn machen.

## 5.2 Seelsorge als Bearbeitung der Lebensgeschichte

Seelsorge hat immer mit Lebensgeschichte zu tun. Ganz gleich, was erzählt wird, ob eine kurze Sequenz aus der Vergangenheit, ob von anderen Personen oder ausführlich von vergangenen Geschehnissen, immer ist darin Lebensgeschichte enthalten und immer muss der Seelsorger oder die Seelsorgerin damit umgehen. Seelsorge arbeitet an Lebensgeschichte so, dass sie eine Geschichte wird, die aufs Leben hin ausgerichtet ist, sich für das Leben öffnet und so zu einer Geschichte zum Leben wird.

Menschen machen die Erfahrung, dass sie den Gefährdungen des Lebens ausgesetzt sind. Wie wir unter dem Abschnitt der Kontingenzerfahrungen gesehen haben, sind wir der Verfallenheit des Körpers, den Zerstörungen der Umwelt, den Brüchen in zwischenmenschlichen Beziehungen und vielen anderen Nöten ausgeliefert. Unser Leben gelingt in vieler Hinsicht

nicht, es geht auf den Tod zu. Seelsorge will nun dazu verhelfen, dass dennoch unser Lebensweg eine Geschichte zum Leben wird.

Deshalb die Frage: Wie kann Seelsorge Lebensgeschichte šbearbeitenō?

### 5.2.1 Lebensgeschichte entdecken ó hören und reflektieren

In allem, was Personen in Seelsorge erzählen, suchen Seelsorgerinnen und Seelsorger nach Informationen aus der Lebensgeschichte. Dies ist einfacher, wenn die Personen in der *Ich-Form* berichten. Damit machen sie Aussagen über sich und über das, was sie erlebt haben und erleben. Oft sind es Splitter und kleine Stückchen, die angedeutet werden. Eine Frau sagt, sie wolle sich scheiden lassen ó nicht mehr. Ein Mann im Krankenhaus betont, er sei zum ersten Mal im Spital, bisher sei er immer stark gewesen. Ein Student sagt nebenbei, in der Schule sei er gut gewesen, jetzt habe er Prüfungsangst. Eine Frau erzählt voller Begeisterung, der beste Tag ihres Lebens sei, als sie Jesus gefunden habe. In allen diesen Sätzen sind Lebensgeschichten verborgen. Solche Mitteilungen als Aussagen über Lebensgeschichten zu hören, ist ein erster Schritt. Mit dem Hören beginnt die Reflexion, was wohl damit gesagt wird, welche Bedeutung dieser Satz jetzt hat und was er wohl beim Sprechenden und beim Zuhörenden bewegt. Sätze aus Lebensgeschichten regen die Zuhörenden an, sie setzen sich damit in Beziehung und in ihnen entstehen Bilder, Gedanken und Gefühle. Vielleicht sind die Aussagen so wichtig, dass der Seelsorger oder die Seelsorgerin mehr hören will und nach weiteren Erklärungen fragt. Vielleicht lässt er auch solche kurze Sequenzen stehen ó und behält sie im Sinn.

Aber es geht nicht in erster Linie um die Zuhörenden. Seelsorge soll helfen, dass den Erzählenden Zusammenhänge in ihrer Lebensgeschichte deutlich und damit verständlicher werden. Sie sollen entdecken, welchen Sinn die Erlebnisse und Erfahrungen haben, gerade für jetzt. Dazu wollen die Reaktionen der Zuhörenden verhelfen.

Die šForschungsarbeitō nach Bedeutungen wird schwieriger, wenn Personen grammatikalisch in der *šdritten Personō*, also von anderen und deren Leben erzählen, etwa vom eigenen Mann, von den eigenen Kindern, von den Eltern, Nachbarn oder Arbeitskollegen. Oft sind darin Aussagen über sich selbst verborgen. Deshalb muss reflektiert werden, was der/die Sprecher/in damit *von sich* und der eigenen Lebensgeschichte sagt. Immer ist darauf zu achten, *wie* erzählt wird und welche Gefühle mitspielen und Ausdruck finden.

So kann man mit dem Erzähler des folgenden Abschnitts darüber reflektieren, was er (jetzt etwa 45 Jahre alt) damit heute von sich mitteilen will. Seelsorgliche Reflexion ist nicht Spekulation über jemanden, sondern Gespräch und Suche nach Bedeutung mit einem Gegenüber, also dem, der von sich spricht.

šIch erinnere mich an meine Jugend als ich etwa 17 Jahre alt war. Das Zusammenleben meiner Eltern sah nicht gut aus. Mein Vater kam ziemlich oft betrunken nach Hause, die Atmosphäre zu Hause war schwierig. Meine Mutter war mit sich beschäftigt, sie machte sich Sorgen. Manchmal brachen Aggressionen aus. Meine Mutter konnte es nicht mehr aushalten, so zu leben, sie verlor ihre Nerven, was dazu führte, dass meine Eltern sich zu kurzen, aber heftigen Streitereien hinreißen ließen. Der Vater war dabei gewöhnlich verbal sehr gewalttätig. Eines Tages, ich saß in meinem Raum, hörte ich, wie die Eltern wieder stritten. Meine Mutter schrie laut, mein Vater schlug sie. Ich sprang in das Zimmer ó ich war damals ein paar Zentimeter größer als mein Vater ó und warf ihn mit aller meiner Kraft gegen die Wand. Mein Ärger wurde immer größer. Ich schrie ihn an, wahrscheinlich mit den Worten, er solle so etwas nie wieder tun, und ich schaute ihm dabei ins Gesicht. Mein Vater war schockiert. Er fixierte mich mit den Augen ó seine Augen waren in diesem Moment groß aufgerissen. Nach einiger Zeit drehte er sich um und ging aus der Wohnung. Ich war schockiert. Ich war einerseits schockiert, dass ich genug Mut hatte, so etwas zu tun. Denn eigentlich hatte ich Angst, weil mein Vater stärker war als ich. Andererseits aber fühlte ich mich sehr stark und war überzeugt, dass es richtig war, meine Mutter zu verteidigen.ō

### 5.2.2 Lebensgeschichte deuten

Ausführlichere Erzählungen aus dem eigenen Leben ó wie etwa das dokumentierte Beispiel ó sind in mehrerer Hinsicht bereits vom Erzähler reflektiert, bevor eine Reflexion mit anderen beginnt. Immer wieder ist diesem Mann diese Szene vor Augen gewesen und wahrscheinlich hat er sie bisher selten und nur ganz bestimmten Personen erzählt, vielleicht noch nie. Denn das Erleben von damals ist nicht angenehm, sondern peinlich. Die Selbstoffenbarung zeigt ja einen jungen Menschen, der mit sich und mit den Umständen nicht zufrieden ist und der unter der häuslichen Situation leidet und sich schämt. In der Seelsorge kommt es nun darauf an, herauszuarbeiten, dass sein Verhalten von damals für ihn und seine Entwicklung wichtig war, also das Verhalten bei aller Ambivalenz positiv für seinen Werdegang zu bewerten und zu deuten ist.

Lebensgeschichten brauchen Deutungen. Dies geschieht von den Erzählenden und von den Zuhörenden. Ereignisse und Erlebnisse haben ihre Bedeutung nicht in sich selbst, sondern sie bekommen sie dadurch, dass sie in Zusammenhänge gebracht werden. Seelsorge verhilft dazu in der gemeinsamen Suchbewegung, wie die Geschehnisse verstanden werden können. Vor allem ist immer wieder die Frage zu stellen, wie sich Ereignisse und Erlebnisse für die Folgezeit ausgewirkt haben. Die Auswirkungen können negativ gewesen sein. Hier hilft Seelsorge, damit zu leben, auch mit Schuld zu leben. Manchmal waren sie positiv. Dies verstärkt Seelsorge, indem sie auf die Ressourcen hinweist, die in der Lebensgeschichte vorhanden sind.

Immer wieder fragt man sich, ob das wohl die Wahrheit ist, was da aus dem Leben erzählt wird. Sicherlich deuten Menschen ihre Lebensgeschichte oft so aus, dass bestimmte Ereignisse und ihre Geschichte davon nur bedingt identisch sind mit der Wirklichkeit. Lebensgeschichte wird ja nie objektiv erzählt, sondern immer mit einer Absicht. In Seelsorge kommt es auch nicht auf Objektivität an, sondern eben auf diese Absicht. Sie ist zu erforschen. Deutungen werden oft so konstruiert, dass ein positives Bild von Personen und ihrem Leben entsteht. Aufgabe von Seelsorge aber ist nicht ein ideales Selbst zu bestätigen, sondern ein reales Selbst zu fördern. Carl Rogers, der große Psychotherapeut, der die klientenzentrierte Therapie begründet hat, beschreibt in seinem Buch *On Becoming a Person* eindrücklich, dass dann Menschen zu sich und ihrer Lebensgeschichte kommen, wenn sie nicht an einem idealisierten Selbst festhalten und sich unrealistisch konstruieren, sondern wenn sie sich und ihre Lebensgeschichte so annehmen, wie sie sind.

### 5.2.3 Seelsorge als Lebensdeutung im Lichte Gottes

Ziel der Seelsorge ist, dass Menschen ihre Lebensgeschichte mit allen ihren Seiten betrachten und sie schließlich annehmen und würdigen. Seelsorge ist davon überzeugt, dass Gott als Grund des Lebens die Geschichte eines Menschen betrachtet und würdigt. Aus den Lebensgeschichten von Menschen, die mit Gott in Beziehung stehen, erfahren wir, dass er nicht mit allem einverstanden sein kann, was Menschen tun, und nicht mit allen Wegen, die sie gehen. Gottes Wille aber ist, dass alle Lebensentscheidungen und alle Lebenswege zum Leben führen sollen ó und durch seine Gnade führen werden. Gott ist mit den Lebenswegen nicht fertig, sie sind immer nach vorne offen. Das gibt der Seelsorge Mut, Lebenswege im Lichte Gottes zu betrachten. Sinn von Seelsorge kann es nicht sein, Lebenswege zu verdammen oder zu richten, auch wenn Seelsorge mit Menschen darüber spricht und überlegt, ob wohl bestimmte Wege gut waren oder sein werden. Aber über Lebenswege zu richten, bleibt Gott vorbehalten ó und wir glauben dass sein Gericht voller Gnade ist. Lebenswege im Lichte Gottes zu betrachten bedeutet vielmehr, von seiner unermesslichen Gnade und Liebe her auf Lebenswege zu schauen.

### 5.2.4 Lebensgeschichten am Ende des Lebens

Im Judentum gibt es eine gute Tradition, nämlich alte Menschen zu ermutigen, ihre Lebensgeschichte aufzuschreiben, besonders für die eigenen Nachkommen. Damit soll das Leben

nicht gerechtfertigt oder in ein positives Licht gerückt werden. Das eigene Leben wird dadurch noch einmal betrachtet und gewürdigt. Die nächsten Generationen bekommen einen Anhaltspunkt, sich zu erinnern, mit wem sie verbunden sind. Alte Menschen haben viele Erinnerungen und teilen sie auch gerne mit denen, die sich dafür interessieren. Es kann nicht um Vollständigkeit gehen, aber um das Durchleben von wichtigen Lebensabschnitten. Dabei ist es bezeichnend, welche erzählt werden und auch welche verschwiegen bleiben.

Ich denke, Seelsorge sollte viel öfter solch eine Anregung, Lebensgeschichten zu erzählen und zu dokumentieren, geben und unterstützen. Wenn damit auch Glaubensgeschichte verbunden ist, werden diese Aufzeichnungen noch kostbarer.

Wenn es möglich ist, sollte man gerade auch Sterbenden die Gelegenheit geben, aus ihrem Leben zu erzählen. Dies kann helfen, aus dem Leben Abschied zu nehmen und eine Form von Sterbebegleitung werden. Dafür allerdings müssten sich Seelsorger und Seelsorgerinnen Zeit nehmen und Geduld aufbringen. Vielleicht können sie aber auch Angehörige ermutigen, sich solche Geschichten erzählen zu lassen.

#### *5.2.5 Lebensgeschichten über mehrere Generationen*

Lebensgeschichten sind nie isoliert zu betrachten. Wir haben schon oben gesehen, dass sie verbunden sind mit dem kulturellen und weltgeschichtlichen Kontext. Erst recht aber gehören zu jeder Lebensgeschichte auch die Geschichten der Vorfahren und der nachkommenden Generationen hinzu. Durch die systemische Wahrnehmungsweise wird dies noch unterstrichen. So kommt eine mehrgenerationale Beschäftigung mit Ressourcen und auch mit Schädigungen von Lebensgeschichten immer stärker in den Blick.

Gemeindeseelsorge hat diesen Blick schon lange gekannt. Seelsorger und Seelsorgerinnen in Kirchengemeinden kennen Familien über mehrere Generationen hinweg und sehen, wie sich Lebensgeschichten in Familienverbänden verfolgen lassen. Familien und einzelne Personen können ermutigt werden, die Geschichten der Vorfahren zu erforschen und zu bedenken, wie sich die eigenen Lebenswege auf die Nachfahren auswirken.

# Mythobiographie

## Biographische Reflexionen und christlicher Glaube im Spiegel osteuropäischer Biographien<sup>1</sup>

*Balázs Siba*

### Einleitung

Das Wort Mythobiographie bezeichnet das Ergebnis einer Spurensuche in der eigenen Lebensgeschichte anhand der Frage: Wo und wie war Gott auf meinem Lebensweg zu erfahren.

Wenn wir an unsere eigene Lebensgeschichte oder auch an die große Geschichte des Christentums denken, können wir feststellen, dass hinter beiden eine nur schwer zu beantwortende Frage steht. Die Frage der gemeinsamen Geschichte lautet: *Wo ist Gott in der Welt?*<sup>2</sup> Die Frage, die wir uns selbst stellen, heißt: *Was wird aus mir? Gestalte ich mein Leben richtig?* Auf den ersten Blick scheint es, als ob diese zwei Fragen nichts miteinander zu tun hätten, in Wirklichkeit sind sie aber untrennbar miteinander verbunden. Die Anwesenheit Gottes hat eine direkte Auswirkung auf den Verlauf unseres Lebens, und vom Aspekt unserer *Reise* in dieser Welt ist es von entscheidender Bedeutung, wie Gott in der Welt anwesend ist.

Es ist schwer, diese Fragen eindeutig zu beantworten. Es sind offene Fragen. Es ist aber der Mühe wert, sich mit ihnen zu beschäftigen. Sie erfordern unsere Reflexion und können dazu beitragen, mit der uns gegebenen Zeit bewusst umzugehen.<sup>3</sup>

Das Ziel meiner Arbeit ist, unsere Anschauung zu formen, gleichzeitig möchte ich der Anwendung der Biographiarbeit in der christlichen Kirche ein theoretisches Fundament geben.

### 1. Leben in Mitteleuropa nach der Wende

In den letzten anderthalb Jahrzehnten konnten wir rapide Wandlungen in der ganzen Welt, besonders aber in Osteuropa beobachten. In Ungarn gab es nicht nur einen wirtschaftlichen und politischen Modellwechsel, sondern ein guter Teil der Gesellschaft musste das Leben überdenken, weil die vormals herrschenden Ideen in Nichts zerronnen sind. Nicht nur wirtschaftliche Unsicherheit und eine politische Vakuumssituation traten auf, sondern in einer tieferen Dimension des Lebens haben die Menschen den Grund verloren und die große Masse stand ohne ungreifene Weltsicht da.<sup>4</sup> Osteuropa begann einen Wettlauf, um den westlichen Wohlstand zu erreichen; dadurch aber entwickelte sich ein noch wilder Kapitalismus, der im Westen schon abgeklungen ist, weil dort Wohlstand und Verantwortung für die Gesellschaft nicht mehr voneinander getrennt sind. Osteuropa ist auch im Wertesystem unsicherer.

---

*Dr. Balázs Siba*, Adjunkt in dem Institut für Sozialwissenschaft und Kommunikation an der Reformierten Universität Gáspár Károli, Budapest

---

<sup>1</sup> Dies ist ein leicht gekürztes Kapitel aus der Dissertation von Balázs Siba mit dem Titel: *God and the Story of Life*. Eine ausführliche Bibliographie, die zu dieser Arbeit gehört, wurde am Ende weggelassen, kann aber auf Bedarf zugesandt werden.

<sup>2</sup> Capps, D., Parabolic Events in Augustine's Autobiography, *Theology Today* 40, (3 - October), 1983. 260-273. 262.

<sup>3</sup> Jetter, W., Die Theologie und die Lebensgeschichte., in Drehsen, V., Henke, D., Schmidt-Rost, R., Steck, W., (Hg.) *Der ganze Mensch* Perspektiven lebensgeschichtlicher Individualität, Berlin, New York: de Gruyter, 1997. 191- 217. 193.

<sup>4</sup> Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W., Höfer R., Mitzscherlich, B., Kraus, W., Straus, F., *Identitätskonstruktionen - Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*, Hamburg: Rowohlt, 1999.



Die osteuropäische Gesellschaft ist verschlossener als die westliche und die Menschen haben Schwierigkeiten, sich eigene Meinungen in verschiedenen ethischen und gesellschaftlichen Fragen zu bilden.

Die wichtigste Phänomen in religiöser Hinsicht ist die Veränderung der Weltbilder. In früheren Zeiten waren die Menschen natürlich auch mit unberechenbaren Ereignissen im Leben konfrontiert. Doch das Gefühl von Bedrohung hat heute ein ganz anderes Gesicht bekommen. Die Rahmen der Identität selbst wurden problematisch. Entweder sind sie verschwunden oder sie sind auf dem Weg des kaum berechenbaren und rasanten Umwandlungsprozesses.<sup>5</sup> Giddens schreibt über vier schwere Dilemmata, die in den heutigen Gesellschaften gleichzeitig präsent sind. Wir erfahren erstens Vereinheitlichung *und* Fragmentierung und zweitens zugleich Machtlosigkeit *und* Ausbeutung. Das dritte Dilemma ist die gleichzeitige Präsenz von Autonomie *und* Unsicherheit in persönlicher und gemeinschaftlicher Hinsicht. Individualität der Persönlichkeit *und* Anonymität stehen viertens nebeneinander.<sup>6</sup>

Bis in die jüngste Vergangenheit waren die Lebensbahnen vorgegeben, es gab sogenannte „normale“ Lebenswege. Es gab ungeschriebene Vorschriften, die einen bestimmten Teil des Lebens regulierten. In der Postmoderne bildeten sich dagegen in Folge der Individualisierung und Entwurzelung Identitätsmuster heraus, die die traditionellen Muster infrage stellen.<sup>7</sup>

Das Christentum hat auch für den postmodernen Menschen eine Botschaft. Wir müssen aber klar sehen, worin der Unterschied zwischen der Weltsicht des Christentums und der Postmoderne besteht. Die Postmoderne ist ein offenes, amorphes System. Sie hat eigentlich kein Zukunftsbild und kein Menschenbild, wogegen die christliche Weltsicht geschlossen ist und dennoch ein unendliches System bildet. Es ist ein geschlossenes System mit einem ontologischen Mittelpunkt, zugleich ist es aber unendlich, da Gott alle menschlichen Lebensgeschichten und Lebenssituationen in ein sinnvolles Ganzes, in den Kosmos integrieren kann. Nach christlicher Ansicht bildet die Welt etwas Ganzheitliches. Der Mensch hat seinen Platz und seine Aufgabe und man kann die drei grundlegenden Fragen des menschlichen Lebens beantworten: „Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Wofür sind wir hier in der Welt?“ Das Christentum kann aber auch auf die alltäglichen Fragen des Lebens Antworten geben, deshalb mag es für den postmodernen Mensch attraktiv sein. Da „die Menschen auf Sandhügeln nicht leben können“<sup>8</sup>, können sie nicht lange den Mangel an Wertesystemen, das Relativieren und das Gefühl der Unsicherheit ertragen. „Niemand kann voraussagen, wie das postmoderne Zeitalter aussehen wird, wahrscheinlich wird es aber nicht mehr eine Zeit der wütenden Säkularisation oder des Zerfalles der Religion werden, sondern eine Ära der religiösen Erneuerung und der Wiederkehr der Sakralen.“<sup>9</sup>

Und tatsächlich sprechen mehrere Anzeichen dafür, dass die früheren Tendenzen sich in der Postmoderne ändern. Der postmoderne Mensch versteht sich in Vernetzungen und dementsprechend sucht er für sich Anhaltspunkte.<sup>10</sup> Aus der immer wachsenden Unsicherheit in der Lebensgeschichte ergibt sich, dass die Menschen immer mehr Anhaltspunkte im Leben brauchen – wie Freunde, Werte, Tradition. Sie können ihnen helfen, die eigenen Wege im Leben zu finden.

Meiner Ansicht nach haben sich in unserer Zeit zwei gegenläufigen Prozesse (bewusst oder unbewusst) verstärkt. Einerseits hat der Mensch immer mehr Bedürfnis nach Reflexion: „Was

<sup>5</sup>Pataki F., *Élettörténet és identitás*, Budapest: Osiris, 2001. 20.

<sup>6</sup>Giddens, A., *Modernity and Self-identity - Self and Society in the Late Modern Age*, Cambridge: Polity Press, 1991. 4.

<sup>7</sup>Bohrmann, T., *Lebensalter als Thema der christlichen Sozialethik*, Münchener Theologische Zeitschrift, 2004. 3-15. 8.

<sup>8</sup>Poláková, J., *Perspektive der Hoffnung - Transzendenzsuche in der Postmoderne*, Paderborn: Schöningh, 2005. 102.

<sup>9</sup>Cox, H., *Religion in the Secular City - Toward a Postmodern Theology*, New York: Simon and Schuster, 1984. 20.

<sup>10</sup>Castells, M., *The Power of Identity - The Information Age: Economy, Society and Culture Vol. 3*, Oxford: Blackwell, 1997. 5.

macht er und warum? Andererseits hat man immer weniger Raum und Zeit für Reflexion, für sich selbst. Das ist ein schwerwiegendes Problem, da im Leben der Mehrheit der Menschen die Unterhaltungsräume und die Gelegenheit für Konversation fehlen.<sup>11</sup> In der Postmoderne besteht ein Bedarf, dass sich das Christentum den Menschen zuwendet und dieser Bedarf wächst zunehmend.

Wie dies geschehen kann, werden wir untersuchen.

## **2. Biographische Reflexion und christliche Glaube**

Der Mensch ist ein Wesen, das Grenzen überschreitet.<sup>12</sup> Der heutige Mensch fühlt dies viel stärker als je zuvor. Die Menschen wechseln ihre Arbeitsplätze und ihren Lebensraum viel öfter als in früheren Zeiten, sogar die Rollen in der Familie sind flexibler geworden. Der Mensch erlebt die Vielfältigkeit seines Lebens und inmitten der Vieldeutigkeit muss er sich als Subjekt fast jeden Tag rekonstruieren, erneut herausfinden, wer er ist. Schon im Alltag, und nicht nur in Krisensituationen erfährt der Mensch die Grenzen seines Lebens. Es gibt Situationen und Krisen im Leben, in denen Fragen der Endlichkeit anklingen, und auch solche Phasen, in denen uns unsere Identitätssuche weniger bewusst ist. Dass der Mensch sein Leben in einer größeren Perspektive betrachten soll, ist kein selbstverständliches Bedürfnis.<sup>13</sup> Um durch dieses Bedürfnis einen Anknüpfungspunkt zu den Menschen zu finden, muss das Christentum zuerst die Menschen zur Selbstreflexion anregen. Wir können nur dann auf die großen Fragen des Lebens eine Antwort geben, wenn sie überhaupt gestellt sind. Wir können bei der Fragestellung unsere Unterstützung anbieten. Die Interpretation des Lebens und die Deutung seiner Ereignisse sind keine leichte Aufgabe. Auch diese müssen gelernt werden. Manchmal kommen im menschlichen Leben paradoxe oder kritische Situationen vor, die wir von uns aus nicht verstehen können, beziehungsweise wir haben keinen adäquaten Wortschatz um diese Ereignisse richtig zu beschreiben.<sup>14</sup> Wo existentielle Fragen auftauchen, da decken sich das Bedürfnis des Menschen und die Lehre des Christentums.

Indem wir andauernd unseren Freunden und Bekannten über uns und über unsere Erlebnisse erzählen, Ich-Botschaften aussenden, versuchen wir in diesen alltäglichen Erzählungen uns selbst und unseren Platz in der Welt von außen zu verstehen und zu interpretieren. Über dieses Phänomen spricht die christliche Anthropologie, demzufolge der Mensch ein exzentrisches Wesen ist, das sich nur aus einer äußeren Perspektive verstehen kann.

## **3. Paradigmenwechsel in der Postmoderne**

Mit der Veränderung der Gesellschaft verändern sich auch die Rahmenbedingungen der Identität und die Modelle, die die Lebenswirklichkeit des heutigen Menschen genauer beschreiben. Im Folgenden möchte ich diejenigen Formen erörtern, die die Identität im postmodernen Leben genauer darzustellen versuchen. Diese Theorien sind ausschlaggebend, um die Veränderungen in der Religiosität der heutigen Menschen verstehen zu können.

---

<sup>11</sup>Fodorné Nagy S., Igehirdetés a posztmodern korban ó szószéken és katedrán, Református Szemle, Az Erdélyi Református Egyházkerület a Királyhágómelléki Református Egyházkerület és az Evangélikus ó Lutheránus Egyház hivatalos lapja 99. évf., (4. sz.), 2006. 387-400. 387.

<sup>12</sup>Morton, A. R., A határonélmi, in ŐHálávaláldozzál ő - A Károli Gáspár Református Egyetem Hittudományi Kara tiszteletbeli doktorainak tanulmányai a 150. évforduló ünnepén Budapest: KRE, 2005. 377-389. 387.

<sup>13</sup>Fuchs-Heinritz, W., Biographische Forschung - Eine Einführung in Praxis und Methoden, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2005. 17.

<sup>14</sup>Rosenthal, G., Erlebte und erzählte Lebensgeschichte - Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt am Main: Campus, 1995. 104.

### 3.1. Die Verbreitung des narrativen Denkens

Wir können beobachten, dass zu den modernen Theorien der Identität nicht nur solche Denkansätze hinzugekommen sind, die die bisherigen Modelle ergänzen, sondern sie sehen Identität jeweils im Kontext. Im Folgenden werde ich darstellen, wie und warum die Rolle des Narrativen in der Prägung der menschlichen Identität in den Vordergrund gerückt ist.

#### 3.1.1. Von der Projektidentität bis zur Lebensgeschichte

Es geht um die Frage, ob Identität als eine vorantreibende Kraft in unserer Zeit verstanden werden kann - wie es Eriksons Auffassung entspricht ó oder ob die Menschen nach den besten Lösungsmöglichkeiten mit dem kleinsten Defizit in den gegebenen Situationen streben.

Obwohl der Mensch in der Lage ist, auf hoher moralischen Ebene Entscheidungen zu treffen setzt unser Instinkt sich in der gegebenen Lebenssituation durch: šIch breche aus (aus der Notsituation), also bin ichō (Great Escapes).<sup>15</sup> Von diesem Standpunkt aus wird die Identität nicht von der Entwicklung her bestimmt, sondern immer von dem Kohärenzsystem des gegenwärtigen Lebens. Es hat zwar einen bestimmten Ablauf, der eben als Wachsen oder als Entwicklung interpretiert werden kann. Die meisten Menschen denken in relativistischer Weise und treffen ihre Entscheidungen kontextabhängig.<sup>16</sup> In dem Alltag können wir hauptsächlich über Projektidentität<sup>17</sup> sprechen. Der Mensch, der seine Projekte ausführt, reflektiert über sein Leben nicht immer aus einer Perspektive, denkt nicht über die große Frage seines Lebens nach, sondern er arbeitet für sich kurz- und mittelfristige Pläne aus, Projekte, die für ihn identisch sind. Solches šUnternehmungenō sind Eheschließung, die Geburt der Kinder, der Hausbau oder viele andere Projekte im Leben, auf die wir unsere Kräfte in einem bestimmten Lebensabschnitt konzentrieren, und uns in der Welt durch sie definieren. Wir wissen ungefähr, wie viel Zeit unsere unterschiedlichen Projekte benötigen, und was für ein Ziel wir mit unserer Arbeit erreichen möchten. Projektidentität bedeutet auch, dass man seine Lebensenergie und seine Lebenserfahrung nach dem augenblicklichen Bedarf benutzt und die Zukunft in Projekte (von Projekt zu Projekt) eingeteilt betrachtet. Wir nehmen wahr, dass wir uns in jedem Problem, welches das Leben für uns mit sich bringt, und in jeder Aufgabe immer wieder neu definieren sollen. Wir müssen immer in einer konkreten Lebenssituation auf die Grundfragen (Wer bin ich? Wo ist mein Platz?) Antwort finden. Die in den Einzelsituationen gegebenen, konkreten Antworten integrieren wir (laut Keupp) auf narrative Weise in ein einheitliches System. In den Alltagsgeschehnissen treffen wir bestimmte Entscheidungen, die gleichzeitig unser Selbstbild formen. Unsere Entscheidungen sind jedoch nicht unabhängig davon, was wir von uns in einer bestimmten Situation halten. Obwohl die Selbstthematisierungen vielfältig sein mögen, finden wir Anhaltspunkte, die die Kohärenzbildung unterstützen. Diese Anhaltspunkte bezeichnet Keupp als Teilidentitäten.<sup>18</sup> Die Teilidentitäten sind an verschiedene Lebenssituationen gebunden, wir unterscheiden zum Beispiel berufliche, familiäre oder religiöse Teilidentitäten. Die Teilidentitäten sind in sich variable Systeme und abhängig von den Lebensabschnitten, Lebenssituationen können in den Vordergrund oder in den Hintergrund treten. (Wenn jemand zum Beispiel kaum mit religiösen Fragen konfrontiert wird, kann dessen Teil-Identität durch mehrere Jahre im Hintergrund bleiben.) Die Teilidentitäten können widersprüchlich sein, man spielt nämlich verschiedene Rollen im Leben, man benimmt sich anders am Arbeitsplatz, als zu Hause oder beim Fußballspiel. In jedem Lebensabschnitt mag eine andere Teilidentität dominieren. Die berufliche Teilidentität ist zum Beispiel für den

<sup>15</sup> Cohen, S., Taylor, L., Ausbruchversuche: Identität und Widerstand in der modernen Lebenswelt, Frankfurt am Main: Campus, 1977. 23.

<sup>16</sup> Hutsebaut, D., Some Perspectives on Religious Maturity, in Lombaerts, H., Pollefeyt, D. (Ed.), Hermeneutics and Religious Education, Leuven: UitgeverijPeeters, 2000. 337-355. 350.

<sup>17</sup> Castells, M., The Power of Identity - The Information Age: Economy, Society and Culture Vol. 3, Oxford: Blackwell, 1997. 9.

<sup>18</sup> Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W., Höfer, R., Mitzscherlich, B., Kraus, W., Straus, F., Identitätskonstruktionen - Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Hamburg: Rowohlt, 1999. 217.

erwachsenen Lebensabschnitt bedeutend. Viele Menschen definieren sich durch ihre Berufsrolle oder durch ihren Status in der Welt. Damit das menschliche Leben ein kohärentes Ganzes bilden kann, braucht man bestimmte Systeme. Eine herkömmliche Form der Systembildung ist, den Alltag des Lebens in einen historischen Rahmen einzufassen und die vielen kleinen Geschichten zu einer großen Geschichte zu formen, die einen Anfang und ein Ende hat und auf ein Ziel ausgerichtet ist. Durch die situationsbedingten Selbstthematizierungen bildet sich die Teilidentität heraus. Wir verbinden sie mit einem generalisierten Identitätsgefühl, und der bewusste Teil des Identitätsgefühls führt zu einer narrativen Selbstrepräsentation, zu der biographischen Kernnarration.<sup>19</sup>

### 3.1.2 Identitätskonstruktion

Es ist ersichtlich, dass Lebensereignisse an Teilidentitäten gebunden sind und durch sie interpretiert werden. In den Narrativen verarbeiten wir also die Ich-Thematizierungen und mit Hilfe einer umgreifenden Weltsicht formen wir sie zu einem sinnvollen System.<sup>20</sup>

Unsere Denkstruktur formt verschiedene Geschichten aus der Kette der Ereignisse und wir benutzen die, die sich entsprechen. Die narrative Identität ist keine fertige Konstruktion, obwohl es Drehbücher und eine Kerngeschichte enthält, sondern sie entsteht immer in einer konkreten Lebenssituation, in unseren Interaktionen. §Erzählungen und Geschichten waren und bleiben die einzigartige menschliche Form, das eigene Erleben zu ordnen, zu bearbeiten und zu begreifen. Erst in einer Geschichte, in einer geordneten Sequenz von Ereignissen und deren Interpretation gewinnt das Chaos von Eindrücken und Erfahrungen, dem jeder Mensch täglich unterworfen ist, eine gewisse Struktur, vielleicht sogar einen Sinn.<sup>21</sup>

Entsprechend diesem Modell benutzt der Mensch ein System, das so abstrakt ist, dass der Mensch sein Leben als Ganzes betrachten kann, es ist aber nicht so abstrakt oder kategorisch, dass es sich nicht kontinuierlich ändern könnte. Die narrative Identität erscheint als ein Prozess, der die Wandlungen und sogar auch die Unvollständigkeit des Lebens umfassen kann. Nach Giddens ist für menschliche Identität nicht die Interaktion mit den anderen ausschlaggebend (Mead) ó obwohl sie wichtig ist ó, sondern dass der Mensch imstande ist, seine narrative Geschichte fortzuschreiben: §Die Identität ist kein Einzelwesen, das man besitzen kann, sondern sie muss immer wieder erarbeitet und errungen werden. Dessen Instrument ist die erzählte eigene Geschichte.<sup>22</sup>

Hardy geht sogar so weit zu behaupten, dass wir unser ganzes Leben und unsere Relation zur Welt auf narrative Weise gestalten: §Wir träumen narrativ, Tagträumen narrativ, erinnern, antizipieren, hoffen, verzweifeln, kritisieren, glauben, zweifeln, planen, revidieren, kritisieren, konstruieren, klatschen, hassen und lieben in narrativer Form.<sup>23</sup> Die Identität ist keine Abstraktion, die vom Menschen besessen werden kann, sondern ein struktureller Rahmen, der von der historischen Geschichte strukturiert und situationsabhängig mit Inhalt gefüllt wird. Das Narrative erscheint also wie ein Denkraum, eine Struktur, die die Kohäsion der Identität versichert. §Individuen entwickeln im Alltag - ähnlich wie Wissenschaftler - Theorien über das Funktionieren der Welt und über ihr Handeln, wenden sie handelnd an, überprüfen und ó wenn nötig ó revidieren sie.<sup>24</sup>

<sup>19</sup>Ibid. 217. Fowler, J. W., Stages of Faith - The Psychology of Human Development and the Quest for Meaning, San Francisco: Harper, 1981. 19.

<sup>20</sup>Ibid. 229.

<sup>21</sup>Heiko, E., Psychotrends - das Ich im 21. Jahrhundert, München: Piper, 1996. 202.

<sup>22</sup>Giddens, A., Modernity and Self-Identity - Self and Society in the Late Modern Age, Cambridge: Polity Press, 1991. 54.

<sup>23</sup>Hardy, B., Towards a Poetics of Fiction - An Approach through Narrative NOVEL 2, 1968. 5-14. 5.

<sup>24</sup>Lucius-Hoene, G., Deppermann, A., Rekonstruktion narrativer Identität - Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews, Opladen Leske, 2002. 55.

### 3.2. Die christliche Weltanschauung als Hermeneutik des Lebens

Woher kommt die Verbindung zwischen dem narrativen Denken und Religion? Paradigmatisches Denken kategorisiert und bildet Hierarchien, wogegen das Narrativ die Sachen der Welt derart systematisiert, dass es nicht alle Elemente in ein abstraktes wissenschaftliches System integrieren muss. (Dieses wenig abstrakte System ist zugleich viel flexibler.) Das Narrative will nicht alles kategorisieren, deshalb kann es über die Unvollkommenheit des Lebens sprechen und kann die Paradoxien, die Unerklärbarkeit oder Unerschließbarkeit auch in sich schließen. Das Narrative formuliert seine letzten Wahrheiten metaphorisch, es spricht in Bildern, sodass der religiöse Mensch mit Hilfe des Narrativen seinen Platz in der Welt finden und sein Leben im Verhältnis zu Gott verstehen kann. Wie es Streib formuliert: *§Der Glaube hat eine besondere Beziehung zum Narrativ. Das Narrativ hat die Kraft, die Wirklichkeit neu zu gestalten. Mit den (biblischen) Narrativen im Zwiegespräch zu sein und sie zu lesen, macht uns fähig, unsere eigene Geschichte umzudeuten und zu überschreiben.*<sup>25</sup>

Die Heilige Schrift und das Christentum bieten uns Gesichtspunkte an, wie wir Gottes Arbeit in unserem Leben lesen können. Die kollektive Erinnerung gibt den Rahmen dazu, wie wir unsere Lebensereignisse zu einer runden Geschichte zusammensetzen können.<sup>26</sup>

Die ererbte, übernommene Leseweise systematisiert nämlich unsere Erlebnisse und hilft uns damit, eine Rangordnung aufzustellen, was wir in unserem Leben für wichtig halten sollen. Gott ist nicht nur in den einzelnen Geschehnissen unseres Lebens präsent, sondern er ist auch in der Weise präsent, wie wir die Ereignisse betrachten, wie wir die Welt anschauen. Wenn wir auf diese Art Wirklichkeit in unserer Lebenswelt interpretieren, wird der Glaube zum Grund der Erinnerung. Vom Gesichtspunkt meines Glaubens aus interpretiere ich die Ereignisse meines Lebens. Dazu sagt Henning Luther: *§Wenn in Biographie Ich und Welt zueinander in Beziehung gesetzt werden, dann scheint die religiöse Dimension nicht erst auf, wenn eine dritte Größe wie Gott ins Spiel gebracht wird, sondern in einer spezifischen Konstellation, wie Ich und Welt in Beziehung zueinander gesetzt werden.*<sup>27</sup> Die Weltanschauung des christlichen Menschen unterscheidet sich nicht unbedingt dadurch, dass seine Welt andere Elemente beinhaltet als die Welt des ungläubigen Menschen, sondern dadurch, dass seine Betrachtungsweise verschieden ist, dass er die vorhandenen Elemente anders interpretiert und zu den Ereignissen, zu den Figuren des Lebens sich anders verhält. Die hermeneutische Rolle der Religion besteht in der Interpretation der Erlebnisse und Erfahrungen. Sie hilft uns, unser Leben von einem Gesichtspunkt aus zu interpretieren, wo Gott als eine existente Wirklichkeit betrachtet wird, die nicht nur auf mein Leben eine Wirkung ausübt, sondern auf das Leben der weiteren Gemeinschaft und sogar auf das Leben der ganzen Welt. *§Die Lebensgeschichte, die wir als eine Geschichte mit Gott verstehen, wird eine Basis dessen, die einzelnen Ereignisse und Erfahrungen in einen spezifischen Sinnzusammenhang zu stellen.*<sup>28</sup> Wenn wir die Biographie als ein Meta-Narrativ betrachten, erscheint das Christentum wie ein Meta-Meta-Narrativ in diesem Vergleich.<sup>29</sup> Vom hermeneutischen Standpunkt aus erfolgt hier ein Doppelpertes. Einerseits schreibe ich meine Geschichte aus einer neuen Perspektive in Relation zu Gott um, andererseits wird durch diese Umschreibung mein Leben zur gemeinsamen Geschichte von Gott und Mensch herangezogen. Ich interpretiere mein Leben im Verhältnis zu Gott, gelegentlich interpretiere ich mich neu als sündiges und doch erlöstes Kind Gottes. Re-

<sup>25</sup> Streib, H., *Hermeneutics of Metaphor - Symbol and Narrativ in Faith Development Theory*, Frankfurt am Main: Peter Lang, 1991. 11.

<sup>26</sup> Komoróczy G., *A babilóni fogság ó Egyéni és közösségi stratégiák az identitás meg rzésére kisebbségi helyzetben*, in *Bezárkózás a nemzeti hagyományba ó Az értelmiség fele ssége az ókori keleten*, Budapest: Osiris, 1995. 210-278. 216.

<sup>27</sup> Luther, H., *Religion und Alltag - Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts*, Stuttgart: Radius-Verlag, 1992. 121.

<sup>28</sup> Wagner-Rau, U., *Segensraum Kasualpraxis in der modernen Gesellschaft* Stuttgart: Kohlhammer, 2000. 127.

<sup>29</sup> Ritschl, D., "Story" als Rohmaterial der Theologie, in Ritschl, D., Jones, H. O. (Hg.), "Story" als Rohmaterial der Theologie, München: Chr. Kaiser Verlag, 1976. 7-41. 33.

ligion transzendiert also das eigene Leben dadurch, dass sie das Leben vom Ende her deutet und es in eine Interpretationsgemeinschaft integriert.<sup>30</sup>

In den Lebensgeschichten wird der Glaube erfahrbar. Die Reflexion über unser Leben (nämlich dass wir unser Leben vor Gott bringen) ist also sein Teil von dem Programm des christlichen Glaubens.<sup>31</sup> Hier treffen die zwei Annäherungsmethoden zusammen: Wenn wir uns mit menschlichen Biographien befassen, begegnen wir unausweichlich religiösen Fragen, und wenn wir den Menschen vom Standpunkt des christlichen Glaubens aus betrachten, gelangen wir durch seine Gottessuche zu den Fragen seiner Lebenserfahrungen und seiner Lebensgeschichte. Wenn wir es anders ausdrücken wollen können wir sagen, dass die Gottessuche des Menschen und Gottes Menschensuche in den konkreten Lebensgeschichten zusammentreffen. Die Verbindung der menschlichen Identität mit dem christlichen Meta-Narrativ ist also keine abstrakte Sache, sondern sie ist mit Personen, Erlebnissen, Lebenssituationen verbunden. Die Identität stammt nicht aus einem abstrakten Prinzip, sondern sie wird aus konkreten, lokalen Zusammenhängen zusammengestellt, wo die stabilen Elemente in konkreten Zusammenhängen Sinn gewinnen. Auf die Fragen 'Wer bin ich?' und 'Wo ist Gott in der Welt?' gibt die konkrete Lebensgeschichte die Antwort.

Aus der Perspektive der Lebensgeschichten bildet sich das christliche Meta-Narrativ als Hintergrund zu den vielen winzigen Lebensgeschichten heraus.<sup>32</sup> Das Meta-Narrativ wird von wiederum wird von den Lebensgeschichten gebaut. Deshalb ist es nicht unabhängig von ihnen, immerhin ist es mehr als die Gesamtheit der Teilgeschichten und unterschieden von ihnen. Das christliche Meta-Narrativ wird für uns eine wegweisende und formende Kraft. 'Lebensgeschichtliche Reflexion und Selbstreflexion gehören schließlich untrennbar zum Programm der christlichen Religion.'<sup>33</sup> Es geht jedoch um die Frage, ob der heutige Mensch bereit ist, solch einen Lebensplan, ein Meta-Narrativ sein eigen zu nennen, in dem er für seine Lebens Prinzipien findet und einen Weg beschreitet, auf dem Millionen vor ihm über Jahrtausende Christus nachfolgt sind, der aber trotzdem immer aus eigenen, personenspezifischen Schritten besteht.<sup>34</sup>

#### 4. Osteuropäische Mythobiographien

In diesem Teil meiner Studie ich an konkreten Beispielen die Punkte in den Lebensgeschichten dar, aus denen die so genannte Mythobiographie zusammengestellt ist.<sup>35</sup> Die auf Gott bezogene interpretierte Version unserer Lebensgeschichte und unserer Identität, die von Religiosität her geschrieben wird, kann auf einfache Weise analysiert werden, wenn sich Menschen als kirchlich-religiös bezeichnen.<sup>36</sup> Wie erscheinen aber spirituelle, religiöse Themen in Biographien derer, die sich religiös, aber nicht kirchlich oder gar als unreligiös bezeichnen? Um auf diese Frage eine Antwort zu finden, brauchen wir Probanden, die in einer Lebensperiode oder in ihrem ganzen Leben in nichtreligiösem Milieu gelebt haben, entweder weil ihre Erzie-

<sup>30</sup> Assmann, J., *A kulturális emlékezet - Írás, emlékezés és politikai identitás a korai magaskultúrákban*, Budapest: Atlantisz 1999. 131. vö: Nassehi, A., *Religion und Biographie - Zum Bezugsproblem religiöser Kommunikation in der Moderne*, in Wohlrab-Sahr, M. (Hg.), *Biographie und Religion - Zwischen Ritual und Selbstsuche*, Frankfurt am Main: Campus, 1995. 103-127. 104.

<sup>31</sup> Mandl-Schmidt, I., *Biographie - Identität - Glaubenskultur - Zur Entwicklung religiös-spiritueller Identität am Beispiel Thomas Mertons*, Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag, 2003. 33.

<sup>32</sup> Ritschl, D., "Story" als Rohmaterial der Theologie, in "Story" als Rohmaterial der Theologie, Ritschl, D., Jones, H. O., München: Chr. Kaiser Verlag, 1976. 7-41. 23.

<sup>33</sup> Hauerwas, S., *Vision and Virtue - Essays in Christian Ethical Reflection*, Notre Dame, Indiana: University of Notre Dame Press, 1981. 74-75.

<sup>34</sup> Mandl-Schmidt, I., *Biographie - Identität - Glaubenskultur - Zur Entwicklung religiös-spiritueller Identität am Beispiel Thomas Mertons*, Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag, 2003. 71.

<sup>35</sup> Klingenberg, H., *Lebensmutig - Vergangenes erinnern, Gegenwärtiges entdecken, Künftiges entwerfen*, München: Don Bosco, 2003. 119-122.

<sup>36</sup> BögreZs., *Élettörténet a társadalomtudományokban*, in PázmányTársadalomtudomány 6. Budapest, Piliscsaba: LOISIR, 2007.

hung keine religiösen Inhalte kannte oder weil sie in einem späteren Lebensabschnitt aus der Kirche austraten oder weil sie in die Kirche als Erwachsene eintraten.<sup>37</sup> Die Ansichten der religiösen Nichtkirchlichen und der Außerkirchlichen können für Kirchenmitglieder interessant sein, weil sie uns einen Spiegel vorhalten und unsere Motivationen und unsere eigenen religiösen Handlungen verstehen helfen.

Bei der Auswahl der Probanden wollte ich Personen nehmen, die zwischen 30 und 40 Jahre alt sind, und zwar aus drei Gründen: Ich wählte diesen Abschnitt des menschlichen Lebenszyklus aus, weil die Probanden in diesem Lebensabschnitt wahrscheinlich mit vergleichbaren Lebensfragen und Problemen zu kämpfen haben. Ich meinte, so aufzeigen zu können, inwiefern ihre Religiosität (eventuell auch ihr christlicher Glaube) ihre Lebensgeschichte und ihre Lebensweise in der Welt beeinflusst. Es wurde mit jedem Probanden zwei Interviews geführt. Das erste war ein sogenanntes narratives Interview, das aus drei Phasen bestand. Die erste Phase ist eine freie Erzählung der Lebensgeschichte.<sup>38</sup> Bei dem zweiten Interview habe ich die halbstrukturierte Interviewform gewählt.<sup>39</sup> Ich habe Fragen ausgewählt, die den Befragten stufenweise von den Fragen der impliziten Religion zu den Fragen der expliziten Religiosität führen.<sup>40</sup> Die sechs Personen (4 Männer und 2 Frauen), mit denen insgesamt 12 Interviews geführt wurden, zeigen natürlich nicht alle möglichen Beziehungen zur Kirche, Religion oder Gott, trotzdem können wir bei ihnen Muster, Schemata und Denksysteme finden, die nicht nur für sie charakteristisch, sondern auch in der breiteren gesellschaftlichen Umgebung präsent sind. Ich stelle die Geschichten der Befragten einzeln vor, weil jede in sich selbst, in ihrem eigenen System, verstanden werden soll.<sup>41</sup> Das Ziel der Interviews ist, heraus zu arbeiten, wie kirchliche und religiöse Themen in der Welt derer erscheinen, die im säkularisierten Milieu leben. Wichtig ist in der Forschung, dass die Befragten frei assoziieren können, damit ein getreues Bild ihrer Gedanken und der in ihrem Lebensraum vorhandenen Schemata deutlich werden.

#### **4.1. Zur Bewertung der Lebensgeschichten**

Die narrative Identität des Menschen erscheint wie ein Netzwerk von Themen, in das immer neue Elemente eingesetzt werden können. Die Menschen sind Teilnehmer an kommunikativen Netzwerken, die miteinander in permanenter Interaktion und Wechselbeziehung stehen. Identität erwächst nicht mehr aus einer gemeinsamen Weltsicht vieler, einem ideologischen, moralischen Normenpaket, sondern aus der dialogischen Welt-Erfahrung der Einzelnen in ihren Lebenswelten, und die kann nur konkret sein.<sup>42</sup> Mit den Ereignissen unseres Lebens erweitert sich das Netzwerk unserer narrativen Identität, aber mit Hilfe der Interpretationen, Schemasystemen, Drehbücher und zentralen Themen werden diese Ereignisse geordnet und finden in unserem Leben ihren Platz. Bei der Analyse der Interviews habe ich Keupps Identitätsmodell als Grundlage genommen, weil dieses Modell genau darstellt, wie die situativen Lebensgeschehnisse durch die zentralen Themen und Teilidentitäten unseres Lebens geordnet werden, beziehungsweise wie sie auf eine noch höhere Ebene gehoben werden, wo die so genannte lebensgeschichtliche Kerngeschichte und unser Identitätsgefühl und der zentrale Denkfaden, auf den wir unsere Lebensgeschichte aufreihen, entsteht.<sup>43</sup>

<sup>37</sup> Flick, U., Kardorff, E., Steinke, I., Qualitative Forschung - Ein Handbuch, Reinbek: Rowohlt, 2000. 65.

<sup>38</sup> Schütze, A., Die Technik des Narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Bielefeld: Universität Bielefeld, 1977. 1. vö: Bohnsack, R., Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung, Opladen: Leske + Budrich, 1993. 101.

<sup>39</sup> Flick, U., Kardorff, E., Steinke, I., Qualitative Forschung - Ein Handbuch, Reinbek: Rowohlt 2000. 99-105.

<sup>40</sup> Schnell, T., Implizite Religiosität - Zur Psychologie des Lebenssinns, Trier: Universität Trier, 2004. 46-55.

<sup>41</sup> Sárkány P., Azegyzisztenciálispszichoanalízisemberképe, Pro Philosophia 46., 2006. 47-54.

<sup>42</sup> Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W., Höfer R., Mitzscherlich, B., Kraus, W., Straus, F., Identitätskonstruktionen - Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Hamburg: Rowohlt, 1999. 99.

<sup>43</sup> Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W., Höfer R., Mitzscherlich, B., Kraus, W., Straus, F., Identitätskonstruktionen - Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Hamburg: Rowohlt, 1999. 217.

#### 4.1.1. Der persönliche Mythos

Bei der Analyse der menschlichen Lebensgeschichten können wir sehen, dass hinter jeder Geschichte ein persönlicher Mythos (Meta-Story) steht.<sup>44</sup> Ein idealisiertes Selbstbild, das einerseits die bisherige Ereignisse und Wege unseres Lebens realistisch widerspiegelt, andererseits beinhaltet es eine positive Sicht, dass wir unser Leben, so gut wie wir es können meistern.<sup>45</sup> „Er sieht eine Lebensbahn, und sagt, er würde mit seinem Leben an ihr entlang gehen.“ (Proband Vilmos)

In unseren Krisen und Alltagskämpfen ist es nötig, dass wir unseren Platz und unsere Rolle in der Welt im Grunde genommen positiv betrachten. Die Mehrheit der Befragten war mit ihrem Leben größtenteils zufrieden. Als die Frage gestellt wurde, wann sie sich am unglücklichsten gefühlt hätten, antworteten sie entweder, dass so etwas nie passierte oder sie deuteten auf eine frühere Krise im Leben hin, die sie schon mehr oder weniger verarbeitet hatten. „Wann bin ich unglücklich gewesen? Darüber müsste ich tief nachdenken. Jetzt fällt mir dazu nichts ein“ (Probandin Ildikó). „Der schwerste Moment meines Lebens war der Verlust meiner Eltern“ (Proband Szabolcs). „Seitdem ich mich bekehrt hatte, war ich von keiner großen Freude aber auch von keiner großen Traurigkeit betroffen“ (Probandin Katalin). Der persönliche Mythos bildet also ein Denkgerüst, das die Ereignisse so organisiert, dass der Hauptdarsteller (der Erzähler der Geschichte) relativ positiv erscheint und er seine Zuhörer von der Sinnhaftigkeit seines Lebens und von der Bedeutung seiner Argumente und Handlungen überzeugen kann. Es bedeutet aber keinesfalls, dass der Mensch seine Fehler verleugnen würde, sondern er betrachtet sich kritisch, aber mit solcher Liebe, wie es auch ein anderer es tun würde.<sup>46</sup> Es ist auffällig, dass das Realitätsgefühl oder die Selbstkritik in der Lebensgeschichte weiterhin präsent bleibt. „Was sieht der, der mein Leben von oben her betrachtet? Er sieht einen Mensch unter vielen“ (Katalin). Der persönliche Mythos ermöglicht also, dass Dichtung und Wahrheit in den Lebensgeschichten gemeinsam erscheinen, er kann aber auch solche Motive und Momente beinhalten, die es dem Erzähler ermöglichen, seine Identität durch Metaphern zu beschreiben. In Vilmos' Lebensgeschichte zum Beispiel tauchen Bilder der Schifffahrt und des Wassers seit seiner Kindheit bis zur Gegenwart auf. Das Bild der Schifffahrt wird an einem Punkt zur Metapher seines Lebens. „Ich bin wie ein Schiff, das eben jetzt eine Kurve macht“ (Vilmos). In den religiösen Lebensgeschichten begegnen wir öfter solchen metaphorischen Fassungen. Das religiöse Denken steht nämlich dem metaphorischen Denken nahe. „Ich lebe mein Leben als Gefährtin Christi“ (Katalin). In der nichtreligiösen Identität dieses Lebensalters stehen die Familiengründung, die Kindererziehung, der Hausbau usw. im Mittelpunkt des Lebens, während bei den religiösen Biographien auch Aufgaben für die Umwelt und für das Reich Gottes sichtbar werden. „Der Herr hat mich in die Mission gestellt“ (Katalin). „Ich muss die Menschen lieben lehren“ (Katalin). Die religiösen Biographien werden darum einerseits in einem weiteren Kontext als ein Teil der Geschichte Gottes interpretiert, zugleich ist es eine metaphorisch-symbolische Deutung.<sup>47</sup> „Der Herr weiß, dass es das Höchste für mich ist, als Christin tätig zu sein, und am Bau seines Reiches teilzunehmen“ (Katalin). „Ich glaube, dass ich im Leben eine Berufung habe, ich möchte aber nicht wissen, worauf sie sich bezieht. Es wäre gut, von Gott so geführt zu werden, dass ich gar nicht merke, dass ich diese Berufung geschafft habe. Es gibt große Charaktere, die ihre Berufung ertragen können. Es gibt Menschen, die sie schaffen können, aber sie können sie nicht ertragen, und es gibt solche, die nicht wissen, was sie geschafft haben. Ich möchte glauben, dass Gott mich

<sup>44</sup> Fraas, H.-J., *Die Religiosität des Menschen - Ein Grundriss der Religionspsychologie*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1990.135kk; Schnell, T., *Implizite Religiosität - Zur Psychologie des Lebenssinns*, Trier: Universität Trier, 2004. 27.

<sup>45</sup> Oevermann, U., *Ein Modell der Struktur von Religiosität - Zugleich ein Strukturmodell von Lebenspraxis und sozialer Zeit*, in Wohlrab-Sahr, M. (Hg.), *Biographie und Religion - Zwischen Ritual und Selbstsuche*, Frankfurt am Main: Campus, 1995. 27-102. 65.

<sup>46</sup> Schnell, T., *Implizite Religiosität - Zur Psychologie des Lebenssinns*, Trier: Universität Trier, 2004. 3.

<sup>47</sup> Vö: Nestler, E., *PNEUMA ó Ausseralltägliche religiöse Erlebnisse und ihre biographischen Kontexte*, Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 1998.23.



führen und gebrauchen kannō (Proband Tamás). Worum ging es in den letzten 30 Jahren meines Lebens? Es ging um die Anpassung an meine Familie. (Und die nächsten 30 Jahre?) Am liebsten würde ich sagen, dass es um die Anpassung an Gott gehen sollte, das ist eine höhere Kategorie (Vilmos).

Es ist ersichtlich, dass die Metaphern helfen, uns unsere Welt als sinnvolles Ganzes und uns selbst als kohärente Personen zu betrachten.

#### 4.1.2. Anknüpfungspunkte zwischen unserem Leben und dem Christentum

Die Vorbilder, denen wir während unseres Lebens begegnen, die Mentoren, die uns beim Erwachsenwerden helfen, die Lehrfabel, die wir geerbt haben, die Parabeln, die uns als Lebenserläuterung dienen oder die Gruppenidentität, als deren Mitglied wir uns fühlen, sind hinsichtlich unseres persönlichen Mythos von ausschlaggebender Bedeutung.<sup>48</sup> Die Anknüpfungspunkte, an denen die persönliche Lebensgeschichte die große Geschichte des Christentums trifft und an denen das Individuum die christliche Identität sein eigen nennt, können ganz vielfältig sein. Nach der Befund der Interviewanalysen gibt es im Grunde genommen zwei verschiedene Integrationskräfte, die dem einzelnen Menschen dabei helfen, dass er die Antwort auf seine Lebensfragen im Christentum finden kann. Die, die ins Christentum nicht hineingewachsenō sind (Szabolcs), beginnen die Botschaft des Christentums in Grenzsituationen zu suchen. Ich habe den Grund gesucht, wo ich es falsch gemacht habeō (Katalin). ŠÉva hat angefangen zu sagen, dass wir in die Kirche gehen sollen, das wird uns bestimmt helfenō (Zoltán). Die Grenzsituationen und Krisen an sich bedeuten natürlich nicht, dass der Mensch zu einer christlichen Gemeinde findet, sie bedeuten aber eine bestimmte Aufgeschlossenheit, eine Zeitperiode der Antwortsuche. Die Integration derer, die zu Christen geworden sind, passierte nie ohne Vorgeschichte. Katalin zum Beispiel hatte schon Vorkenntnisse vom Christentum, sie ging als Kind zur Kirche und wurde als Erwachsene konfirmiert. Daran ist ein anderer wichtiger Faktor geknüpft: die Ebene der menschlichen Beziehungen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist im Leben vieler eine persönliche Begegnung, ein Lebensmuster von entscheidender Bedeutung. So war es zum Beispiel in Tamasø Leben, als er als Kind Pfarrer Vendel und die reformierte Gemeinde getroffen hat, oder bei Vilmos, der als Erwachsener an einem Cursillo (škleiner Kursō von drei Tagen in der Kath. Kirche, in dem in kleinen Gruppen nach dem šErlebnis des Wesentlichenō gesucht wird) teilnahm und später zu einer Universitätsgemeinde stieß. Oder bei Zoltán, der durch seine Frau nach mehr als einer jahrzehntelangen Unterbrechung sich wieder in die christliche Gemeinde integrierte.

#### 4.1.3. Die Formen der Mythobiographie

Hinsichtlich der religiösen Thematisierung des Selbst können wir aus christlicher Betrachtungsweise drei verschiedene Mythobiographien in den Interviews unterscheiden. In der ersten Art der Mythobiographie erscheinen die religiösen Themen und Interpretationen nur hier und da. In der zweiten Art der Mythobiographie innerhalb eines Kohärenzsystems organisieren sich die religiösen Themen zu einer Geschichte und erscheinen als Teilidentitäten. Der Mensch hat eine gemeinsame Geschichte mit Gott, aber diese Geschichte steht nicht unbedingt in Beziehung zu anderen Teilidentitäten. In der dritten Art der Mythobiographie wird die Religion schon auf der Ebene der Metaidentität, der Selbstidentifikation wichtig. Religion erscheint nicht nur als eine kohärente Geschichte, sondern auch als eine integrierende, sinngebende Erklärung für die anderen Teilidentitäten, für die anderen möglichen lebensgeschichtlichen Erzählungen. In einer biographischen Erzählung, die von der Familie, der Arbeit usw. aus erzählt wird, wird die Mythobiographie zum Ordnungsprinzip auch für die anderen Teilidentitäten. Es gibt Durchgänge zwischen den verschiedenen Arten der Mythobiogra-

<sup>48</sup>Klein, S., *Theologie und empirische Biographieforschung - Methodische Zugänge zur Lebens- und Glaubensgeschichte und ihre Bedeutung für eine erfahrungsbezogene Theologie*, Stuttgart: Kohlhammer, 1994.30-34.

phien, denn die narrative Identität ist ein flexibles System. Die Lebensumstände und die aktuellen Lebensthemen mögen beeinflussen, welche der Teilidentitäten überwiegt.

Bis wir von der Ebene der situativen Selbstthematization zu den Teilidentitäten und zur Metaidentität hinkommen, können wir erörtern, wie die Mythobiographie zur Glaubensgeschichte wird. Es geht nämlich nicht nur darum, dass die Religion auf immer abstrakter Ebene in der Identitätsbildung des Menschen erscheint, sondern dass die Religion mit konkreten Glaubensinhalten verknüpft wird.

Die Frage an die Kirche ist nicht nur das, was wir dafür tun können, um die Menschen zur Selbstreflexion zu ermuntern, damit die situativen religiösen Auslegungen zu umfassender Geschichte und zur Lebensklärung werden, sondern was wir dafür tun können, dass die religiöse Selbstthematization der Menschen zum Bekenntnis, zum christlichen Glauben und zur persönlich erlebten und persönlich auf uns selbst bezogenen Wahrheit der Geschichte des Reiches Gottes werde.

## **5. Lebensgeschichten in unserer Zeit**

In diesem letzten Abschnitt betrachten wir, was man braucht, damit man seine eigene Geschichte als Teil der Geschichte des Reiches Gottes betrachten kann. In unserer Zeit bekommt man die von Lyotard erwähnte große Erzählung (die eine Erklärung dafür bietet, wo man seinen Platz in der Welt finden kann) nicht fertig in die Hand, sondern man muss die Welt für sich selbst allein interpretieren. Damit entsteht eine neue Funktion der Lebensgeschichte, nämlich dass sie zur Weltklärung werden kann. Es wird immer schwieriger, unsere Welt zu verstehen und als einheitliches Ganzes zu betrachten. In der Postmoderne kann man nicht oder immer weniger die Welt bloß durch Rationalität erfassen.<sup>49</sup> Das menschliche Bewusstsein ist nicht imstande, die Vielfalt in gewohnter Weise zu einem einheitlichen, sinnvollen Ganzes zu formen. Deshalb ist eine neue postkritische Auffassung zur Interpretation der Welt nötig. Man fühlt die Vielfältigkeit seines Lebens, die Mehrdeutigkeit der Erscheinungen und man braucht Orientierung nicht nur an den Wendepunkten und an den großen Übergängen seines Lebens, sondern man gerät Tag für Tag in Entscheidungssituationen, wobei die eigene Entscheidungsfreiheit oft zur Last wird. Dazu sagt Grözinger, dass wir uns fast jeden Tag neu erfinden müssen.<sup>50</sup> Es gibt Zeitperioden, in denen wir mehrere Wahlmöglichkeiten haben und uns entscheiden müssen, in welche Richtung wir weiter gehen wollen. Die Schwierigkeit in diesen Perioden ist, dass wir uns entscheiden müssen, durch welche Tür wir eintreten und welche wir auslassen. In unserer pluralistischen Welt müssen wir täglich mit dieser Aufgabe kämpfen. Unser Leben pulsiert in den Folgen der größeren und der kleineren Komplexität.

Die Menschen stellen ihre Lebenspläne, ihre Lebensbahnen ständig nebeneinander, heutzutage ist aber die Definition der normalen Lebensbahn immer schwieriger. Wie sieht überhaupt ein normaler Lebensweg aus? Welches Lebensmodell ist es, das von unserer gesellschaftlichen Umgebung akzeptiert wird?

Im Vergleich zu allen bisherigen Zeiten gibt es heutzutage mehrere mögliche Modelle, und wir sammeln die Variationen der denkbaren Lebensziele und Projekte auf einer immer breiteren Ebene.

Der Anschein der Möglichkeiten verstärkt das Grundgefühl in dem Menschen, dass er seinen Platz in der Welt allein bestimmen soll. Es scheint so, dass zur heutigen Zeit das Ausdenken

---

<sup>49</sup>Gerkin, C. V., *The Living Human Dokument - Re-Visioning Pastoral Counseling in a Hermeneutical Mode*, Nashville: Abingdon Press, 1984.62.

<sup>50</sup>Grözinger, A., *Die Kirche - ist sie noch zu retten? - Anstiftungen für das Christentum in postmoderner Gesellschaft*, Gütersloh: Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus, 1998. 32.

und das konsequente Vollbringen eines eigenen Lebensplanes ein immer größeres Problem wird.<sup>51</sup> In der Gegenwart kann der Mensch sich im Horizont der Interpretation seiner erlebten Vergangenheit und der Orientierung in Richtung seiner Zukunft verstehen. In der Welt aber, wo alles relativ ist, ist sowohl die Vergangenheit als auch die Zukunft unberechenbar. Die Menschen haben deshalb bewusst oder unbewusst, gern oder ungern mit dem Problem der Selbstdefinition im Alltag zu kämpfen, und die Orientierung ist in indirekter Weise mit der Frage nach dem letzten Sinn des Lebens verknüpft. Ohne umfassende Meta-Erzählungen ist die Sinnfindung immer schwieriger, deshalb ist es kein Wunder, dass wir uns an unsere eigene Biographie, an unseren eigenen Lebensplan wenden. Ohne dass wir unseren persönlichen Mythos konstruieren würden, ohne dass wir an die letzten Fragen unseres Lebens reflektierten, können wir nicht erfassen, wer wir tatsächlich in der gegenwärtigen Situation sind. Das in der Gegenwart konstruierte Selbst kann man von dem Zusammenhang der Geschehnisse in der Vergangenheit verstehen.<sup>52</sup>

### 5.1. Beziehung zu anderen Menschen

Ein christliches Verständnis von Lebenswirklichkeit betont vor allem zwei Dinge: die Wichtigkeit der persönlichen menschlichen Beziehungen und die Benutzung christlicher Narrative, Metaphern und Symbole, die in diesem Beziehungsraum entstehen.<sup>53</sup> Das Bedürfnis nach Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft wird in der Postmoderne immer stärker, deshalb kann die Kirche mit dem Ausbau des menschlichen Beziehungsnetzwerkes ihre Wege zu den Menschen finden.<sup>54</sup> Menschen sind am meisten durch persönliche Beziehungen erreichbar, sie suchen Lebensmuster, Mentoren, die bestimmte Werte authentisch vertreten, und deren Beispiele deshalb zu befolgen sind.<sup>55</sup> Die christliche Reflexion muss zwischen der Gemeinschaft und dem Individuum eine Brücke schlagen: Es hat eine fundamentale Bedeutung, dass wir in den eigenen Biographien Anknüpfungspunkte finden, die sie zu der gemeinsamen Geschichte binden, weil unsere Lebensgeschichte nur in die gemeinsame Geschichte gebettet richtig verständlich wird.<sup>56</sup> Das Ziel der Biographiearbeit ist also nicht die Entwicklung der Fähigkeit des autonomen Menschen, sich alleine durchsetzen zu können, sondern seine Integration in die Gemeinschaft.<sup>57</sup> Es ist wichtig, dass die Kirche das menschliche Leben reflektiert, damit die Menschen über Gottes Handeln in ihrem Leben auch reflektieren können. In der Praxis der Kirche muss es deshalb ersichtlich sein, dass die Kirche die menschlichen Lebenssituationen und Lebensgeschichten wahrnimmt. Die christliche Gemeinde muss fähig sein, die Energien und den Narzissmus des postmodernen Menschen in positive Energie umzuwandeln. Die wichtigste Antriebskraft der menschlichen Identität ist laut Keupp das Bedürfnis nach Aner-

<sup>51</sup>Lüking, M., Brüche und Diskontinuitäts Erfahrungen als Thema von Biographien, *MThZ55*, ( 1), 2004. 56-66. 57.

<sup>52</sup>Lucius-Hoene, G., Deppermann, A., *Rekonstruktion narrativer Identität - Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*, Opladen Leske, 2002. 48.

<sup>53</sup>Piroth, N., *Gemeindepädagogische Möglichkeitsräume biographischen Lernens*, Münster LIT Verlag, 2004. 295kk vö: Wagner-Rau, U., *Segensraum Kasualpraxis in der modernen Gesellschaft* Stuttgart: Kohlhammer, 2000.

<sup>54</sup>Nassehi, A., Die Form der Biographie - theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht, *Bios 7*, (1), 1994. 46-64. 59. vö: Uphoff, B., *Kirchliche Erwachsenenbildung - Befreiung und Mündigkeit im Spannungsfeld von Kirche und Welt*, Stuttgart: Kohlhammer, 1991.126kk Schweitzer, F., Lebensgeschichte - Bildung Religion: Rekonstruktionsfähigkeit als Bildungsziel, in Drehsen, V., Henke, D., Schmidt-Rost, R., Steck, W. (Hg.), *Der § Ganze Menschö Perspektiven lebensgeschichtlicher Individualität*, Berlin, New York: de Gruyter, 1997. 431- 447. 437.

<sup>55</sup>Es ist schwer an Gott zu Glauben, wenn wir kein Vorbild da ist. Luther, M., *Operationes in Psalmos 1519-1521* Köln, Weimar: Böhlau Verlag, 2000. 515. Ein Vorbild schränkt Rechtverstandenen die eingenen Möglichkeiten nicht ein, sondern es entbindet neue Ideen und Krafte, es regt an und ermutigt, es stellt uns Gestalt, gewordenes Leben vor Augen und motiviert so zu eigenen Versuchen Kaufmann, H. B., Vorbild sein, in Nipkow, K. E., Eisenbast, V., Kast, W. (Hg.), *Verantwortung für Schule und Kirche in geschichtlichen Umbrüchen* Münster: Waxmann, 2004. 165.

<sup>56</sup>Pohl-Patalong, U., *Seelsorge zwischen Individuum und Gesellschaft*, Stuttgart:Kohlhammer, 1996. 258.

<sup>57</sup>Josuttis, M., *Praxis des Evangeliums zwischen Politik und Religion - Grundprobleme der Praktischen Theologie*, München 1974.114. vö: Osmer, R. R., *Teaching for Faith - A Guide for Teachers of Adult Classes*, Luisville, Kentucky: Westminster / John Knox Press, 1992.106kk.

kennung.<sup>58</sup> Die christliche Gemeinde kann der Ort sein, wo dieses Grundbedürfnis erfüllt wird, wo die Menschen erleben können, dass der Befehl Christi - „Wer der Erste sein will, soll der Diener aller sein“ - im Leben von vielen zur Wahrheit wird. Die christliche Gemeinde kann der Ort sein, wo die Übernahme von Verantwortung und Hingabe anerkannt sind, wo die Arbeit, die Zeit, der Dienst an anderen Menschen wichtig sind.<sup>59</sup>

### **5.2. Deutungen im des Lebens im Licht des Wortes Gottes**

Nach Gerkins Meinung ist das Ziel des christlichen Dienstes, das Leben der Menschen in einen größeren Kontext zu stellen, als es das Alltägliche ist. "Ein zentrales Ziel unseres Dienstes liegt darin, einzelnen Menschen, Familien und Gemeinschaften dabei zu helfen, ihr Leben dadurch zu verändern, dass sie ihre Lebensgeschichte neu interpretieren, sodass sie in ein Zwiegespräch mit den Themen und zentralen Metaphern der biblischen und christlichen Geschichte kommen."<sup>60</sup>

Mit der Erweiterung der Horizonte geschieht auch eine gewisse Verschmelzung der Horizonte.<sup>61</sup> Der biblische Text wird gegenwärtig für den Menschen und durch die Kraft der Interpretation wird das wahr, wovon Ricoeur so spricht: "Nicht ich lese den Text, sondern der Text liest mich".<sup>62</sup>

Wenn ich meine Welt und mich vom biblischen Horizont aus verstehe, bekomme ich für mich bis jetzt unbekannte, neue Annäherungspunkte: "Jedes Erzählen ist bereits ein Zusammenhang-Schaffen÷inhaltlicher Art, indem Christen aus der Perspektive ihres Glaubens ihr Leben sehen und den Glauben aus der Perspektive ihres Lebens gestalten."<sup>63</sup>

Grözinger macht uns darauf aufmerksam, dass die letztliche Deutung unseres Lebens nicht dadurch erfolgt, dass sie in die große Geschichte des Christentums integriert ist, sondern im Licht des Wortes Gottes geschieht.<sup>64</sup>

### **5.3. Die vom Kind Gottes neu geschriebene Geschichte**

Gottes Wort kann neue Perspektiven zur Deutung unseres Lebens geben, nämlich: Ich bin nicht nur der Mensch, für den andere mich halten oder für den ich mich halte, sondern vor allem bin ich ein Kind Gottes, und so kann ich die Geschichte meines Lebens betrachten. Ich definiere mich im Lichte des Wortes Gottes und in der Beziehung zum transzendenten, signifikanten Anderen. Diesen Prozess nennt Donald Capps *„reframing“*.<sup>65</sup>

In der lebensgeschichtlichen Reflexion aus der Perspektive als Kind Gottes sehe ich mein bisheriges Leben nicht in der gewohnten Weise als bisher gut funktionierendes (oder eben nicht so gut funktionierendes) Drehbuch, sondern ich ordne die Dinge meines Lebens neu als Teil des Reiches Gottes. So bin ich nicht mehr der Mensch, der durch seinen Leidensweg gegangen ist, gekämpft und die Fragmente seines Lebens erkannt hat, sondern ich kann mich und meinen bisherigen und weiteren Lebensweg als ein erlöstes Kind Gottes betrachten. Der

---

<sup>58</sup>Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W., Höfer R., Mitzscherlich, B., Kraus, W., Straus, F., *Identitätskonstruktionen - Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*, Hamburg: Rowohlt, 1999.

<sup>59</sup>Osmer, R. R., *Teaching for Faith - A Guide for Teachers of Adult Classes*, Louisville, Kentucky: Westminster / John Knox Press, 1992. 106kk.

<sup>60</sup>Gerkin, C. V., *Prophetic Pastoral Practice - A Christian Vision of Life Together*, Nashville: Abingdon Press, 1991.59.

<sup>61</sup>Gadamer, H.-G., *Wahrheit und Methode - Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen: Mohr 1975.288. vö: Gerkin, C. V., *The Living Human Dokument - Re-Visioning Pastoral Counseling in a Hermeneutical Mode*, Nashville: Abingdon Press, 1984.46.

<sup>62</sup>Bergold, Ralph: *Unter ó brechende Ethik, Ein neues religionspädagogisches Konzept für etische Bildungsarbeit mit Erwachsenden*, Frankfurt: Peter Lang, 2005. vö: Ricoeur, P., A szövegvilágaésazolvasóvilága, in *Narratívák 2. Történetésfikció*, Thomka, B. Budapest: Kijárat, 1998. 9642. 22.

<sup>63</sup>Fuchs, O: *Narrativität und Widerspenstigkeit ó Strukturanalogien zwischen biblischen Geschichte und christlichen Handeln*. 87- 123.o.in: Zerfass, R.: *Erzähler Glaube ó Erzählende Kirche*. Herder, Freiburg, Basel, Wien, 1988. 109.o.

<sup>64</sup>Grözinger, A., *Die Kirche - ist sie noch zu retten? - Anstiftungen für das Christentum in postmoderner Gesellschaft*, Gütersloh: Chr. Kaiser/GütersloherVerlagshau, 1998. 120.

<sup>65</sup>Lásd: Capps, D., *Reframing - A New Method in Pastoral Care*, Minneapolis: Augsburg Fortress, 1990.

"Erfolg" der als Kind Gottes verstandenen Lebensgeschichte und deren Anerkennung sind unabhängig von gesellschaftlich oder kirchlich legalisierten Erwartungen. Der Mensch ist mit Gott im Zwiegespräch, er kann das Gesetz überschreiben und das Fragment unseres Lebens ergänzen. Diesbezüglich spricht Wagner-Rau über die Erscheinung des Christentums in der Kommunikation als Segensraum.<sup>66</sup>

In dem Feld der christlichen Kommunikation des menschlichen Lebens, wie zum Beispiel im Gottesdienst oder im seelsorgerischen Gespräch entsteht ein sogenannter "Übergangsraum", in welchem die alltäglichen Geschehnisse eine über sich hinausweisende, metaphorische Bedeutung annehmen. In der Seelsorge sprechen nicht nur zwei Menschen miteinander, sondern sie sind gleichzeitig Nachfolger Christi. In Kasualien und im Gottesdienst bringen wir unser Leben nicht nur vor die Gemeinde, sondern auch vor Gott. Solche Begegnungen, Beziehungen, Geschehnisse binden unser Leben an das Christentum.

Was der Präsenz der metaphorischen Wirklichkeit im Leben der Menschen bedeutet, zeigt uns die Aussage von Scharfenberg: Wenn sich in dem Kirchenjahr tatsächlich die Struktur eines Lebensweges abzeichnet, dann ist es in erster Linie der Weg von Jesus und nicht mein eigener. Trotzdem geschieht alles mit dem Ziel, dass mein Leben von der Bindung zur Sache Jesu durchgedrungen wird und dass ich meine Lebensgeschichte durch seine Lebensgeschichte verstehe, neu interpretiere und in ihr einen Sinn finde.<sup>67</sup>

---

<sup>66</sup>Wagner-Rau, U., *Segensraum Kasualpraxis in der modernen Gesellschaft*, Stuttgart: Kohlhammer, 2000. 9.

<sup>67</sup>Scharfenberg, J., *Einführung in die Pastoralpsychologie*, Göttingen: Vandenhoeck& Ruprecht, 1985. 79.

# Der Ort der Tagung

---

## Krzy owa ę Kreisau

### Ein historischer Ort für Widerstand und Versöhnung

Die *Stiftung Kreisau für Europäische Verständigung mit Sitz in Krzy owa ę Kreisau* fördert Aktivitäten, um friedliche Beziehungen zwischen Völkern, Gesellschaftsgruppierungen und Menschen weiter zu entwickeln. Die Stiftung verwendet dabei soziale Konzepte, die von der Widerstandsgruppe im 2. Weltkrieg, dem Kreisauer Kreis, angedacht wurden und arbeitet auf europäische und internationale Verständigung hin.

#### *Der Kreisauer Kreis*

war eine Widerstandsgruppe, die von zwei wichtigen Männern angeführt wurden, Helmuth James von Moltke aus Kreisau und Peter Yorck von Wartenburg. Viele der Widerstandsaktivitäten fanden in sehr kleinem Kreise in Wohnungen in Berlin statt. Der Kreisauer Kreis war eine Gruppe von Freunden. Drei Treffen, die von einer größeren Anzahl der Mitglieder besucht wurde, fand auf dem Gelände des Anwesens von Helmuth von Moltke im Dorfe Kreisau statt. Der Ort gehört jetzt zu Polen und hat den Namen Krzy owa.

Politische aber auch andere Themen wurden diskutiert, etwa Geschichte, Wirtschaft, Verfassungsfragen und Strukturen von Staat und Regierung. Die Ergebnisse dieser Gespräche sollten dafür dienen, Pläne für einen demokratischen deutschen Staat in einem vereinigten Europa nach der Niederlage nach dem Krieg zu entwerfen.

#### *Das Erbe der Diktaturen überwinden*

Die Mitglieder des Kreisauer Kreises waren der Meinung, dass Deutschland den Krieg verlieren würde und sollte, da eine Niederlage das deutsche Volk zwingen würde, die Folgen dafür zu verstehen, dass es den Nationalsozialismus akzeptiert und unterstützt hatte. Der Sinn war, einer ganzen Nation zu helfen, mit ihrem Erbe ins Reine zu kommen. Sie wollten eine direkte Demokratie in kleinen politischen Einheiten aufbauen, um durch Erfahrungen dort größere Einheiten zu kontrollieren.

Diese Ideen fanden zu Lebzeiten der Mitglieder keine Beachtung. Die Gestapo (Geheime Staatspolizei) entdeckte den Kreis, sah dessen Ziel und verhaftete und tötete die Mitglieder. Aber die Ideen des Kreises, Diktatur zu überwinden, wurden 40 Jahre später wieder aufgenommen, auch von Menschen aus anderen Ländern.

#### *Opposition gegen kommunistische Herrschaft*

Schon bevor der Aufstand gegen die kommunistische Herrschaft in Europa den Wandel herbeiführte, trafen sich im Winter 1988 Mitglieder der polnischen und ostdeutschen Opposition, um für das nächste Jahr eine Konferenz in Polen zu planen. Das Ziel der Konferenz war, die Freunde in den Oppositionsbewegungen mit den Aktivitäten und Ergebnissen des Kreisauer Kreises bekannt zu machen. Diese osteuropäischen Mitglieder der Opposition luden Menschen aus Polen, der DDR, Westdeutschland, den Niederlanden und den USA ein. Diese Konferenz wurde im Juni 1989 in Wrocław (Breslau), Polen abgehalten, zeitgleich mit den ersten halb-freien Wahlen in Polen, aus denen die Solidarnosc siegreich hervorgehen sollte..

#### *Versöhnung 1989 in Krzy owa*

Bei der Konferenz Juni 1989 machten Mitglieder der Solidarnosc-Bewegung den Vorschlag, das Anwesen von Kreisau vom Staat, der es als landwirtschaftlichen Betrieb führte, zu erwerben. Die Vision der Teilnehmenden war, das Anwesen in ein Zentrum zu verwandeln, wo Menschen mit verschiedenen Einstellungen und aus unterschiedlichen Ländern ihre kulturellen und politischen Unterschiede versöhnen sollten. Diese Initiative von unten wurde zum Ausgangspunkt für den historischen Versöhnungsgottesdienst zwischen Deutschen und Polen später im November 1989.

Nach diesem Gottesdienst kamen beide Regierungen überein, diese Initiative zu unterstützen und eine internationale Stiftung einzurichten, die in Polen ihren Sitz haben sollte. Im zusammengefallenen Anwesen Moltkes in Krzy owa wurden eine europäische Begegnungsstätte und eine Gedenkstätte des Widerstandes des 20. Jahrhunderts geschaffen.